ERLÄUTERUNGEN

ZU MEINER

GRIECHISCHEN SCHULGRAMMATIK.

VON

GEORG CURTIUS.

ZWEITE AUFLAGE.

PRAG, 1870.
VERLAG VON F. TEMPSKY.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Vorwort.

Eine Schulgrammatik hat für die Begründung der in ihr niedergelegten Lehren gar keinen, für Andeutungen in Betreff ihres Gebrauches höchstens in der Vorrede einen spärlich gemessenen Raum. Daher lag es mir schon beim ersten Erscheinen meiner griechischen Schulgrammatik im Jahre 1852 nahe, für beides einen andern Ort zu suchen. Die Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien vom Jahre 1853 Heft 1, 3 und 6 und 1856 Heft 1 brachten einige „Bemerkungen zur griechischen Grammatik", welche ich zu diesem Zweck zusammengestellt hatte. Inzwischen steigerte sich durch die vermehrte Verbreitung jenes Buches auch ausserhalb des Kreises, für welchen jene Bemerkungen zunächst bestimmt waren, das Bedürfniss derartiger Erläuterungen und Ausführungen. So entschloss ich mich unter freier Benutzung der damaligen kürzeren Andeutungen eine besondere kleine Schrift zu veröffentlichen, bei welcher ich vorzugsweise solche Lehrer im Auge hatte, die sich meiner Grammatik im Unterricht bedienen oder zu bedienen beabsichtigen, ohne dass sie bisher Gelegenheit fanden von den sprachwissenschaftlichen Studien, auf welche das Buch gegründet ist, sich eine eingehendere Kenntniss zu verschaffen. Bei einzelnen Andeutungen rechnete ich freilich auch auf die Theilnahme solcher Leser, die der Sache näher stehen. Kurze Begründung meiner Auffassung, Erläuterung und Ausführung einzelner Punkte, Nachweis der grösseren Werke *)

*) Schleicher's ‚Compendium' ist durchweg nach der zweiten, meine ‚Grundzüge der griechischen Etymologie' nach der dritten Auflage angeführt.

und kleineren Schriften, in denen sich darüber weitere Auskunft findet, einzelne unmaassgebliche Winke für den praktischen Unterricht bilden daher im wesentlichen den Inhalt dieser Blätter. Von einer abschliessenden Behandlung konnte natürlich bei dem begränzten Umfang, den der Zweck dieser Schrift forderte, selten die Rede sein. Desto mehr sollte es mich freuen, wenn dadurch das Interesse für solche Fragen hie und da geweckt und weitere Forschungen angeregt würden.

Zu ganz besonderm Dank bin ich meinem verehrten Freunde Dir. Dr. Bonitz in Berlin verpflichtet, der mir freundlichst verstattete, seine über den Gebrauch meiner Grammatik in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien Jahrgang 1852 S. 768 ff. niedergelegten Bemerkungen im Anhange dieser Schrift wieder abdrucken zu lassen und denselben für die zweite Auflage eine Form gab, welche ihrer gegenwärtigen Bestimmung in noch höherem Grade entspricht als die frühere.

Meinen eignen Ausführungen wird man es hoffentlich anmerken, dass es mir wesentlich auf die Sache ankam. Bei der Vertheidigung von Reformen darf man ein wiederholtes Wort nicht scheuen, auch auf die Gefahr hin dies mit einer oratio pro domo verglichen zu sehen. Und es lohnt sich wohl eine Umgestaltung zu fördern, die so tief in den Unterricht der Jugend eingreift, zu der Hunderte von Lehrern mitzuwirken berufen sind. Allerdings aber war diess auch dor Ort um einige Controversen zu erörtern und auf einzelne Entgegnungen zu antworten, die gegen mich geltend gemacht sind. Persönliche Polemik aber habe ich dabei fast durchweg vermieden.

Ich benutze diesen Raum noch zu einer Berichtigung und einer Ergänzung. S. 170 Anm. habe ich aus Siecke's Schrift ‚de genetivi in lingua Sanscrita usu' die Angabe entnommen, dass die indischen Grammatiker das Genitivverhältniss mit *çêshas* (Ergänzung) bezeichneten. Diese Angabe beruht, worauf ich seitdem von competentester Seite aufmerksam gemacht bin, auf der falschen Erklärung einer Stelle des Pâṇini. Es kommt dafür nur der Ausdruck *sambandha-s* (Verbindung) vor.

Zur Ergänzung der gelegentlichen Erwähnung von Elementarwerken, die sich wie das Schenkl'sche an meine Grammatik anschliessen, will ich hier noch auf zwei neuere Bücher verweisen, das ‚Uebungsbuch zur griechischen Formenlehre mit etymologisch geordneten Vocabularien zu den griechischen und deutschen Uebungsstücken. Nach C.'s griech. Schulgrammatik. Von Dr. Dagobert Böckel' (in Frauenfeld i. d. Schweiz) Berlin 1869 und auf das ‚Griechische Elementarbuch, enthaltend Formenlehre und Vocabularium, Lesebuch und Uebungsstücke nebst Wörterbuch. Im Anschluss an G. Curtius Schulgrammatik zusammengestellt von G. Stier, Gymnasialdirector in Zerbst in Verbindung mit H. Stier, Gymnasiallehrer in Mühlhausen (Thür.).' Wittenberg 1870. Das letztere ist zunächst für den ersten Unterricht im Griechischen im Sinne derer eingerichtet, welche Bedenken tragen dabei sofort mit meiner Grammatik selbst zu beginnen und enthält deshalb eine kurze Formenlehre, die selbständig, aber wesentlich im Einklang mit meiner Darstellung verfasst ist. Ich habe mich S. 12 gegen die Anwendung verschiedener Lehrbücher in den verschiedenen Stadien des Unterrichts erklärt, räume aber sehr gern ein, dass darüber verschiedene Ansichten zulässig sind, und unterlasse es um so weniger dies auszusprechen, damit man nicht Gegensätze vermuthe, wo in der Hauptsache Uebereinstimmung herrscht. Uebrigens ist nach der Vorrede S. VII ‚das Lesebuch so eingerichtet, dass es auch dann mit Nutzen gebraucht werden kann, wenn der Lehrer es vorzieht, schon dem Anfänger die C.'sche Grammatik in die Hand zu geben.' Möchten diese Beweise einer regeren Theilnahme der Lehrer an der neuen Behandlungsweise Zeichen davon sein, dass die hartnäckigen Vorurtheile und Abneigungen dagegen im Schwinden begriffen sind.

Leipzig 4. Februar 1870.

G. C.

Inhalt.

Man ist gewohnt das Griechische und Lateinische die classischen Sprachen zu nennen. In dem Sinne, welchen man sonst damit verband, als ob an Feinheit und Würde diesen beiden Sprachen keine andere ebenbürtig sei, lässt sich diese Auffassung nicht aufrecht halten, da vielmehr die neuere Sprachwissenschaft eine jede Sprache als ein an sich bewundernswürdiges Product menschlicher Geisteskraft zu betrachten und viele unter den bisher erforschten als nach vielen Richtungen hin in hohem Grade vollendet uns verstehen gelehrt hat. Aber dennoch, je weitere Kreise diese Wissenschaft zu umspannen begonnen hat, desto entschiedener ist sie zu dem Ergebniss gelangt, dass der ganzen Anlage und dem Princip des Baues nach die Sprachen des indogermanischen Völkerstammes unübertroffen dastehen. Und unter diesen könnte wiederum das Sanskrit allein vielleicht dem Griechischen den Anspruch auf die reichste und glücklichste Entfaltung der allen diesen Sprachen gemeinsamen Keime streitig machen. Indessen, wenn wir nicht sowohl auf die treue Bewahrung alter Laute und Formen und die damit verbundene Durchsichtigkeit des gesammten Baues sehen, wodurch die Sprache der Inder für das gesammte Sprachstudium eine so hohe Bedeutung hat, als auf die consequente Durchführung der von Alters her dem Sprachgeiste vorschwebenden Intentionen, auf die Leichtigkeit, Beweglichkeit und feine Bedeutsamkeit der erhaltenen Formen, auf den Reichthum des nach allen Richtungen hin das griechische Geistesleben abspiegelnden Wörterschatzes, so werden wir kaum umhin können, die Sprache der Hellenen als diejenige hinzu-

Vollendung des griechischen Sprachbaues.

stellen, in welcher im grossen und ganzen der vollkommenste Sprachbau uns in vollster Durchführung vor Augen liegt.

Diese Sprache bildet nun einen wesentlichen Gegenstand des gelehrten Schulunterrichts. Freilich ist sie zu dieser Stellung nicht durch die Vortrefflichkeit ihres Baues, sondern durch den Gehalt der Litteratur gelangt, welcher sie als Organ diente. Und auch der begeistertste Bewunderer des griechischen Sprachbaues wird nicht so weit gehen, nicht sowohl im Verständniss des Homer, des Sophokles und Demosthenes, als im Begreifen der Aoristform, des Optativgebrauchs das Ziel des griechischen Unterrichts zu erblicken. Aber da einmal zu jeder wahrhaft bildenden Aneignung der von den Griechen in ihren Schriftwerken niedergelegten Geistesschätze der Weg durch genaue Sprachkenntniss der einzig richtige ist, da mit Recht der eigentliche Sprachunterricht, das sorgfältige Einüben der Formen wie ihres Gebrauches, das allmähliche Erschliessen des Wörterschatzes einen sehr grossen Theil der für das Griechische bestimmten Lernzeit in Anspruch nimmt, so scheint daraus doch zweierlei gefolgert werden zu können.

Einmal nämlich ist es ganz unnatürlich, dass ein grosser Theil der Gymnasiallehrer noch immer an diese ihm überwiegend obliegende Aufgabe Sprachen zu lehren geht, ohne den Bau der zu lehrenden Sprachen — denn natürlich gilt dies vom Lateinischen mit — jemals zum Gegenstand des Studiums gemacht zu haben, ja dass auf manchen deutschen Universitäten zu einem solchen Studium nicht einmal Gelegenheit geboten wird. Man wird nicht glauben können, dass dieser Mangel fördernd auf die Lust einwirkt, mit welcher sich der Lehrer jener seiner Aufgabe unterzieht. Im Gegentheil, da wir das überall am freudigsten lehren, was uns durch eigne Arbeit lieb geworden ist, was uns durch Anschauung seines innern Zusammenhanges mit Bewunderung erfüllt, so wird zu vermuthen sein, dass solche Lehrer die Sprachen und insbesondere die griechische mit mehr Eifer und schon darum auch mit mehr Erfolg lehren, denen die Formen etwas anderes als eine bunte Masse unverstandener Gebilde, und etwas mehr als ein unabweisliches Pensum

Sprachstudien erhöhen die Lust des Lehrens.

mechanischer Einübung sind. Der sprachliche Elementarunterricht pflegt vorzugsweise in den Händen jüngerer Lehrer zu sein. Für diese ist der Uebergang aus den Regionen der Wissenschaft in die der Schulpraxis immer ein sehr schroffer. Denn es ist unvermeidlich, dass von den kritischen, exegetischen, litterarhistorischen und antiquarischen Studien, welche die Universitätszeit ausfüllten, kaum irgend etwas bei den ersten Lehrversuchen zur Anwendung kommen kann. Anders steht es mit der Sprachwissenschaft, deren Object unmittelbar Gegenstand des Lehrens wird. Und so sehr auch hier natürlich die Forschung und die schulmässige Einübung auseinander gehen müssen, so fehlt es doch keineswegs an der Möglichkeit, diese letztere von Anfang an zu beleben durch die Einsicht, welche auf jenem Wege gewonnen ist. Lautübergänge, Accentregeln, Flexionsformen sind dem etwas anderes, der sie zu einem ganzen zu verbinden und auch im kleinsten das Weben des Sprachgeistes zu erkennen gelernt hat. Ihm bietet auch der Elementarunterricht mannichfaltige wissenschaftliche Anregung. Sprachwissenschaftliche Studien auf der Universität haben also schon in der Vermittlung zwischen Wissenschaft und Praxis ihren eigenthümlichen Werth. Freilich aber nur dann, wenn der Sprachunterricht auf der Schule so eingerichtet wird, dass — was beim Griechischen am ehesten und ausgedehntesten möglich sein wird — die Praxis bis zu einem gewissen Grade die wissenschaftlichen Anregungen in sich aufnimmt.

Aber nicht bloss die Lust des Lehrens, auch die des Lernens wird gefördert werden, wenn man den Sprachunterricht nicht von der Berührung mit der Wissenschaft abschliesst. Denn etwas von der Freude, welche jeder Einblick in ein gesetzmässig geordnetes gewährt, wird auf diesem Wege auch dem Schüler zu gute kommen. Lässt der Lehrer diesen die Formen, nachdem sie dem Gedächtniss eingeprägt sind, durch richtige Analyse in ihrer Entstehung, lässt er die scheinbaren Unregelmässigkeiten in ihrem besonderen Anlass erkennen, so wird dadurch unstreitig die Aufmerksamkeit geschärft und das Behalten gefördert werden. Und wer wollte die Verstandesübung verkennen, die damit zugleich **Förderung des Lernens.**

geboten wird? Ja mehr als Verstandesübung. Denn die Gewöhnung an die Verbindung complicirter Einzelheiten zu einem ganzen, an das Suchen nach Analogie, die Entwöhnung von der seichten Zulassung einer blossen Willkür und Ausnahme enthält ein höheres Bildungselement in sich. Und das kann der Jugend zu gute kommen, ohne im mindesten den Lehrstoff zu vermehren, sondern in innigster Verbindung mit der Erlernung dessen, was ohnehin zu ganz andern Zwecken erlernt werden muss. *)

In früheren Zeiten, als der Unterricht in den alten Sprachen — freilich, genau genommen, damals ganz vorzugsweise des Lateinischen — allen übrigen bei weitem überwog, wurde die feste, sichere Sprachkenntniss wesentlich auf demselben Wege erreicht, auf dem die neueren Sprachen erlernt zu werden pflegen, durch eine gewisse passive Hingabe an den Sprachstoff, bei dessen Aneignung namentlich der Nachahmungstrieb in Betracht kam. Und wenn heut zu Tage sehr häufig Klagen darüber sich vernehmen lassen, dass die Vertrautheit der abgehenden Schüler mit den alten Sprachen nicht immer im richtigen Verhältniss zu der bedeutenden Masse von Zeit steht, welche auf das Erlernen derselben verwendet ist, so liegt der Grund doch gewiss hauptsächlich in der Schwierigkeit in jetziger Zeit eine so concentrirte Hingabe an ein Object bei den Schülern zu erreichen. Unter diesen Umständeu wird kein Mittel zu verschmähen sein, das geeignet ist die Achtsamkeit der lernenden auf die Erscheinungen der Sprache zu schärfen. Und ich sollte

*) Augenscheinlich nähert sich der Sprachunterricht, wenn er im Sinne der neueren Wissenschaft ertheilt wird, mehr der Methode der so genannten exacten Wissenschaften, ein Gesichtspunkt, auf dessen Bedeutung Lattmann in der Zeitschr. für Gymnasialwesen 1865 S. 895 mit treffenden Worten aufmerksam macht. Bei dem allseitigen Bedürfniss nach ‚Concentration' des Unterrichts wird es als ein unverächtlicher Gewinn betrachtet werden können, wenn, wie dort weiter ausgeführt ist, der philologische Unterricht in einem weniger schroffen Gegensatz zu denjenigen Wissenszweigen steht, die unverkennbar unsre Zeit mächtig bewegen. Darin eine ‚Concession an den Realismus' zu erblicken, scheint mir eine höchst beschränkte und veraltete Anschauungsweise.

meinen, in einer wissenschaftlicheren Behandlung des Sprachunterrichts wäre ein solches Mittel gegeben, und selbst diejenigen, welche der Sprachforschung ferner stehen, müssten um des allgemein anerkannten Gymnasialziels willen gern davon Gebrauch machen. Denn dass das mit Eifer und Lust erlernte auch fester haftet, wird schwerlich zu leugnen sein.

Das Griechische schon längst wissenschaftlicher behandelt.

In der That wird auch längst schon die griechische Sprache im Schulunterricht durchaus nicht mehr als eine bloss gegebene factisch eingeübt, vielmehr ist jetzt schon mehr als ein Jahrhundert vergangen, seitdem man in sehr verschiedener Weise versucht hat, die Formen durch Zurückführung auf ihren Ursprung, durch Unterscheidung von Stämmen und Endungen verständlicher und darum lehrbarer zu machen. Während unsre lateinischen Schulgrammatiken gewöhnlichen Schlages sich mit der Aufstellung des so genannten Averbo begnügen und z. B. bei *tango, tetigi, tactum* es sorgfältig verschweigen. dass Perfect und Supinum aus dem Stamme *tag*, das Präsens aus dem volleren *tang* hervorgehen, so findet sich schwerlich eine griechische Schulgrammatik, in welcher nicht *ΛΑΒΩ* oder *λαβ* als Stamm oder „Thema“ neben *λαμβάνω* erwähnt und damit eine der allerwesentlichsten Thatsachen des griechischen — und des indogermanischen — Verbalbaues, die Unterscheidung des Präsensstammes vom Verbalstamme, wenn nicht als solche anerkannt, doch im einzelnen factisch berücksichtigt würde. Schon das Vorhandensein mehrerer dem Schüler einzuübender Dialekte musste auf dem griechischen Gebiete eine genauere Beachtung der Laute in ihrem Verhältniss zu einander mit Nothwendigkeit hervorrufen. Die Unterscheidung des homerischen *ἴδ-μεν* vom attischen *ἴσ-μεν* machte eine Bemerkung über das Verhältniss des *δ* zum *σ* nöthig, und man konnte nun doch kaum umhin auch das *σ* nicht bloss in *κεκορυσμένος* neben homerischem *κεκορυθμένος*, sondern auch in *πέπυσμαι* neben *πεύθομαι* als ein aus *θ* entstandenes, danach nun aber das von *πέπυσται*, *πύστις*, *πίστι-ς* ebenso aufzufassen und trotz aller Abneigung gegen weiter gehende „linguistische“ Sprachanalysen selbst dem Schüler gegenüber davon etwas transspiriren zu lassen, während z. B.

die dem zuletzt erwähnten Uebergang völlig analoge lateinische Verwandlung von *ed-tis* in *es-tis* noch bis auf den heutigen Tag vielfach als ein Mysterium behandelt wird, das über den Kreis der Schule hinaus geht und dessen Vergleichung mit der entsprechenden griechischen Erscheinung vielleicht noch jetzt manchem wackern Schulmann als eine ungehörige Neuerung erscheint.

Ohne Frage wird schon seit geraumer Zeit die griechische Formenlehre bei weitem wissenschaftlicher vorgetragen als die lateinische. *) Hier war also im Grunde der weiterzu thuende Schritt kein sehr grosser. Es kam nur darauf an die schon längst üblichen Analysen durch die weitergehenden und schon um des viel breiteren Grundes wegen, auf dem sie ruhen, zuverlässigeren zu vermehren und zu berichtigen, welche die neuere Sprachwissenschaft namentlich mit Hülfe der vergleichenden, vor allem am Sanskrit erprobten und erwiesenen Methode hervorgebracht hat. Dadurch wurden nun freilich zugleich manche andre Umgestaltungen, namentlich in der Anordnung des Stoffes und in der Terminologie nothwendig. Und manches der Art den mit der Sprachwissenschaft als solcher weniger vertrauten klarer und zugänglicher zu machen ist der Hauptzweck dieser Blätter.

Die vergleichende Sprachforschung.

Die vergleichende Sprachforschung, die auf dem Gebiete unsers Sprachstammes mit Bopp's Conjugationssystem (1816) beginnt, also 1866 ihr fünfzigjähriges Jubilaeum gefeiert hat, wird heutzutage wohl kaum noch von irgend einem urtheilsfähigen mit jener Geringschätzung behandelt, die der Geschichte der neueren Philologie keineswegs zur Zierde gereicht.

*) Wie wenig die neuere Darstellung der griechischen Grammatik in einem unbedingten Gegensatz zu der älteren, sogenannten ‚traditionellen' steht, wie sie vielmehr nur eine consequentere und auf festerem Boden begründete Durchführung der Intentionen ist, welche mehr oder weniger schon den älteren Grammatikern von Melanchthon an bis Buttmann vorschwebten, und auf die man nicht verzichten kann, ohne einem crassen und völlig unwissenschaftlichen Mechanismus zu verfallen, das ist treffend und eingehend von Dir. Gustav Stier in der Ztschr. für Gymnasialwesen 1869 (XXIII) S. 97 ff. gezeigt.

Seitdem Bopp's vergleichende Grammatik, Schleicher's Compendium der vergleichenden Grammatik, von zahlreichen anderen Werken specielleren oder die Grammatik im engern Sinne weniger berührenden Inhaltes abgesehn, einem jeden, der sich unterrichten will, dazu und zwar, was oft übersehen wird, ohne Vorkenntnisse im Sanskrit die Möglichkeit bietet, seitdem man die Ergebnisse der Sprachwissenschaft sogar für einen viel weiteren Kreis popularisirt hat — wie das z. B. von Schleicher in seiner „Deutschen Sprache" Stuttgart 1860 (1869) und von Max Müller in seinen Vorlesungen über Sprachwissenschaft, übersetzt von Bötticher L. 1862, geschehen ist — wird es überflüssig sein über die Bedeutung dieser Studien und die Wichtigkeit ihrer Ergebnisse ein weiteres Wort zu verlieren.

Forderungen an ein Schulbuch.

Dagegen ist über den besondern Standpunkt, den in dieser Beziehung der Verfasser eines Schulbuches einzunehmen hat, wohl noch ein Wort hinzuzufügen. Die vergleichende Sprachforschung konnte nicht umhin im ersten Anlauf zu den grossen ihr vorgesteckten Zielen sich auch zuweilen zu irren, ja, wie es im Jugendalter aller Wissenschaften geschieht, manches für leicht erreichbar zu halten, was bei wiederholter Prüfung sich als keineswegs fass- und lehrbar herausstellte. Dem allzugrossen Eifer folgte Ernüchterung, dem unbeirrten Vertrauen zur eignen Sehkraft eine genauere Untersuchung unserer Sehmittel, unsrer Methode überhaupt. Auf diese Weise ward ein Kern von Wahrheiten gewonnen, die trotz der noch immer dabei möglichen Verschiedenheit der Auffassung als solche kaum einem Zweifel unterlagen, während allerdings über andere weiter eindringende Fragen, wie das bei der immer grösseren Ausdehnung der Wissenschaft nicht anders sein konnte, die Ansichten sich schieden, die Wege mehrfach aus einander gingen. Für den praktischen Zweck ist es natürlich geboten, dies zweite Gebiet möglichst fern und sich streng an diejenigen Thatsachen zu halten, über die unter den mit der Wissenschaft vertrauten kaum ein Zweifel oder eine Meinungsverschiedenheit obwaltet. Es ergab sich danach als oberster Grundsatz alles vollständig auszuschliessen, was mir nicht bis zur Evidenz erwiesen schien.

So oft ich daher auch von Beurtheilern meines Buches aufgefordert bin, dieser oder jener Lehre, welche ihnen plausibel schien, aber ohne deshalb überhaupt unanfechtbar zu sein, ihren Platz darin anzuweisen, so wenig habe ich mich durch dergleichen irre machen lassen. Man muss sogar, glaube ich, in einer Schulgrammatik sich noch um einen Schritt weiter zurückhalten. In jeder rüstig fortschreitenden Wissenschaft gibt es Untersuchungen, die zwar begonnen und nicht ohne wichtige Resultate geblieben, aber noch nicht zu Ende geführt, noch nicht völlig reif geworden sind. Gerade der Versuch derartige Lehren für Schüler lehrbar zu machen, wobei ja überall kategorische Bestimmtheit nothwendig und jedes vielleicht und etwa ausgeschlossen ist, zeigt oft am deutlichsten die noch vorhandenen Mängel und Lücken der Forschung. So lange sich solche bemerkbar machen, müssen wir bei der älteren Darstellung verharren. Denn wie der Staat bei augenblicklicher Unerreichbarkeit eines besseren, wenn auch sehr wünschenswerthen sich mit dem einmal bestehenden alten Gesetze begnügen muss, so auch die Schulgrammatik. Die hergebrachte Darstellung nur da zu ändern, wo damit eine wichtige und sichere Verbesserung erreicht wurde, musste das Princip sein, an dem ich festhielt, auf die Gefahr hin, von manchem Mitforscher für zu ängstlich gehalten und mit meinem Buche von denen zurückgewiesen zu werden, welche „weiter gehen". Natürlich werde ich dessen ungeachtet mir nicht einbilden, nicht geirrt zu haben, aber wenigstens die gewissenhafteste Ueberzeugung war bei mir in jedem Falle vorhanden.

Dazu kommt nun aber ein weiteres. Nur die Ergebnisse der Wissenschaft durften aufgenommen werden, welche sich mit Leichtigkeit aus dem Griechischen selbst, höchstens mit Hinzunahme des Lateinischen und des Neuhochdeutschen verständlich machen lassen. Entspringt aus diesem Grundsatz auf der einen Seite eine Beschränkung, so hat sie auf der andern den Vortheil, dass die Sprache durchaus als ein in sich zusammenhängendes ganzes erscheint, ein Vortheil, der selbst für die Wissenschaft anregend wirken kann. Denn es lässt sich nicht leugnen, dass dem eine Menge von Ein-

zelheiten verschiedener Sprachen unter einander vergleichenden Forscher bisweilen das einheitliche Band zu entschlüpfen droht, welches sämmtliche Erscheinungen einer einzelnen Sprache unter einander verknüpft und zu einer vom nationalen Geiste getragenen Einheit macht. Es bedarf hier immer einer wechselseitigen Ergänzung durch Arbeiten, die von verschiedenen Standpunkten ausgehen. Die Aufgabe der Grammatik einer einzelnen Sprache wird eben vorzugsweise darin bestehen, die die Sprache im ganzen beherrschenden Analogien sowohl, als die für einzelne Gebiete erkennbaren speciellen, dem Sprachgeiste so zu sagen vorschwebenden Normen und Schemata in das hellste Licht zu setzen. Aus diesem Grunde ist es z. B. nothwendig, die freilich nicht durchaus auf einer Linie stehenden kürzeren und volleren dieselbe Function erfüllenden Parallelformen, die früher so genannten tempora secunda und prima je mit einem gemeinsamen Namen zu bezeichnen. Das System der griechischen Sprache fordert das unbedingt. Wir müssen in solchen Dingen der Individualität jeder Sprache ihr Recht vindiciren. Der bezeichnete Unterschied der von mir stark und schwach genannten Tempusformen ist für die griechische Grammatik ebenso unentbehrlich wie ähnliche Unterscheidungen in der deutschen Grammatik, obgleich die Forschung manches derartige anderweitig zu ordnen und zu erklären hat. Indem nun aber eine jede Erscheinung der griechischen Sprache — wenn auch durch Vergleichung anderer Sprachen erwiesen — doch durch das Griechische selbst klar gemacht werden muss, ist der Grammatiker allerdings genöthigt manches bei Seite zu lassen. So kann z. B. die Verwandtschaft der drei ersten Singularpersonen -μι, -σι, -τι mit den Pronominalstämmen *με*, *σε*, *το* auf diesem Wege anschaulich gemacht werden, aber es würde zu weit führen von dem -σι der zweiten Person auf den älteren Stamm *tva* zurückzugehen, der sich aus dem Sanskrit ergibt und von dem aus sich das -θα (σθα) einerseits und das -θι des Imperativs andrerseits erklären lässt. Anderswo bringt dieselbe unumgängliche Methode den Uebelstand mit sich, dass Formen als Hülfs- und Zwischenformen aufgestellt werden mussten, deren Existenz zu irgend einer Zeit zwar

sicher, deren Existenz auf griechischem Boden aber ungewiss ist. Auch dies ist ein Punkt, den die vergleichende Sprachforschung noch häufig zu wenig in Betracht zieht. Während aber die Wissenschaft hierin nicht genau genug sein kann, so wird der Schulgrammatik eine gewisse Accommodation an die zu lehrende einzelne Sprache gestattet werden müssen. Es gilt das z. B. von dem Femininum des Part. Perf. Act. Das skr. *-ushi* neben masculinischem *-vat* (*vas*) beweist, dass *-υια* durch den Verlust eines aus *τ* geschwächten *σ* aus *-Ϝοτ-ια* entstanden ist. Ob aber diese Umwandlung zu einer Zeit geschah, da das Griechische sich schon von den verwandten Sprachen abgesondert hatte, oder ob die Griechen ihr *-usia* schon aus einer vorgriechischen Periode mitbrachten, muss dahin gestellt bleiben. Obgleich also die von mir §. 188 angenommenen Zwischenform auf *Ϝοσια* vielleicht in griechischem Munde nie existirte, so war sie doch als Mittelform für den gegebenen Zweck nicht zu entbehren.

Wichtigkeit der Mundarten. Ein sehr wesentliches Mittel für die Erklärung der griechischen Formen liegt in den griechischen Mundarten selbst. Freilich darf selbst dies von dem Schulgrammatiker, will er nicht über Gebühr den Stoff anhäufen, nur mit der grössten Mässigung, nur so weit angewandt werden, als es sich um Formen handelt, die im Bereich der Schullectüre vorkommen. Glücklicherweise bietet aber Homer eine solche Fülle der instructivsten Bildungen, dass er allein alle übrigen Mundarten aufwiegt. Und von diesem natürlichsten und nächsten Erklärungsmittel konnte denn auch der weiteste Gebrauch gemacht werden. Es geschieht das am besten in der Art, dass die sich entsprechenden Formen auf einem Blatte zur Anschauung gebracht werden, wo denn oft ein Blick auf die unter dem Text verzeichnete homerische Form die obenstehende attische sofort deutlich macht. Diese Anordnung bringt für den verständig fortschreitenden Lehrer noch einen andern Vortheil mit sich. Das attische Griechisch muss meines Erachtens immer im Mittelpunkt stehen bleiben, es muss als die feinste und reichste Entfaltung der Sprache zuerst dem Gedächtniss des Schülers fest eingeprägt werden. Aber wie nach der ersten und so zu sagen gröbsten Einübung

es keinen Schaden bringen wird, die zur Befestigung dienende Analyse durch gelegentliche Anführung einer homerischen Form zu unterstützen, so bietet namentlich das später beim Uebergang zur Homerlectüre erforderliche Erlernen des homerischen Dialekts überall die reichste Gelegenheit zur Vergleichung und damit zur erneuten Wiederholung der attischen Formen. Diese unerlässliche Mundartenvergleichung ersetzt in der That bis zu einem gewissen Grade die weiter greifende, über den Standpunkt der Schule hinausgehende Sprachvergleichung. Sie ist und war schon immer ein sprachwissenschaftliches Ferment des griechischen Unterrichts, das selbst die ausgemachtesten Gegner aller „Sprachanatomie“ nicht auszumerzen vermögen. Und gerade hier ist zugleich die Nothwendigkeit einer gewissen Analyse ganz unabweisbar. Soll man etwa nach der Manier der alten Grammatiker, welche alles mögliche, nur ihre Sprache nicht, aus Homer ableiteten, wieder lehren, dass *θεοῖο* aus *θεοῦ*, dass *Μουσάων* aus *Μουσῶν*, dass *λιλαίεαι* aus *λιλαίῃ*, *ἐθέλῃσι* aus *ἐθέλῃ*, durch Paragoge, Pleonasmus u. s. w. entstanden sei? Bis zu diesem Grade wird doch kein vernünftiger Lehrer der Wissenschaft und seinem eignen bessern Wissen in's Gesicht schlagen wollen. Wenn aber nicht, wie dann? Soll jede Frage des klugen Schülers nach dem wie und warum streng abgewiesen, soll mit ängstlicher Halbheit das unparteiische Wörtchen „statt“ oder „für“ benutzt werden, um das unverständliche zu verdecken und jede — mich dünkt doch, sehr unschuldige — Begier nach dem Baum der Erkenntniss zurückzudrängen? Ich fürchte, dass dies ebenso unpädagogisch wie unwissenschaftlich wäre.

Andere Bücher verwandter Art.

Darum ist denn auch das Bedürfniss nach einer wissenschaftlicheren Behandlung der griechischen Sprache mehrfach so fühlbar geworden, dass ich mit meinem Versuche es zu befriedigen nicht allein stehe. Ahrens „Griechische Formenlehre des homerischen und attischen Dialekts“ erschien zuerst 1852 gleichzeitig mit der ersten Auflage meiner Grammatik und trifft in vielen Beziehungen mit meiner Darstellung zusammen. Ein neues, ebenfalls aus richtiger Einsicht in den Bau der Sprache hervorgegangenes Schulbuch ist die „Grie-

chische Formenlehre für Gymnasien" von Heinr. Dietr. Müller und Julius Lattmann (Göttingen 1863). Von beiden Büchern,*) auf deren Beurtheilung im einzelnen einzugehen hier nicht der Ort ist, unterscheidet sich meine Grammatik dem Plane nach insofern, als sie nicht bloss den gesammten Formenschatz. so weit er für Gymnasien in Betracht kommt, vollständiger und systematischer verzeichnet, sondern auch einen summarischen, aber, wie ich glaube, für diesen Zweck hinreichenden Abriss der Syntax hinzufügt. Formenlehre und Syntax sind nicht ohne beiderseitigen Schaden all zu lange fast ganz aus einander gefallen. Es wird Zeit sie wieder einander näher zu bringen, die Ergebnisse der Formenlehre der Syntax, die auf ihr ruhen soll, wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu Gute kommen zu lassen und umgekehrt die Analyse der Formen, wie dies einzelnen Partien sehr nahe liegt, durch Hindeutung auf ihren Gebrauch zu beleben und zu vertiefen. Obgleich nun eingeräumt werden muss, dass dies Ziel bis jetzt erst zum geringsten Theil erreicht ist, so ist es jedenfalls nicht unwichtig, dass beide Theile wenigstens auf derselben Grundanschauung von der Sprache ruhen, dass beide in einem Ton durchgeführt sind. In praktischer Beziehung halte ich es aber — und ich weiss, dass darin viele erfahrene Schulmänner mir völlig beistimmen — für überaus wichtig, dass der Schüler vom Anfang bis zum Ende seiner Schulzeit ein einziges Lehrbuch des Griechischen benutze, in welchem er völlig heimisch wird, und es wundert mich, wenn trotz des immer sich erneuernden wohl berechtigten Rufs nach Concentration des Unterrichts in einem so schwierigen Zweige desselben der Decentralisation dadurch Vorschub geleistet wird, dass man dem Schüler dafür successive verschiedene Lehrbücher in die Hand gibt.

*) Andre Versuche ähnlicher Art, die sich neuerdings häufen, hier zu erwähnen, ist nicht meine Sache. Ich darf in dieser Beziehung auf den S. 6 aufgeführten Aufsatz von Stier verweisen, wo sie sämmtlich aufgeführt und zum Theil charakterisirt sind. Man vergleiche auch denselben Jahrgang jener Ztschr. S. 439 ff.

Freilich setzt nun die Einheit der Grammatik nothwendig voraus, dass der Lehrer für den Anfang eine Auswahl trifft. Ueber die Art dieser Auswahl für mein Buch, werden am Schlusse die Andeutungen eines in Wissenschaft und Praxis gleich bewährten Philologen folgen. Ich kann aber überall nicht glauben, dass diese Auswahl so sehr schwierig ist. Der praktische Blick des Lehrers, die Erfahrung, die besondere Beschaffenheit der Classe werden hier das nöthige bald an die Hand geben. Auch ist mir bei dem vielfältigen Gebrauche meiner Grammatik auf Schulen nur selten eine Klage darüber zu Ohren gekommen, während ich umgekehrt mehrfach von einsichtsvollen Lehrern das Urtheil vernommen habe, dass gerade die Nöthigung sich selbst in die Grammatik hineinzuarbeiten und die Schüler nach eignem Plan in sie hineinzuführen ihnen eine besondere Freude gewährt habe. Unverkennbar bietet aber die systematische Anordnung des Stoffes, wie ich sie erstrebte, die grössten Vortheile für die Benutzung des Buches zum Nachschlagen. Und diese Benutzung ist und soll doch für jede Grammatik eine wesentliche sein. Auswahl durch den Lehrer.

Endlich ist noch ein Wort über die äussere Begränzung des von mir verarbeiteten Stoffes zu sagen. Der Zweck des Buches forderte natürlich die Ausschliessung aller Seltenheiten, welche für die Lectüre des Schülers keine Bedeutung hatten. Es sind daher nur die Schriftsteller berücksichtigt, welche allgemein auf Gymnasien gelesen werden, mithin von Dichtern nur Homer, Sophokles und Euripides, von Prosaikern Herodot, Thukydides, Xenophon, Plato und die Redner, doch auch diese in der Weise, dass sprachliche Erscheinungen, die schwerlich auf der Schule zur Sprache kommen, völlig übergangen sind. Uebrigens weiss jeder, der in dieser Beziehung einmal Studien gemacht hat, (wie misslich es oft um die statistischen Nachweise bestellt ist.) Obgleich wir ausser den fleissigen Notizen unsrer Lexica und mehrerer neuern Grammatiken in dem sorgfältigen Sammelwerk von William Veitch (Oxford 1866) ‚Greek Verbs irregular and defective‘ eine vorzügliche Zusammenstellung der Verbalformen besitzen, so ist wirkliche Vollständigkeit na- Begränzung des Stoffes.

mentlich wegen der zusammengesetzten Verba doch noch keineswegs erreicht. Auch muss man einräumen, dass bisweilen durch reinen Zufall eine vielleicht in attischer Periode völlig gangbare Form uns erst aus späterer Zeit überliefert sein kann. Der Rigorismus darf daher nicht zu weit getrieben werden. So kommt z. B. das Perf. Med. ἤκουσμαι nach Veitch zuerst bei Dionys von Halicarnass (Rhetor. XI, 10) vor. Da es aber schwerlich denkbar ist, dass von einem so geläufigen Verbum in der attischen Periode kein Perfect Medii existirt hätte, und da (vgl. ἠκούσθην) die Bildung an sich durchaus nichts an sich trägt, was auf einen spätern Ursprung führt, so steht ἤκουσμαι §. 288 mit verzeichnet, während z. B. für ἔκταγκα, und ἔκτακα, welche das ältere ἔκτονα ersetzen, es als hinlänglicher Grund zum Ausschluss betrachtet werden konnte, dass ersteres erst seit Menander letzteres seit Polybios sich nachweisen lässt. Umgekehrt steht bei der Comparativbildung (§. 197) κλεπτίστερος als charakteristisches Beispiel einer unregelmässigen Bildung mit verzeichnet, obgleich diese Form erst von Suidas in dem Sprichwort Νεοκλείδου κλεπτίστερος erwähnt wird. Denn da dies Sprichwort dem von Aristoph. Plut. 665 gegeisselten Νεοκλείδης seinen Ursprung verdankt, so ergibt sich die Form als gut attisch. Des Superlativs, der sich ebenfalls findet, noch ausdrücklich zu gedenken, war überflüssig. Ich führe das nur an um zu zeigen, dass ich nicht so unachtsam und gedankenlos verfahren bin, wie es nach den Bemerkungen einzelner Recensenten scheinen könnte. Dagegen mache ich keinen Anspruch auf unbedingte Consequenz in dieser Beziehung, die auch meines Erachtens von einer Schulgrammatik nicht gefordert werden kann. Es scheint mir unendlich viel wichtiger, dass die Schüler überhaupt Griechisch lernen, als dass jene feinen Unterschiede zwischen attischer und nichtattischer, prosaischer und poetischer Sprache vor ihnen betont werden, auf die jetzt von manchen Seiten in einem an sich löblichen Streben nach Correctheit zu viel Gewicht gelegt wird. Uebrigens glaube ich nicht, dass man wichtigere Notizen der Art, zumal in den neueren Auflagen meiner Grammatik, vermissen wird. Mein Augenmerk war

indess auch in dem angegebenen Kreise nicht auf absolute Vollständigkeit gerichtet, noch viel weniger darauf, den Schüler zur Bildung aller irgend möglichen Formen von jedem Nomen oder Verbum anzuleiten, sondern das für das Verständniss der im vorliegenden griechischen Texte erforderliche bündig und gehörig geordnet zusammen zu stellen. Das Griechisch s c h r e i b e n hat offenbar im Unterricht nur eine secundäre Bedeutung. Dazu anzuleiten konnte meine Absicht nicht sein. Und sollte dem Lehrer hie und da namentlich bei erweiterter Lectüre etwas nachzutragen übrig bleiben, so ist der Schade wohl nicht sehr gross.

Erster Theil.

Formenlehre.

Cap. I. Von der griechischen Schrift.

Schrift und Laut.

Die Scheidung dieses ersten Capitels von dem zweiten, das von den Lauten handelt, beruht auf der genauen, bisher nicht immer festgehaltenen Unterscheidung zwischen Schriftzeichen und Lauten. Dieser an sich so einfache Unterschied muss gewiss auch den Schülern eingeschärft werden. Die alten Grammatiker wissen davon nichts, indem sie z. B. die Vocale selbst in kurze, lange und mittelzeitige eintheilen. und auf diese Weise zu 7 griechischen Vocalen *ε ο η ω α ι υ* gelangen, während es doch in Wahrheit im Griechischen nicht mehr Vocale als im Lateinischen gibt: a o e i ü, oder, wenn man die Kürze und die Länge unterscheidet 10, *ᾰ ᾱ ο ω ε η ῐ ῑ ῠ ῡ*. Der Umstand, dass nur bei zweien unter diesen der lange Laut vom kurzen durch ein anderes Zeichen unterschieden wird, hat natürlich nur für die Schrift, nicht für den Laut seine Bedeutung. Dessen ungeachtet ist bis in die neueste Zeit selbst von gelehrten und scharfsinnigen Männern die grösste Verwirrung dadurch angerichtet, dass man durch die ältere Schreibweise, in der bekanntlich *E* sowohl die Länge als die Kürze vertrat, sich verführen liess die Länge des Lautes in bestimmten Fällen erst aus der Kürze hervorgehen zu lassen. So hat man aus der alten Schreibweise *ΗΟΜΕΡΟΣ* geschlossen, die mittlere Sylbe des Wortes sei einmal kurz gewesen. Mit gleichem Rechte könnte man jedes römische *e* für ursprünglich kurz erklären, weil das Zeichen *E* im Griechischen nur für die Kürze verblieben ist. Die Unterscheidung der langen und kurzen Vocale ist

etwas uraltes in den indogermanischen Sprachen, während die meisten von ihnen es zu einem verschiedenen Zeichen für die langen und kurzen Vocale gar nicht, die griechische auch nur für *e* und *o* gebracht haben. Auch in Bezug auf die Accente ist es wichtig, das Zeichen — zu dessen Anwendung sich erst in alexandrinischer Zeit ein Bedürfniss herausstellte — von dem bezeichneten Ton selbst zu unterscheiden, schon um die bei Schülern im Anfang sehr nahe liegende Meinung zu widerlegen, dass die Betonung selbst, nicht bloss ihre Bezeichnung, eine ganz absonderliche plagende Zuthat der griechischen Sprache sei.

Zu §. 4.

Die Aussprache des lateinischen *t* vor unbetontem *i* als *z* ist hier natürlich nur als eine factische angeführt, ohne dass sie im mindesten als begründet bezeichnet oder empfohlen werden soll. Vgl. Corssen, über Aussprache, Vocalismus und Betonung der lat. Sprache I² 58 ff. *t* vor *i*.

Zu §. 5.

Von allen Missbräuchen in der üblichen Aussprache des Griechischen widerspricht keine in höherem Grade dem Lautsystem des Griechischen als die des ζ, wenn dies, wie es im grössten Theile von Deutschland geschieht, mit der harten deutschen Lautgruppe *ts* wiedergegeben wird, einer Lautgruppe, die selbst im Inlaut von den Griechen — wie *ἀνύ-σω* statt *ἀνυτ-σω*, *Κρη-σί* statt *Κρητ-σι* zeigt — sorgfältig gemieden wurde — und im Anlaut ohne Zweifel noch weniger erträglich war. Der Laut des ζ gehörte vielmehr nach allen Angaben der Grammatiker zu den sanftesten, er enthielt in sich jenen weichen Sibilanten, welchen wir Norddeutschen im Anlaut vor Vocalen, also z. B. in *sein*, *soll* sprechen und von dem gleichgeschriebenen Laut in *ist* ebenso gut unterscheiden können, wie die Franzosen ihr weiches *s* in *maison* von dem scharfen in *son*. Da das Zeichen *z* im Französischen und in mehreren slawischen Sprachen zur ausschliesslichen Bezeichnung des weichen Sibilanten verwandt wird, so dient dies Zeichen *z* in sprach- Zeta.

wissenschaftlichen Werken häufig zum Ausdruck des weichen *s* überhaupt. Im Griechischen ist in den meisten Fällen dieser weiche Sibilant aus dem palatalen Spiranten Jod hervorgegangen. Vergleichen wir z. B. das griechische Ζεύ-ς mit dem sanskritischen Namen des Himmelsgottes *Djâu-s*, so tritt uns *dj* ebenso deutlich entgegen wie wenn aus διά, offenbar durch die Mittelstufe *dja*, das aeolische ζά d. i. *dza* ward. ζ durch die Prosodie als Doppelconsonant erwiesen, ist also ganz entschieden wie *dz* d. i. *d* mit weichem *s* zu sprechen.*) Wenn im aeolischen Dialekt σδ an die Stelle von ζ tritt, so beruht dies auf einer Umstellung der beiden Elemente. So erklärt sich auch die neugriechische Aussprache, welche das *d* fallen gelassen und das blosse weiche *s* bewahrt hat. Nähe-

*) Eine der besten neueren Abhandlungen „über die Aussprache des Altgriechischen", die von Friedr. Blass im Naumburger Programm von 1869, gelangt im übrigen fast ganz zu den hier dargelegten Ergebnissen, enthält aber neue Zweifel über ζ, indem nur zugegeben wird, dass die von mir behauptete Aussprache dieses Zeichens jedenfalls der echten näher komme als die leidige nach Art eines *ts*. Allein von den drei Gründen, die B. für seine Zweifel vorbringt, scheinen mir zwei leicht widerlegbar und der dritte nicht schwer wiegend. Erstens nämlich soll ζ nicht wie *dz* gelautet haben, weil δσ eine den Griechen unerträgliche Lautgruppe war. Allein *z* d. i. weiches *s* ist nicht mit σ, d. i. scharfem σ identisch. Gerade in dem Widerspruch zwischen dem weichen δ und dem harten σ lag das anstössige, zwischen δ und dem weichen Sibilanten ist kein Widerspruch. Zweitens wird wieder Ἀθήναζε und andres dafür angeführt, dass der Sibilant in ζ den ersten, der Explosivlaut den zweiten Platz eingenommen hätte. Allein die Ableitung von Ἀθήναζε aus Ἀθήνας-δε ist, wie ich, Grundz. 576 im Anschluss an Lobeck ausgeführt habe, eine unhaltbare Meinung. Was endlich die gelegentliche Umschreibung des ζ durch σδ in römischer Zeit betrifft, so ist dabei wiederum zu erwägen, dass σ nie ein adaequates Zeichen für den weichen Sibilanten war, und dass δ vielleicht schon damals in gewissen Fällen wie bei den Neugriechen den Klang eines lispelnden Sibilanten hatte. Den mit griechischen Buchstaben incommensurabeln Laut suchte man also dadurch widerzugeben, dass man zum Ausdruck des positionbildenden, damals kaum noch ein echtes *d* enthaltenden ζ den scharfen und den weichen Zischer neben einander stellte. Wäre ζυγόν wie σδυγόν gesprochen, was hätten dann die Aeolier besonderes?

res über die Entstehung des ξ Grundzüge der griech. Etymologie 3. Aufl. S. 570 ff.

Zu §. 7.

Die lispelnde Aussprache des ϑ ähnlich dem englischen *th*, wie sie bei den jetzigen Griechen üblich ist, bietet zwar den Vortheil ϑ von τ schärfer unterscheiden zu können, widerspricht aber der Natur des altgriechischen ϑ, das, wie Grundzüge S. 383 ff. weiter erörtert ist, sich namentlich durch die überaus häufige Entstehung aus *t* (ἀνθ' οὗ = ἀντὶ οὗ, τέθεικα f. θέθεικα), durch die altlateinische Schreibweise (*tesaurus* = θησαυρός), durch das Zeugniss des Dionys von Halicarnass de compos. verb. c. XIV. der von einer προσθήκη τοῦ πνεύματος redet, als eine wahre Aspirata d. h. als einen aus *t* und einem Hauch zusammengesetzten Laut erweist. Mögen wir immer χ und φ, obwohl sie sicherlich ursprünglich wie *kh* und *ph* lauteten, unserm *ch* und *f* accommodiren, um uns nicht allzu viel fremdartiges zuzumuthen, bei ϑ ist es nicht rathsam uns eine Aussprache einzuüben, welche uns fremdartig und doch erweislich nicht eben alt ist. Ueber die etwas abweichende Auffassung der griechischen Aspiraten von H. W. Roscher vgl. ebenda S. 388. Theta.

Zu §. 8.

Ueber die Aussprache der Vocale und Diphthonge habe ich eingehender in der Zeitschr. f. d. ö. Gymn. 1852 S. 1 ff. gehandelt. Die viel erörterte Frage wird oft gänzlich falsch aufgefasst, indem man sie auf aut—aut stellt, das heisst nur die Alternative zwischen der neugriechischen und der durch zahlreiche Missbräuche entstellten erasmischen Aussprache lässt. Richtiger stellen wir vielmehr die Frage so, wie früh wir etwa schon Spuren der neugriechischen Sprechweise finden, und auch dabei dürfen wir nicht alle Laute zusammenwerfen, sondern müssen jeden einzelnen für sich untersuchen. Die jetzigen Griechen haben die Quantität der Vocale und theilweise der Diphthonge so gut wie völlig umgewandelt. Mit ihnen ἔχει wie *êchi* zu sprechen hiesse auf jeden Versuch verzichten, die antiken Verse hörbar zu machen, und wer Aussprache der Vocale und Diphthongen.

mit ihnen *ευ* wie *ew* ausspricht, kann einen Vers wie Od. *ν* 19 *φέρον δ'εὐήνορα χαλκόν* nicht begreifen und eben so wenig verstehen, warum Formen wie *πεπαίδευνται* (*pepädewntä*) möglich, solche wie *τετυπνται* dagegen gemieden waren. Bei den Diphthongen haben wir nun als Gegenstück zu jenem neugriechischen terminus ad quem auch einen sichern terminus a quo. Die Geschichte der Diphthonge beginnt in der Regel damit, dass die beiden geschriebenen Elemente auch wirklich gehört wurden, sie endet im Griechischen wie in vielen anderen Sprachen damit, dass zahlreiche Doppellaute in einen einfachen Laut zusammengedrängt wurden. Für *αι*, *οι*, *ει* war die wirklich diphthongische Aussprache um so gewisser die älteste, als wir jeden dieser Doppellaute im Griechischen selbst aus den beiden verbundenen Elementen häufig hervorgehen sehen, z. B. in *παῖς* neben homerischem *πάϊς*. *οἶς* aus homerischem *ὄϊς*, *τέρεινα* aus *τερενια*. Eben so gewiss ist, dass schon im Alterthum selbst die diphthongische Aussprache sich zu verlieren begann. Es fragt sich nur, wie früh dies geschah, ob so früh, dass wir durch die diphthongische Aussprache in die Werke der Blüthezeit einen ganz fremdartigen Klang bringen, oder so spät, dass umgekehrt durch die monophthongische schon ein Stück Sprachverwesung in die Werke einer Periode eingemischt würde, in der sie noch nicht eingetreten war. Da wir aus guten Gründen e i n e Periode der Litteratur in die Mitte stellen, die keine andere als die attische sein kann, und da vollends im praktischen Unterricht der Versuch lächerlich sein würde, etwa eine besondere homerische und wiederum eine andere attische Aussprache zu gewinnen, so muss das attische Zeitalter nothwendig die Norm abgeben, und innerhalb dieses Zeitraums, der doch in runden Zahlen von 500—300 sich erstreckte, empfiehlt sich wieder das Jahr 400 nicht bloss dadurch als festerer Punkt, dass es in der Mitte steht, sondern auch insofern als das im Jahre 403 in den öffentlichen Gebrauch eingeführte neuere Alphabet uns wenigstens einigen Anhalt in Bezug auf den Klang der Buchstaben darbietet. Denn aus alter Gewohnheit erhalten sich zwar in vielen Sprachen

Schriftzeichen, welche den lebendigen Lauten keineswegs entsprechen. Wenn aber eine orthographische Neuerung einmal Eingang findet, so ist es doch von vornherein wahrscheinlich, dass sie im ganzen der lebendigen Sprache nahe kommt. Wer wird es für wahrscheinlich halten, dass man zu einer Zeit von Staats wegen das frühere *EI* in *EI* und *HI* zu unterscheiden anfing, da dieser Unterschied in der Aussprache bereits verwischt war? oder dass man auch sonst das neue *H* eingeführt hätte, wenn man sich statt dessen des längst vorhandenen *I* hätte bedienen können? Es ist vielmehr durchaus zu vermuthen, dass der Klang des *H* damals ein solcher war, der eines besonderen Zeichens bedurfte, ja dass das neue Alphabet uns überhaupt im ganzen ein Bild der Sprache liefert, wie sie damals in Attika geredet wurde. Freilich bleiben manche Schwierigkeiten übrig. Wann die Verderbung der alten Aussprache begann, lässt sich in mehreren Punkten nicht genau ermitteln. Gewiss ist, dass am frühesten und gewiss schon in der alexandrinischen Periode die Diphthonge *αι* und *ει* in einzelnen Gegenden wie *ä* und *i* gesprochen wurden. Im zweiten Jahrhundert nach Chr. stellte der Grammatiker Herodian in seiner Schrift *περὶ ὀρθογραφίας* zahlreiche Regeln darüber auf, in welchen Wörtern *αι*, in welchen *ε*, wo *ει*, wo *ι* am Platze sei. Auch die Unterscheidung von *η* und *ει*, die von *υ* und *οι* bedurfte hie und da der Einschärfung, wie dies von Aug. Lentz in der Praefatio zu seiner Ausgabe des Herodian (I p. CI) nachgewiesen ist. Von da an mehrt sich das Bedürfniss nach orthographischen Vorschriften, die in byzantinischer Zeit bei der immer grösser werdenden Kluft zwischen Schrift und Laut eine grosse Ausdehnung gewinnen. Die *κανόνες* des Theognostos und die Schrift des Choiroboskos *περὶ ὀρθογραφίας* im zweiten Bande von Cramer's Anecdota Oxoniensia geben Zeugniss davon. Danach dürfen wir, ohne allzukühn zu sein, den Beginn der Verderbniss mit jener grossen Umwälzung in Verbindung bringen, welche die griechische Welt seit Alexander erfuhr. Die stärkere Mischung der verschiedenen griechischen Stämme unter einander, die Herrschaft der halbbarbarischen Makedonier, die vielfache Berührung mit ungriechischen, nament-

lich orientalischen Völkern, blieb gewiss nicht ohne Einfluss auf den Klang der Sprache, zumal da die Litteratur von da an viel weniger von Griechen aus dem eigentlichen Hellas, als von solchen gepflegt wurde, die ihre Heimath in den Colonien und namentlich in den neugegründeten hellenischen Fürstensitzen hatten. Dass die Verwirrung und Entstellung schon vor Alexander in irgend erheblichem Umfange vorhanden gewesen sei, ist durchaus unerwiesen. Vielmehr lässt sich für viele Hauptpunkte mit Sicherheit das Gegentheil behaupten. Da es nun ausserdem praktisch so grosse Vortheile bietet zu unterscheiden, wo zur Unterscheidung sich irgend ein Anhalt bietet, so empfiehlt sich für die Aussprache der Diphthonge sicherlich am meisten die in § 8 gegebene Regel, beide Elemente dabei möglichst zur Geltung zu bringen. Wer dies für unausführbar hält, dem empfehle ich von einem böhmischen Gymnasiallehrer sich die Diphthonge vorsprechen zu lassen. Dort und, wie ich glaube, in Oesterreich überhaupt, wo bei dem Durcheinanderwohnen verschiedener Nationen und Stämme die Zunge biegsamer ist, wird diese Regel vollständig verwirklicht, während allerdings in andern Regionen deutscher Cultur die grössten Missbräuche sich eingeschlichen haben.

αι nicht ä. αι ist danach also nicht, wie es in Sachsen geschieht, mit η zusammen zu werfen. Dass das α von αι im Munde der Attiker noch forttönte, wird namentlich durch Krasen wie **κἀγώ** aus **καὶ ἐγώ** bewiesen, wie ich dies in meinen Studien zur griech. und lat. Grammatik I. 2. 273 weiter ausgeführt habe. Gottfr. Hermann empfahl in der Schrift de emendanda ratione grammaticae Graecae p. 51 eine mittlere Aussprache zwischen *a* und *e*, heller als η. Aber factisch wird diese nicht vernommen, indem vielmehr μνήμων sich vollständig auf **δαίμων** reimt. Jedenfalls müsste, wer αι wie *ä* spricht, auch ει mit *i* wiedergeben. Denn es hat gar keine Wahrscheinlichkeit, dass die eine Entstellung des alten Lautes früher als die andere eintrat. Man berufe sich nicht auf die lateinische Transscription. Denn es ist gewiss, dass das lateinische *ae*, der Ersatzmann des ursprünglich geschriebenen und ohne alle Frage diphthongisch gesprochenen

ai, noch zu Varro's Zeit im Munde der gebildeten Römer von *e* verschieden war (Corssen Aussprache des Lateinischen I² 674 ff.)

Während aber die monophthongische Aussprache des *αι* doch wenigstens die Autorität der ganzen spätern Gräcität von der Zeit der Alexandriner an und die vieler scharfsinnigen Gelehrten für sich hat, so ist dagegen die landläufige Aussprache des *ει* wie ein breites neuhochdeutsches *ei* völlig widersinnig und ohne alle Begründung. Unser *ei* ist seinem Klange nach von dem seltenen *ai* nicht verschieden. Weiser reimt sich auf Kaiser (vgl. Rumpelt Deutsche Grammatik I S. 36). Also enthält es deutlich die Elemente *a* und *i*. Im Griechischen ist aber weder nach der Entstehung des *ει*, das entweder aus *ι* oder aus *ε* hervorgeht, noch nach der Art wie die Römer es wiedergeben, bald durch *e*, bald durch *i*, noch nach der Verdünnung zu *i*, welche schon im dritten Jahrhundert v. Chr. um sich zu greifen begann, die mindeste Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, dass darin jemals ein *α* gehört, dass je *ει* und *αι*, wie in dem leidigen Usus der meisten deutschen Gymnasien, gleichlautend waren, oder dass, wie es anderswo geschieht, *ει* selbst neben dem zu *ä* herabgesunkenen *αι* jenen Klang gehabt habe. Es lässt sich mit Bestimmtheit behaupten, dass *ainai* oder *ainä* durchaus nicht den Klang des griechischen *εἶναι* wiedergeben. Dies erkannte auch G. Hermann, der in der erwähnten Schrift p. 53 sagt: *Diphthongum ει male pronunciari plena voce ut Germanicum ei aut Brittanorum i longum, vel Latina lingua docere potest, quae istam diphthongum nunc in e nunc in i mutat — —. Ex quibus merito colligi videtur, diphthongi ει sonum fuisse medium inter ε et ι, eodem modo ut in quibusdam Germaniae regionibus ei pronunciatur.* In Schwaben, am Niederrhein, z. B. in dem Worte Rhein, und im nordwestlichen Mähren, wahrscheinlich auch noch in manchen andern Gegenden Deutschlands findet sich der wirkliche Doppellaut ei, deutlich unterschieden von ai, in der Art, dass e und i bestimmt vernommen werden. Es ist kein übermässig schwieriges Experiment diesen Laut auch der Jugend einzuüben.

ει nicht ai.

οι nicht i. οι nach dem Muster der heutigen Griechen wie *i* zu sprechen hat offenbar noch weniger für sich als diesen in Bezug auf αι und ει zu folgen. Denn nichts ist sicherer als dass οι erst v i e l später als ει und selbst als η zu jener Aussprache sich verdünnte. Schon Liscovins in seiner noch immer viel brauchbares Material enthaltenden Schrift über die Aussprache des Griechischen (L. 1825) weist S. 140 mit Recht auf die orthographischen Regeln hin, die uns mehrfach aus der grammatischen Litteratur der Alten erhalten sind. Er erwähnt die Erotemata des Basilius Magnus (p. 594) also, wenn echt, aus dem 4. Jahrh. n. Chr., wo es unter anderm heist: *πᾶσα λέξις ἀπὸ τῆς κυ συλλαβῆς ἀρχομένη διὰ τοῦ ῡ ψιλοῦ γράφεται πλὴν τοῦ κοῖλον.* Die Regel wäre falsch, wenn κυ wie κι gesprochen wäre, indem dann z. B. *κίθαρις, κίς, κισσός, κιχάνω, κίων* und viele andre Ausnahmen hätten angeführt werden müssen. Ebenso in den unter Herodian's Namen erhaltenen Epimerismen, in den aus dem 9ten Jahrhundert stammenden *Κανόνες* des Theognostos und in unseren Etymologicis z. B. Etymologicum Magnum p. 289, 11. *τὰ εἰς υξ ἅπαντα διὰ τοῦ ῡ ψιλοῦ γράφεται πλὴν τοῦ* π ρ ο ί ξ. Bei der grossen Anzahl der Wörter auf ιξ ist dieser Fall besonders einleuchtend. Eine reiche Zusammenstellung solcher Facta gibt R. F. A. Schmidt ‚Beiträge zur Geschichte der Grammatik' S. 73 ff. und erschliesst daraus die unzweifelhaft richtige Erklärung der Namen *ε̄ ψιλόν* und *ῡ ψιλόν*, dass nämlich *ψιλόν* hier s c h l i c h t im Gegensatz zu der diphthongischen Schreibweise αι und οι bedeute. Eben deshalb entstand dieser Name erst zu einer Zeit, da ε (früher als Buchstabe εἶ genannt) von αι, υ (früher ὖ) von οι der Aussprache nach nicht verschieden war. Schmidt führt die alphabetische Anordnung des Suidas mit Recht auf dasselbe Princip zurück. Aber nicht bloss bei ihm, sondern auch im Et. Magn. findet sich vereinzelt eine solche Anordnung, so steht z. B. *δοῖδυξ* hinter *δρύφακτος*, worauf nach einigen ebenfalls mit δοι beginnenden Wörtern *δύο* folgt. Obgleich nun derartige Regeln und Gewohnheiten aus früheren Sammlungen in diese späten übergegangen sind, so ist es doch nicht wahrscheinlich, dass

man sie ganz unverändert aufgenommen hätte, wäre nicht selbst damals als das Et. Magnum zusammen gestellt ward d. i., wie man anzunehmen pflegt, im 11. Jhdt. *οι* zwar als phonetisch identisch mit *υ*, aber als verschieden von *ι*, *ει*, *η* betrachtet worden, die damals zusammenfielen.

Aus diesem Sachverhalt ergibt sich nun aber zweierlei. Erstens, dass diejenigen, welche *υ* wie *ι* sprechen, einer Sprechweise folgen, die wahrscheinlich selbst im 11ten Jhdt. noch nicht existirte, und von der zweifellos zu Herodians Zeit noch nicht die Rede war. Zweitens, dass es sehr misslich ist, aus der lateinischen Transscription des *οι* mit *oe* zu schliessen, *οι* habe den Klang unsers *ö* gehabt, wie mehrfach behauptet ist. Denn da *οι* so lange Zeit mit *υ* gleich lautete, so müsste auch *υ* die Aussprache *ö* gehabt haben, was — trotz einzelner Vertauschungen beider Laute — niemand behaupten wird, und was um so weniger denkbar ist, da Quintilian XII, 10, 27 den Laut des *υ* als einen dem Lateinischen fehlenden, folglich von *oe* verschiedenen, ausdrücklich bezeichnet. Das lateinische *oe*, dessen Identität mit unserm *ö* keineswegs feststeht, kam wie *ae* nur als Nachfolger des älteren Diphthongs mit *ĭ* dazu für das griechische *οι* einzutreten. Als man *Oinomavos* schrieb (Mommsen Corp. Inscr. No. 60), sprach man sicherlich auch den Diphthong. Und selbst *oe* hätte schwerlich den Laut *ŭ* (*oetier* = *ūti*, *poena pūnio*) aus sich hervorgehen lassen können, wenn es unserm *ö* gleich gekommen wäre. Die Einmischung dieses, so weit wir sehen können, dem griechischen Munde aller Zeiten völlig fremden Lautes in diese Untersuchungen ist ein besonders unglücklicher Gedanke.

Die Geschichte des griechischen *οι* ist also die, dass es zur Zeit der allgemeinen Diphthongverderbung zuerst in *ü*, erst durch eine viel spätere zweite Metamorphose in *i* überging. Alle diese Diphthongzerstörungen treten uns zuerst bei den Boeotiern entgegen, die schon zu classischer Zeit *αι* durch *η*, *ει* durch *ι*, *οι* durch *υ* ersetzen: *ὀφείλετη*, *ἶμι*, *τύς* (Ahrens Aeol. 191). Schärfere Beobachter finden übrigens selbst in der heutigen Griechensprache noch feine Unterschiede zwischen den einzelnen *I*-Lauten und ganz unver-

kennbare Ueberreste älterer Laute in einzelnen Wörtern (Thiersch Griech. Gram. 4te Aufl. §. 7 Anm., E. Curtius Gött. Anzeigen, Nachr. 1857 No. 22), ein Grund mehr gegen die alles nivellirende itacistische Weise.

ευ nicht oi. Im Unterschied von *οι*, das gewiss vom Klang des englischen *oi* nicht weit ablag, wird *ευ* so zu sprechen sein, dass der helle E-Laut vor dem *υ* hörbar wird, eine Aussprache die unser deutsches e u z. B. in Meklenburg regelmässig hat, während die vorherrschende Sprechweise dieses Diphthongs in deutschem Munde denselben entweder mit *oi* oder gar mit *ei* (d. i. *ai*) zu identificiren pflegt. Als abschreckendes Beispiel mag der Bacchusruf *εὔοι* dienen, wie man sich an *αἰεί* üben kann *αι* und *ει*, an *σεύει* *ευ* und *ει* aus einander zu halten.

ου. Für die streng monophthongische Aussprache des *ου* sind namentlich zwei Umstände beweisend. Erstlich vertritt *ου* bei den Boeotiern auch den kurzen U-Laut z. B. *κούνες*, zweitens haben die Römer nie einen Versuch gemacht diesen, offenbar bloss graphischen Diphthong mit zwei Zeichen auszudrücken, was ihnen doch, da sie in älterer Zeit selbst ein *ou* besassen, keineswegs fern lag. Wenn also auch in einigen Fällen *ου* etymologisch einem Diphthong entspricht z. B. in *βοῦ-ς* = sk. *gâu-s*, so war doch der Klang desselben gewiss schon sehr früh ein einfacher und nur die Nothwendigkeit brachte, nachdem das Zeichen Υ sich für *ü* fixirt hatte, die Griechen wie die Franzosen dazu, zur Bezeichnung des einfachen Vocals die beiden Vocalzeichen zu verbinden, die gewissermassen die Gränzen bezeichnen, zwischen welchen der fragliche Laut in der Mitte lag. *Inopia fecerunt* sagt schon Nigidius Figulus bei Gellius N. Att. XIX. 14. Ueber einige für die Geschichte dieses Lautes interessante Besonderheiten der altattischen Inschriften handelt A. Dietrich in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XIV 48 ff.

Jota subscriptum. Das *ι* subscriptum heisst schon bei Herodian *ἀνεκφώνητον*, dass es schon zu Augustus Zeit nicht mehr gehört ward, geht aus Strabo XIV. p. 648 hervor. Schon früher zeigen sich auf Inschriften starke Schwankungen zwischen der Setzung

und Weglassung des Lautes, der dennoch in der besten Zeit gehört sein mag. Unsern Organen wird es nicht leicht gelingen, ihn auszusprechen.

Cap. 2. Von den Lauten.

Zu §. 25.

Harte und weiche Vocale.

Die Vocale werden in zwei Klassen eingetheilt, deren Unterscheidung von Wichtigkeit ist. Die der ersten Classe nenne ich die harten, die der zweiten die weichen Vocale. Man kann über die Wahl dieser Kunstausdrücke streiten, wie es denn wohl überhaupt keine grammatischen Benennungen giebt, gegen die sich nicht von irgend einer Seite etwas einwenden liesse. Dennoch bedarf nicht bloss die Praxis, sondern auch die Wissenschaft scharfer Bezeichnungen zur klaren Hervorhebung wesentlicher Thatsachen, und es scheint mir, dass die vergleichende Grammatik, namentlich auch in ihren neuesten Vertretern, aus Furcht, ein neu geschaffener Ausdruck könne in irgend einer Beziehung anfechtbar sein, es zu sehr versäumt dergleichen in Umlauf zu setzen. Der Werth der Namen in der Sprachwissenschaft wird offenbar unterschätzt. Jacob Grimm ist in dieser Beziehung viel fruchtbarer gewesen. Man denke nur an den Namen Lautverschiebung. Wie treffend benennt dies eine Wort eine ganze Reihe von sprachgeschichtlichen Thatsachen! Für die Schulgrammatik nun sind wohl gewählte Namen ganz unentbehrlich.

Die von mir hart genannten Vocale sind sämmtlich aus einem ursprünglichen *α* hervorgegangen, das sich im Sanskrit als solches erhalten hat. Auch im Griechischen findet daher zwischen diesen der mannichfaltigste Austausch statt, wie ein Blick auf die Dialekte zeigt. Ausserdem aber kommen hier namentlich solche Fälle in Betracht, wie *φρήν* (St. *φρεν*), *εὔφρων* (St. *εὐφρον*), *εὐφραίνω* (d. i. *εὐφρανιω*), *λέων* (St. *λεοντ*) neben *λέαινα* (d. i. *λεαν(τ)ια*), *ποιμήν* (St. *ποιμεν*) *ποιμαίνω* (d. i. *ποιμανιω*), aber auch

ἅμα neben *ὁμοῦ*, während der E-Laut hier dem lateinischen *sem-el* und altlat. *semol* (*simul*) vorbehalten ist (Grundzüge S. 87, S. 300). Auch *οἴκα-δε* vom St. *οἰκο*, Verba auf -*οω* von Stämmen auf *α* z. B. *κορυφό-ω* und umgekehrt, Patronymica auf -*ιαδη-ς* von Stämmen auf *ιο* z. B. *Ταλθυβιάδη-ς*, abgeleitete Adjectiva auf -*ιακό-ς* z. B. *Πελοποννησια-κό-ς*, ebenfalls aus Stämmen auf *ιο*, finden nur darin ihre Erklärung, dass der ursprünglichste der harten Vocale, der in andern Formen verdunkelt war, gelegentlich wieder hervorbricht. Das *ε* des Vocativs in der O-Declination, die Flexion der Neutra auf -*ος* Gen. *εος* und vieles andre beruht auf dieser Gemeinschaft der harten Vocale. So kann man sich also auch ohne Hülfe des Sanskrit die ursprüngliche Identität dieser Vocale klar machen. Weil sie alle auf *a* zurückgehen, so könnte man sie auch A-Laute nennen, wäre nicht diese Bezeichnung wenigstens für den Standpunkt der Schule leicht verwirrend, und brauchten wir nicht den Ausdruck A-Laut in engerem Sinne, um kurzes und langes *α* in seiner gemeinsamen Differenz vom E- und O-Laut zu bezeichnen. Es kommt hinzu, dass dann für die zweite Classe *ι* und *υ* kein homogener gemeinsamer Name sich aufstellen liesse. Benary (Röm. Lautlehre S. 4) nennt die Vocale der ersten Classe die starren, die der zweiten die flüssigen. Da wir mit dem Worte starr den Begriff der Unveränderlichkeit verbinden, die Vocale *α ε ο* aber gerade vielfach verändert werden, so scheint mir der Ausdruck nicht glücklich gewählt. Hart dagegen nennen wir, was sich schwer einem andern anbequemt, weich das nachgiebige und biegsame. Die Härte der ersten Reihe zeigt sich darin, dass diese Vocale zwar mit nachfolgenden weichen einen guten Klang, nämlich den der Diphthonge geben (§. 26), aber unter einander sich schwer vertragen (§. 36 ff.), daher mehrfach umgestaltet werden; die Weichheit der zweiten darin, dass *ι* und *υ* vor und nach harten Vocalen unverändert bleiben (§. 35). Ueber den Standpunkt der Schule hinaus liegt ein andres Merkmal ihrer Weichheit, das Zerfliessen von *i* und *u* in die Halbvocale Jod und Vau. Auch die Wirkung, welche *ι*, seltener *υ* auf ein vorhergehendes

τ insofern übt, als dies durch die unmittelbare Berührung mit solchen Vocalen in gewissen Fällen zu σ erweicht wird: ion. φη-σί für dor. φα-τί (§. 60) φᾶ-σί d. i. φα-νσι für φαν-τί, σύ für älteres τύ beruht auf der Weichheit dieser Vocale, von denen sich ein Theil, so zu sagen, ablöst und den vorhergehenden Dental modificirt. In weiterem Sinne gehören auch die Erscheinungen des von Schleicher so benannten Zetacismus, von denen die wesentlichsten in §. 55 bis 58 erwähnt sind, und der von mir so genannte Dentalismus (Grundzüge S. 442) hieher. Aus diesen Gründen also scheinen mir noch immer die Ausdrücke hart und weich ganz entsprechend.

Die mundartlichen Erscheinungen in §. 24 D. konnten hier nicht weiter erklärt werden. Manche derselben haben allerdings einen tiefern Grund, so namentlich die Dehnung von ε zu ει, von ο zu ου in der Ausstossung und Versetzung von Consonanten z. B. im homer. οὔνομα, das für ὀ-γνο-μα steht. Vgl. altlat. *gnô-men*. (W. *gnô*=gr. γνω). Die Kürze der mittleren Sylbe ist mit der von *nŏ-ta* zu vergleichen. Doch ist es noch keineswegs überall gelungen, einen bestimmten Anlass für die Länge zu ermitteln und deshalb für die Schulgrammatik unumgänglich nothwendig das thatsächliche als solches zu verzeichnen. Epische Dehnungen.

Zu § 30 ff.

In der Eintheilung der Consonanten habe ich die üblichen Ausdrücke möglichst mit denjenigen zu vermitteln gesucht, welche die neueren vom physiologischen Standpunkt ausgehenden Untersuchungen aufgebracht haben. Man vergleiche insbesondere die Schrift von Brücke Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute, Wien 1856, und Lepsius Das allgemeine linguist. Alphabet. Was hier nach der üblichen Bezeichnungsweise Organ genannt wird, heisst bei den Physiologen genauer die Articulationsstelle. Schon aus dieser Benennung geht hervor, dass wir im Griechischen nicht von Zungenlauten reden können, da die Zunge sowohl bei der Hervorbringung eines κ als bei der Consonanten.

eines τ wesentlich mitwirkt. Da sie aber bei τ δ θ am obern Zahnrande sich anstemmt, so ist der Ausdruck **dental** durchaus berechtigt. Zu den dentalen Consonanten pflegte man früher auch λ und ϱ zu stellen. Mit Recht aber hat man dagegen den Einwand erhoben, dass λ keine nothwendige Articulationsstelle habe und eigentlich reiner Zungenlaut sei, während der „Zitterlaut" ϱ zwar durch das Vibriren der Zungenspitze am obern Zahnrande hervorgebracht werden **kann**, aber nicht **muss**, indem z. B. im grössten Theile von Deutschland dieser Laut in der hintern Mundregion durch das Vibriren des Gaumensegels hervorgebracht wird. Da wir schwer entscheiden können, welche der beiden Aussprachen dem griechischen ϱ zukam, so habe ich aus diesem Grunde λ und ϱ von der Eintheilung nach dem Organ ausgenommen.

Momentane und Dauerlaute. In der Anm. zu §. 31 ist auf die bei den Physiologen übliche Bezeichnung der mutae als **momentaner** Laute, der semivocales als **Dauerlaute** hingewiesen. Um die Ausdrücke nicht allzu sehr zu häufen, sind andre, in mancher Beziehung noch treffendere übergangen, so namentlich der mit Muta gleichbedeutende „Explosivlaut" (bei Brücke Verschlusslaut), welcher Ausdruck am schärfsten das Wesen dieser Laute bezeichnet, die durch das plötzliche Oeffnen eines an einer bestimmten Stelle des Mundes gebildeten Verschlusses entstehen.

Zu §. 34 D.

Spiranten. Die Abneigung der griechischen Sprache gegen die **Spiranten**, wie ich die Laute j s v mit andern Grammatikern nenne, ist ein überaus wichtiges Factum, aus dem sich zahllose Umwandlungen und namentlich auch Unterschiede zwischen dem Griechischen und Lateinischen erklären. Von diesen drei gleichartigen Lauten ist σ nur vor Vocalen häufig geschwunden (Vgl. §. 60 b, §. 61 b), indem es im Anlaut meist in den spiritus asper überging, im Inlaut aber — wahrscheinlich durch dieselbe Mittelstufe hindurch — sich völlig verlor. Der labiale Spirant, in Bezug auf welchen man doch endlich einmal die unsinnige Meinung aufgeben

sollte, er könne beliebig vor- oder eintreten, erhielt sich, wie namentlich die Inschriften lehren, aus uralter Zeit besonders im Anlaut in ausgedehnter Weise bei den Aeoliern und Doriern, und an seiner Existenz in den homerischen Gedichten in den hier verzeichneten Wörtern lässt sich nicht zweifeln (vgl. §. 63 D.) Der dritte Spirant, das am Gaumen hinstreifende Jod ist uns als solches aus keiner griechischen Mundart überliefert. Aber das durch die Vergleichung der verwandten Sprachen erschlossene einstige Vorhandensein dieses Lautes (vgl. Grundz. 511 ff.) ist eins der wichtigsten Facta der Sprachgeschichte, aus dem sich eine Menge von scheinbar ganz verschiedenartigen Vorgängen einfach erklärt (vgl. §. 55 ff.).

Was nun das Digamma bei Homer betrifft, so kann Digamma. hier namentlich auf die äusserst sorgfältigen Quaestiones Homericae von C. A. F. Hoffmann (Clausthal 1842 u. 48) verwiesen werden. Mein Grundsatz war, nur solche Wörter als mit Digamma anlautend zu verzeichnen, in welchen nicht bloss die Kriterien des homerischen Verses — die in vielen Fällen allein nicht beweisend sind — sondern auch die Zeugnisse der andern Mundarten und der verwandten Sprachen diesen Laut bestätigen. Aus diesem Grunde sind da, wo die Uebereinstimmung evident ist, die entsprechenden lateinischen Wörter, einmal auch ein deutsches Wort hinzugefügt. Man wird daher hier manche Wörter nicht als digammirt erwähnt finden, die z. B. in Bekker's zweiter Homerausgabe (Bonnae 1858) das ϝ an sich tragen. Ueber das unstäte Wesen des bald nach älterer Weise gesprochenen, bald nach späterer übergangenen Hauchlauts kann auf die Schrift ‚Rationem, quam I. Bekker in restituendo digammo secutus est examinavit A. Leskien (L. 1866)' verwiesen werden. Für den Standpunkt der Schule kommt das Digamma nur insofern in Betracht, als dieser Laut die erwähnten Unregelmässigkeiten des homerischen Verses und ausserdem manche scheinbare Unregelmässigkeit der Flexion und Wortbildung erklärt. Namentlich kommt hier die Lehre vom Augment in Betracht, deren Einübung (§. 236, 237) oder Repetition nach dem praktischen Gange des Unterrichts

vielleicht zuerst Anlass bietet, die Schüler auf §. 34 D. zu verweisen, und auf diese Weise die Kenntniss des homerischen Dialekts vorzubereiten. Bei §. 275, 2 bietet sich dazu ein neuer Anlass, ebenso bei zahlreichen Verben der beiden Hauptconjugationen, namentlich bei denen der achten oder Mischclasse (§. 327) und in der Wortbildungslehre (§. 354, §. 360 Anm.). Ueberall aber ist es für den Lehrer wichtig sich zu erinnern, dass ausser dem Ϝ auch die beiden andern Spiranten nach griechischen Lautgesetzen (z. B. εἶχ-ο-ν = ἐ-(σ)εχ-ο-ν) ausfallen konnten, dass also keineswegs im Digamma allein die Quelle derartiger Erscheinungen zu suchen ist. Findet sich doch sogar im homerischen Dialekt vor ὥς (z. B. θεὸς ὥς) die Verlängerung einer kurzen Sylbe so häufig, dass wir auf das Vorhandensein eines Digamma zu schliessen berechtigt wären, wenn nicht die verwandten Sprachen vielmehr auf uralten Jod-Laut hinwiesen (Grundzüge 551) und es wahrscheinlich machten, dass sich bei diesem häufigen Worte die Nachwirkung dieses Spiranten erhalten hätte.

Ueber Ϝ in dem aeolischen und dorischen Dialekt giebt Ahrens in seinem vortrefflichen Werke de dialecto Aeolica Gött. 1839, de dial. Dorica 1843 die genaueste Auskunft. Eine treffliche Ergänzung der inschriftlichen Zeugnisse bietet Savelsberg de digammo Aquisgrani 1854 ff. Ueber das für Ϝ zeugende ε (ἐείκοσι) vgl. Grundzüge 527.

Cap. 3. Von den Lautverbindungen und Lautveränderungen.

Zu §. 40.

Organische Dehnung. Die sorgfältigste Darstellung der Vocalreihen giebt Schleichers Compendium² S. 55 ff. — Für den Standpunkt der Schule schien es genügend die beiden wesentlichsten Arten der Dehnung aus einander zu halten, die organische d. h. einem dem Sprachgeiste vorschwebenden Zwecke dienende Kräftigung, und damit stärkere Hervorhebung einer Sylbe bewirkende Dehnung und die Ersatzdehnung, welche erst in Folge einer Lautzerstöruug entstanden

und den Verlust an consonantischem Laut durch einen Zuwachs von vocalischem auszugleichen geeignet ist.

Die organische Dehnung kann in ihrer Durchführung nur mit Hülfe der verwandten Sprachen vollständig klar gemacht werden, denn sie beruht auf der ursprünglichen Dreiheit der Vocale: *a i u*. Von diesen wird *a* durch sich selbst monophthongisch gesteigert, also zu *á*, *i* und *u* diphthongisch d. i. zunächst durch den Vorschub eines kurzen, dann weiter durch den eines langen *á*. Diese von den Sanskritgrammatikern mit dem Namen Guna (Eigenschaft) und Vrddhi (d. i. Wachsthum) bezeichneten beiden Stufen der Lautsteigerung, für welche ich in meiner Schrift „die Sprachvergleichung u. s. w.“ S. 54 (vgl. Grundzüge S. 51) den Namen ‚Zulaut‘ in Vorschlag gebracht habe, ist aber im Griechischen mit andern Vocalveränderungen zusammengeflossen, welche spätern Ursprungs zu sein scheinen. Die harten Vocale *α ε ο* werden zu *η* (dor. *ᾱ*) und *ω* nicht bloss in solchen Formen, in denen die verwandten Sprachen die entsprechende Steigerung aufweisen z. B. im Perf. Act.: **κραγ κέ-κρᾱγ-α λᾰθ λέ-ληθ-α** (dor. **λέ-λᾱθ-α**), **ὀδ ὄδ-ωδ-α**, sondern auch bei der Anfügung von stammbildenden Elementen z. B. im Futurum, im Perfectstamme, im schwachen Passivstamme, in zahlreichen Nominalformen z. B. **τετίμη-κα, ἐ-ποιή-θη-ν, ποίη-σι-ς, δικαίω-μα, σοφώ-τερο-ς**, wo uns die verwandten Sprachen nichts unmittelbar entsprechendes bieten. Diese letztere Art der Lautverstärkung ist für die Schulgrammatik fast wichtiger als die erste, weil sie sehr viel häufiger vorkommt. Es ist dies einer der Fälle, wo die Specialgrammatik einer einzelnen Sprache ihre eigenen Wege gehen muss. Die Trübung des ursprünglichen Verhältnisses zeigt sich im Griechischen besonders deutlich darin, dass nicht bloss die harten Vocale weit über die ältere Weise hinaus gesteigert, sondern dass auch *ι* und *υ* statt nach altem Brauch diphthongisch, vielmehr monophthongisch verstärkt werden und zwar zum Theil an denselben Stellen, in denselben Formen, welche in den verwandten Sprachen, namentlich im Sanskrit, diphthongischen Zulaut an sich tragen. Der skt. ersten Person Pl. *áp-nu-mas,*

wir erlangen, entspricht der Bildung nach gr. *δείκ-νῦ-μεν*, der ersten Sing. *áp-nô-mi* (d. i. *áp-nau-mi*) *δείκ-νῦ-μι*. Von der W. *πλυ* wird durch diphthongischen Zulaut regelrecht *πλευ-σοῦμαι* gebildet, zu vergleichen mit dem skt. activen, gleich bedeutenden *plô-shjâ-mi*, von der W. *φυ* aber *φῦ-σω* (vgl. skt. *bhav-i-shjâ-mi*). Dem Griechischen steht hier das Zend zur Seite mit seinem Fut. *bû-sjeiti* = griech. *φῦ-σει* (Schleicher Comp. S. 819, Bopp Vergl. Gr. II. S. 553). Durch diese Thatsachen ist meine Darstellung wohl hinlänglich gerechtfertigt. Gewisse Subtilitäten des Lautwandels können ohne Gefahr der Ungründlichkeit der Schule entzogen bleiben. — Selbst das Verhältniss des *ο* zu *ε* und dem entsprechend von *οι* zu *ει* (z. B. *τρόπο-ς* neben *τρέπω*, *οἶδα* neben *εἰδέναι*), welches ebenfalls unter dem Begriff einer wenn auch geringeren Steigerung fällt, habe ich lieber nicht als solche bezeichnet, weil sich hier wieder dem fragenden und denkenden Schüler allerlei Zweifel aufdrängen könnten, die für ihn — und zum Theil selbst für uns — unlösbar bleiben müssten, z. B. über das Verhältniss des *α* von *ἔτραπον* zu *τρέπω* und *τρόπος*. Es kommt ja überhaupt für unsern Zweck in der Lautlehre nur darauf an die wesentlichsten die Sprache beherrschenden Gesetze und Neigungen zum Bewusstsein zu bringen.

Zu §. 42.

Ersatzdehnung. Der Begriff der Ersatzdehnung ist meines Wissens als solcher zuerst von Heinr. Lud. Ahrens zur Geltung gebracht (Ueb. d. Conjugation auf *μι* Nordhausen 1838 4 S. 34), obgleich natürlich die Sache selbst, die Dehnung von Vocalen in Folge von ausgestossenen Consonanten, schon früher nicht unbeachtet blieb. Dieser Begriff ist auch für die Schulgrammatik von höchster Brauchbarkeit. Bei Müller und Lattmann S. 19 wird er recht fasslich so definirt: „ersetzt wird die verloren gehende Positionslänge durch eine Naturlänge.“ Die Intention der Sprache kommt gewissermaassen am deutlichsten zu Tage in *ἀλλήλω-ν*, dessen Ursprung aus *ἀλλ-αλλο* (*alius alium*) nicht zweifelhaft sein kann. Der volle Gleichklang wird gemieden; an die Stelle von *ἀλλο* tritt aber nicht etwa *αλο* sondern dor. *ᾱλο*, ion. *ηλο*

(vgl. ἔψηλα = aeol. ἔψαλλα). Neuere Untersuchungen über diesen Vorgang, wie sie namentlich von Delbrück (Studien I, 2, 137) und von mir (ebenda II, 159) vorgenommen sind, machen es immer deutlicher, wie die Ersatzdehnung auf dem Verklingen gewisser an sich schon den Vocalen näher stehenden Consonanten, namentlich von *n*, *r*, *l*, *s* beruht, die bei ihrem Verklingen allmählich die Dauer der vorhergehenden Vocale steigerten.

Zu §. 46.

„Vor stummen Zahnlauten gehen stnmme Zahnlaute, um hörbar zu werden, in das tönende σ über (Dissimilation).“ Dissimilation. Wenn ich hier wie anderswo der Sprache ein „um — zu,“ einen Zweck beimesse, so bedarf es wohl kaum der Bemerkung, dass ich nicht eine bewusste Absicht im Sinne hatte. Eine solche muss von dem Naturleben der Sprache, das sich gerade in den Lautgestaltungen am unmittelbarsten offenbart, völlig ausgeschlossen werden. Es kann sich hier natürlich nnr um eine immanente Zweckmässigkeit, um ein ohne Bewusstsein verfolgtes Streben des Sprachgeistes handeln. Dies Streben ist gerade im Griechischen mit bewunderungswürdiger Energie darauf gerichtet jedes bedeutungsvolle Element zu seiner Geltung gelangen zu lassen. Man kann diese Eigenthümlichkeit als die Intellectualität der griechischen Sprache bezeichnen. Da nun die Nachbarschaft andrer dentalen Laute den Dental des Stammes als solchen vor sich nicht duldete — z. B. in ᾀδ-τέον —, so nahm die Zunge zwar die zur Aussprache des δ erforderliche Stellung am oberen Zahnrande ein, bildete aber statt des festen zur Hervorbringnng eines Explosivlauts erforderlichen Verschlusses nur eine „Verengerung,“ und daraus entstand der Sibilant. So genügt die Sprache einem doppelten Zwecke, einmal der leichten Sprechbarkeit des Wortes und sodann der Erhaltung des dentalen Stammelements, wenn auch in veränderter Gestalt. Ebenso lat. *es-t*=*ed-t*, neben *ed-i-t*, *claus-tru-m* aus *claud-tru-m*. Eine weitergehende Zerstörung tritt uns in *lae-su-s* d. i. *laed-tu-s* entgegen, wo wir indess wahrscheinlich auch ein älteres *laes-tu-s* anzunehmen

haben, das durch spätere Assimilation zu *laes-su-s*, *lae-su-s* ward.

Zu §. 47.

Verwandlungen vor μ. Hier sind drei Uebergänge zusammengestellt, welche nicht völlig auf einer Linie stehen, in gewissem Sinne aber doch alle als Assimilation aufgefasst werden können. Am entschiedensten tritt diese bei der Umwandlung eines Lippenlautes vor *μ* hervor, indem dieser dem *μ* nicht bloss ähnlich, sondern gleich ward: *ὀπ-μα ὄμ-μα* (umgekehrt aeol. *ὄπ-πα*). Aber auch die Verwandlung eines Zahnlauts in *σ* kann als Assimilation gefasst werden, insofern als der Dauerlaut *σ* dem Dauerlaut *μ* näher steht, als einer der dentalen Explosivlaute. Unter den gutturalen Explosivlauten endlich ist offenbar das weiche *γ* dem *μ* am verwandtesten, und deshalb vertritt *γ* vor *μ* die andern Kehllaute mit. Die zahlreichen Ausnahmen von den letzten beiden Umwandlungen in der Wortbildung lassen das ganze nicht als ein Gesetz, sondern als eine blosse Neigung der Sprache erscheinen. Auf die grössere Ausdehnung dieser Neigung in der Verbalflexion mochte die Analogie der übrigen Personen mit einwirken: *ἴσ-μεν* wie *ἴσ-τε*, *ἴσασι*, *πέπεισ-μαι* wie *πέπεισαι*, *πέπεισται*, *πέπεισθε*.

Zu §. 48.

Verwandlungen vor σ. Es ist wichtig hier wiederum genau zwischen Laut und Schrift zu unterscheiden. Der Mangel einer solchen Unterscheidung hat früher die falsche Ansicht erzeugt, dass ξ und ψ jedes gleichsam ein dreifacher Laut sei, je nachdem es aus *κσ*, *γσ*, *χσ*, aus *πσ*, *βσ*, *φσ* entstanden sei. Die Verkehrtheit solcher Auffassung leuchtet ein, und es lohnt sich wohl den Schüler für das Griechische wie für das Lateinische auf das richtige hinzuführen.

Zu §. 49.

Einfaches σ statt des doppelten. Der Zusammenhang zwischen der ersten und zweiten Abtheilung dieses Paragraphen ist leicht ersichtlich. Sowohl in *πο-σί* wie in *τείχε-σι* ist ein dentaler Laut verschwunden. Ohne Zweifel war der lautgeschichtliche Gang wenigstens

bei den dentalen Mutis der, dass sie sich zuerst dem Sibilanten assimilirten. Homerische Formen wie ποσ-σί sind Zeugen für diesen Sprachzustand. Später trat die Neigung ein von dem doppelten Sigma das eine fallen zu lassen. So entstand, und zwar ebenfalls schon bei Homer πο-σί. Die Vereinfachung eines ursprünglich doppelten Sigma ist ein Vorgang, der zahlreiche Formen erklärt z. B. att. τόσο-ς neben homer. τόσσο-ς d. i. το-τι-ο-ς (vgl. lat. *tot* f. *toti*, *toti-dem*), ἔσομαι neben hom. ἔσ-σο-μαι, βέλε-σι neben hom. βέλεσ-σι, und überhaupt die Endung σι (ν) im Dat. Pl. neben dem ursprünglichen, wahrscheinlich aus σϜι (ν) entstandenen -σσι (ν). Es ist wichtig auch die Schüler darauf hinzuweisen (vgl. §. 62 D.), dass doppelte Consonanten, wo sie mundartlich neben einfachen vorkommen, in der Regel der ältern Form angehören, nicht umgekehrt.

Zu §. 51 Anm. 2 und D.

Die Einschiebung von Hülfsconsonanten, im Griechischen ein auf wenige Fälle beschränkter Vorgang, kann durch die völlig entsprechenden Erscheinungen romanischer Sprachen z. B. franz. *cen-d-re*=lat. *cin-e-rem*, *Vendredi*= *Veneris dies*, *chambre* = *camera*, *com-b-le* = *cumulus* erläutert werden (Diez, Grammatik der roman. Sprachen I 201, 206). Noch näher liegt das deutsche Fähn-d-rich und provincielle Hein-d-rich, Hen-d-rich. Hülfsconsonanten.

Zu §. 55—58.

In der Aufnahme dieser Lautumwandlungen in die praktische Schulgrammatik bin ich mit Ahrens zusammengetroffen mit dem Unterschied jedoch, dass Ahrens S. 183 ff. seiner Formenlehre ausser den von mir erwähnten Lautübergängen noch einzelne andre aufführt, die ich, wie den von πι, βι, φι in πτ — wodurch die 3. Verbal- oder T-Classe zu einer Unterabtheilung der 4. oder I-Classe werden würde — nicht für begründet halten kann. In meinen Grundzügen S. 626 ff. habe ich meine Auffassung jetzt ausführlich motivirt. Auch Müller und Lattmann haben in der erwähnten Formenlehre diesen Erscheinungen S. 115 Umwandlungen bei ι.

— doch mit Beschränkung auf das erwiesene — ihren Platz angewiesen. In der That halte ich diese Neuerung für eine der aller wesentlichsten, weil auf diese Weise eine Reihe scheinbar sehr disparater sprachlicher Vorgänge auf ein einziges, selbst dem Schüler leicht fassliches Princip zurückgeführt wird. Es handelt sich dabei namentlich um dreierlei Gebiete, die Comparativbildung, die Bildung weiblicher Adjectiva und Personennamen und die Bildung des Präsensstammes der I-Classe. Nachdem diese Gebiete dem Schüler vertraut geworden sind, wird der Lehrer die §§. 55—58 zu einer sie vereinigenden Repetition benutzen und so auch dem Schüler die Einsicht in die Einheit aller dieser Erscheinungen verschaffen können.

Alle hier verzeichneten Lautübergänge beruhen auf der Einwirkung des alten, ursprünglich, wie wir sahen, auch den Griechen nicht fremden Consonanten Jod. Da aber dieser Spirant gerade in diesen seinen Verwandlungen mehrfach in den verwandten Vocal umspringt (z. B. in *τείνω* f. *τεν-jω*), und auch sonst in denselben Bildungen bei den Griechen als *ι* erscheint: *ἡδ-ίων, ἰδ-ίω* (skt. *svid-jâ-mi* Grundz. 227), *ποιήτρ-ια*, da mithin auf jeden Fall zwischen Jod und Jota in jener alten Zeit ein vielfacher Wechsel und die engste Verwandtschaft angenommen werden muss, so schien es mir zulässig die ganze Lehre ohne Anwendung eines dem griechischen Alphabet fremden Zeichens durchzuführen, dessen sich die oben erwähnten Grammatiker zu bedienen keinen Anstand nahmen. Ich glaube aber, es muss unser Bestreben sein so wenig fremdartiges wie möglich in die Grammatik hineinzubringen.

Zu den einzelnen hier aufgeführten Verwandlungen mag hier folgendes bemerkt werden:

Versetzung des *ι*. 1) die Versetzung des *ι* aus der folgenden in die vorhergehende Sylbe bedarf wohl am wenigsten der besonderen Begründung. Zweifler können namentlich auf aeolische Formen wie *μέλαν-να, χέρ-ρων* verwiesen werden, deren Entstehung aus *μελαν-jα, χερ-jων* durch Assimilation sofort in die Augen springt. Bei einzelnen der hieher gehörigen Formen hat übrigens das Jod der nachfolgenden Sylbe in dop-

pelter Weise sich geltend gemacht, indem es erstens mit dem vorhergehenden Consonanten eine der üblichen Gruppen bildete und zweitens dessen ungeachtet als ι in der vorhergehenden Sylbe vorklang, so in *κρείσσων* d. i. *κρετ-jων*, *μείζων* d. i. *μεγ-jων* (vgl. §. 198 Anm.), und eben dahin gehört auch *θᾶσσον* = *ταχ-jον*, *μᾶλλον* = *μαλ-jον*, in welchen das ι nur verlängernd, nicht diphthongbildend auf die Stammsylbe eingewirkt hat. Die gleiche Wirkung übt der J-Laut auf vorhergehendes ι und υ in den §. 253 berührten Verben *κρίνω* und *σύρω*. Für die Richtigkeit dieser Darstellung sind wieder die aeolischen Formen *κρίννω*, *σύρρω* beweisend. Eben desshalb fasst man die ganze Erscheinung am besten als ein Vorklingen des J-Lautes in der vorhergehenden Sylbe auf, wozu namentlich das Zend eine Menge von Analogien bietet. Der Anstifter der Lautveränderung, der J-Laut der zweiten Sylbe ist dann nach Ausübung dieses Einflusses in der Regel fortgefallen. Vgl. Grundz. S. 630 ff.

2) Für diesen Uebergang sind lat. *aliu-s* neben *ἄλλος*, λλ *sal-io* neben *ἅλλομαι* schon im Text als die überzeugendsten Beispiele angeführt. Auch das ahd. *stellan* aus *stel-jan* liegt nahe.

3 u. 4) Diese Verwandlungen von Dentalen und Guttu- σσ (ττ) ralen mit Jod habe ich Grundzüge S. 617 ff. genau erörtert. Die wichtigsten Resultate, durch welche erst volle Consequenz in diese ganze Lehre hineinkommt, sind folgende.

σσ (dafür neuattisch und boeotisch *ττ*) geht überall nur aus einer harten Muta oder Aspirata (*τ*, *θ*, *κ*, *χ*), *ζ* (dafür boeot. im Inlaut *δδ*) nur aus einer weichen Muta (*δ*, *γ*) hervor. Wo die erste Lautgruppe aus *γ* entstanden zu sein scheint z. B. in *φράσσω* (St. *φραγ*) ist *γ* der Vertreter eines älteren *κ*. Vgl. lat. *farc-io* = *φράσσω*. Im Text der Grammatik mochte ich indess von dieser Erkenntniss noch keinen Gebrauch machen, weil der Uebergang von *κ* in *γ* nicht überall dem Schüler klar dargelegt werden kann. Dort also bleibt es vorläufig dabei, dass *σσ* (*ττ*) auch aus *γ* hervorgeht. Die Annahme ferner einer Entstehung von *σσ* aus *δj* ist völlig unbegründet, indem der Comparativ *βράσσων* (nur Il. K. 226) nicht zu *βραδύς*, sondern zu *βραχύς* gehört, also

aus *βραχ-jων* entstanden ist. (Vgl. §. 198 D. und Grundzüge S. 623.)

Aus *τj* geht *σσ* in der Art hervor, dass das Jod z. B. von *λιτ-jo-μαι* in einen ursprünglich weichen, dann verhärteten Zischlaut sich umsetzt: *λιτ-σο-μαι*. Aus dieser Lautgruppe entsteht *σσ* durch regressive, das heisst vom Ende des Wortes aus rückwärts wirkende, *ττ* durch progressive Assimilation. *θj* hat dieselben Umwandlungen durchgemacht, nur dass hier überdies der Hauch verloren gehen musste.

In derselben Weise erklärt sich *ζ*, dessen Laut wie wir S. 16 sahen, *dz* ist. Aus *ἑδ-jo-μαι* ward *ἑδ*-zo-*μαι* d. i. *ἕζομαι*. Eine weitere Umwandlung unterblieb hier.

Die Gutturalen verschoben sich schon zu einer der Bildung unserer Lautgruppen lange vorhergehenden Periode unter dem Einfluss des folgenden Jod in die vordere Mundregion. Aus *ἡκ-jων* ward durch verschiedene Zwischenstufen *ἡτ-jων*, aus *ὀλιγ-jων ὀλιδ-jων*. Wenn in der spätern Latinität *ci* in unbetonten Sylben mit *ti* gleich lautend und darum so oft in der Schrift mit ihm verwechselt wurde (Corssen Ausspr. I² 57), so beruht das auf demselben Princip, ebenso die Verwandlung des lateinischen *c* in den französischen Zischlaut z. B. *facies face*. Aus den vorausgesetzten Mittelformen *ἡτ-jων*, *ὀλιδ-jων* geht dann *ἧσσων* (*ἧττων*) und *ὀλίζων* genau in derselben Weise hervor wie aus *λιτ-jομαι*, *ἑδ-jομαι* die Formen mit *σσ* (*ττ*) und *ζ*. Der Hauch der Aspirata *χ* verschwindet wie der des *θ* in diesem Verwandlungsprocess.

In den Ländern, wo die slawischen Sprachen sich mit der deutschen berühren, werden alle diese Vorgänge besonders leicht klar gemacht werden können, da ein grosser Theil der specifisch slawischen Lauteigenthümlichkeiten auf der Affection vorhergehender Consonanten durch Jod beruht. Ob es indess irgendwo gerathen sein dürfte, den Schülern diese Lautentwickelungen nach den hier gegebenen Andeutungen weitläufiger auszuführen, bezweifle ich, nicht weil es deren Fassungskraft übersteigt — denn im Grunde ist diese ganze Lehre einfach und bei scharfer Aufmerksamkeit

leicht zu fassen — sondern weil eine solche Darlegung zu viel Zeit in Anspruch nimmt und zu weit vom Griechischen als einer historisch überlieferten Sprache abführt. Aber es ist wünschenswerth, dass der Lehrer, der auch nur die von mir verzeichneten lautgeschichtlichen Thatsachen dem Schüler einprägt, sich von dem Grunde, auf dem das ganze ruht, eine Anschauung verschafft habe.

Zu §. 62.

Dass die hier erwähnten doppelten Consonanten in der Regel den älteren Sprachzustand hewahren und aus Assimilation entstanden sind, hedarf nach dem ohen (S. 37) hemerkten keiner Ausführung. So lässt sich namentlich fast für alle mit *ϱ* anlautenden Wurzeln die frühere Existenz eines Consonanten vor *ϱ* nachweisen. *ἄϱϱηκτο-ς* ist durch Assimilation aus *ἀ-Ϝϱηκτος* (Grundz. 494), *πεϱίϱϱυτο-ς* aus *πεϱι-σϱυ-το-ς* (329) entstanden. Die Verdoppelung des *ϱ* nach dem Augment (§. 234) erklärt sich ehen daher. Doppelte Consonanten.

So erweist sich das erste *μ* von *φιλομμειδής* als Verwandlung aus *σ*, da die W. *smi* (Grundz. 307) auch im Sanskrit lächeln hedeutet, *μέσσος* (ionisch und aeolisch) entspricht dem skt. *madhja-s* und dem lat. *medius* (310). Aher in andern Fällen misslingt der Versuch den Doppelconsonanten zu hegründen z. B. in *ἐύννητο-ς*, da wir mit Hülfe der verwandten Sprachen nicht weiter als his zur W. *νε* (295) durchdringen. Auch für *λαβεῖν* lässt sich (484) ein älterer Anlaut vor *λ* nicht erweisen. Die griechische Schulgrammatik muss also die Thatsache einfach verzeichnen, dass der homerische Dialekt oft doppelten statt des einfachen Consonanten hat. — Diese Thatsache reiht sich an die §. 77 D. erwähnte an. Die Dehnung eines vorhergehenden kurzen Endvocals ist wie die Verdoppelung innerhalb eines Wortes oft die letzte Nachwirkung eines einst vorhandenen Consonanten, so in *δήν*, das, wie die Nehenform *δοάν* bei Alcman heweist (Grundzüge 520), aus **διϜᾱν*, *διϜην* entstanden ist und dem lat. *diu* verwandt, eigentlich „einen Tag lang“ hedeutet. Der Versschluss *ὄϱεα νιφόεντα* Il. Ξ. 227 erklärt sich aus dem alten *σν*,

welcher in diesem Stamme (Grundz. 276) vom Gothischen (*snaiv-s* = Schnee) und Litauischen (*snig-ti* schneien) erhalten ist. Es blieb in beiden und in vielen andern Wortstämmen ein dickerer Anlaut zur Entstehungszeit der homerischen Gedichte übrig, der sich bald — im Inlaut — in der Verdoppelung eines Consonanten, bald — bei der Berührung zweier Wörter — durch die Dehnung der vorhergehenden Endsylbe manifestirt. Aber es ist unzweifelhaft, dass die zweite dieser Erscheinungen auch vor Wortstämmen vorkommt, die aller Wahrscheinlichkeit nach nie einen Doppelconsonanten hatten z. B. vor *μέγα-ς* (Grundz. 306), das sich durch lat. *mag-nu-s*, goth. *mik-il-s* u. s. w. von dem Verdacht einer Consonanteneinbusse im Anlaut zu reinigen vermag und doch in zahlreichen Versen wie *εἶδος τε μέγεθός τε* (z. B. Il. *B* 58), ja selbst *Αἴας δ' ὁ μέγας αἰέν* (*Π* 358) die auffallendsten Dehnungen vor sich hat. Dergleichen Thatsachen sind nicht durch kühne Textesänderungen zu entfernen, sondern vor allen Dingen als solche anzuerkennen. Man begreift sie nicht vom Standpunkte vereinzelter Laut- und Formenforschung, ebenso wenig durch die platte Annahme, dass zu Gunsten des Metrums alles gestattet sei, sondern nur durch eine richtige Einsicht in die eigenthümliche Beschaffenheit des gesammten homerischen Dialekts. Dieser Dialekt erweist sich, je weiter die Forschung vordringt, um so mehr als das Product eines conventionellen Sängerbrauches, welcher eine Menge uralter Formen und manche im Erlöschen begriffene Laute bewahrte, aber daneben sich auch viel jüngerer, damals offenbar im Leben schon üblich gewordener Gebilde bediente und eben dadurch jenes Gepräge der Buntheit, des Formenreichthums, der schwankenden Regel erhielt, welches bei einer wirklich gesprochenen Sprache kaum denkbar wäre, der Sängersprache aber bei dem Baue der Verse die allergrössten Vortheile darbot. Zur Zeit da sich dieser Dialekt der epischen Sängerschulen — wie wir wohl sagen dürfen — constituirte, erschien schon vieles als Licenz, was in Wirklichkeit Antiquität war. Nichts lag daher näher, als dass das Gebiet epischer Licenzen auch über den Bereich der Antiquitäten

hinaus — also nach falscher Analogie — erweitert ward. In dem Glauben, dass φιλομμειδής sein doppeltes μ einer blossen, wenn auch altherkömmlichen Doppelsetzung verdankte, wagte man ἔμμαθε, ja selbst ἴμμεναι (Υ 365), fügte man zu ἐπὶ νευρῇ (vgl. d. *Schnur*, W. *snar* Grundz. 295) ein ὑπὸ νέφεος. Immer blieben auch diese Neuerungen durch die Autorität derer, die sie mit grosser Mässigung einführten, auf einen gewissen Kreis von Wörtern beschränkt. Aber natürlich war zu solcher Neuerung bei sehr viel gebrauchten, wie μέγας mit seinen Ableitungen, am meisten Anlass, wie es denn auch kein Zufall ist, dass gerade nur die beiden häufigsten Eigennamen der Ilias und Odyssee im Inlaut zwischen einfacher und doppelter Consonanz schwanken. Solche Betrachtungen sollen nicht entfernt den Zweck haben weitere Untersuchungen abzuweisen — denn überall dürfen wir bei Homer uraltes erwarten — sondern nur den, es zu rechtfertigen, dass viele Eigenthümlichkeiten des homerischen Dialekts schlechtweg als Thatsachen aufgeführt sind, und wenigstens anzudeuten, auf welche Weise viele jener Räthsel lösbar scheinen, die uns hier vorliegen. Damit ist auch hinreichend ausgesprochen, wie ich mich zu den von Ahrens, besonders im Rhein. Mus. II. 167 ff. von Mehlhorn in seinem Sendschreiben an Ahrens (Ratibor 1843) und von Hoffmann in seinen Quaestiones Homericae eingeschlagenen Wegen verhalte.*)

Cap. 6. Declination der Substantiva und Adjectiva.

In Bezug auf die Stellung der einzelnen Haupttheile der Formenlehre zu einander habe ich zu einer Abweichung von dem hergebrachten mich nicht veranlasst gesehen. Vom Anordnung.

*) Manches hiehergehörige berührt A. Leskien in seiner Abhandlung über ‚Die Formen des Futurums und des zusammengesetzten Aorists mit σσ in den homerischen Gedichten' Studien z. griech. und lat. Grammatik II, 67 ff.

Standpunkte der Wissenschaft aus hat man neuerdings mehrfach der Wort- oder „Stammbildung“ den Vortritt vor der Flexion gegeben, wohl in dem Sinne, dass so eine genetisch richtigere Reihenfolge hergestellt werde, indem erst das Verhalten der Laute, als der Elemente aller Wortbildung, dann die Bildung der Wortstämme, endlich deren durch die Verbindung derselben zu Sätzen bedingte Umwandlung, die Flexion, gelehrt werde. Consequent kann diese Anordnung freilich auch bei einer streng wissenschaftlichen Darstellung nicht durchgeführt werden ohne das nothwendig zusammengehörige zu zerreissen. So kann mau die Bildung der Participien und des Infinitivs — welche in die Wortbildungslehre gehören — nicht darstellen ohne auf die Verschiedenheit der Tempusstämme, also auf eine der Flexionslehre angehörige Frage einzugehen, und der letzte Theil der Wortbildungslehre, der von der Zusammensetzung handelt, setzt die Declination der Nomina unbedingt voraus. Dass vollends in einer Schulgrammatik die Flexionslehre, als bei weitem der wichtigste Theil, der Wortbildungslehre vorauszugehen habe, bedarf keiner weiteren Begründung. Der Versuch innerhalb der Flexionslehre das Verbum dem Nomen vorauszuschicken, obwohl unter der Einwirkung des K. Ferd. Becker'schen Systems mehrfach unternommen, ruht wissenschaftlich auf der falschen Annahme, dass das Verbum als solches, das heisst als ein System von Formen, unbedingt älter sei als das Nomen, während die neuere Sprachwissenschaft immer entschiedener zu der Ueberzeugung führt, dass die Verbalformen sehr verschiedenen Perioden der schöpferischen Zeit des Sprachlebens ihre Entstehung verdanken. In praktischer Beziehung aber stellt sich heraus, dass zwar die Nominalflexion ohne Kenntniss der Verbalformen, aber, schon um der Participien willen, nicht die Verbalflexion vor der Declination der Nomina gelehrt werden kann. So ist man denn zu dem altbewährten jetzt wohl allseitig wieder zurückgekehrt.

Stamm und Endung.

In der gesammten Flexionslehre kommt es vor allem auf die strenge und scharfe Unterscheidung zwischen Stamm und Endung an. Hierauf beruht alle Analyse der Formen. Auch

dem Schüler kann es leicht klar gemacht werden, dass — um bei der Nominalflexion stehen zu bleiben — der Stamm eines Nomens, als der eigentliche und ausschliessliche Träger seiner Bedeutung, durch alle Casusformen sich hindurchzieht, während die Endungen an ihn zur Bezeichnung der einzelnen Casus, unter diesen natürlich auch des Nominativs Sing., angefügt werden. Die Stammtheorie hat vor der früheren Behandlungsweise schon den Vortheil einer weit grösseren Einfachheit voraus. Nach der Auffassung der alten Grammatiker ist wie beim Verbum die 1. Sing. Praes. Act. so beim Nomen der Nominativ Sing. das gegebene, die πρώτη θέσις. Wie sich daraus die übrigen Casus entwickeln, blieb völlig unklar. Man begnügte sich mit dem simpeln Factum: statt ος im Gen. ου, Dat. ῳ. Die s. g. dritte, oder, wie ich sie nenne, consonantische Declination kann auf diese Weise in ihrer Einheit durchaus nicht begriffen werden. Denn während z. B. dem Nom. θήρ gegenüber, der Genitiv das Plus eines -ος zeigt, ist für σῶμα die Anfügung von -τος, für ἐλπίς die Abwerfung des ς und Anfügung von -δος, für κόρυς dieselbe Abwerfung aber dafür Anfügung von -θος zu merken u. s. w. So griff man, um völliger Verwirrung vorzubeugen, zu dem Auskunftsmittel in dieser Declination ausser dem Nominativ den Genitiv gleich mit lernen zu lassen. Dies ist im wesentlichen schon der erste Schritt zur Stammtheorie, da natürlich der Genitiv nur deshalb gewählt ward, weil in ihm das durch alle Casus hindurch sich gleich bleibende — und das ist eben der Stamm — deutlicher hervortrat. Genau genommen lässt also die alte Grammatik sämmtliche Casus nur in den beiden ersten Declinationen aus dem Nominativ, in der dritten aus dem Genitiv hervorgehen, während neben diesem Genitiv der Nominativ als blosse nicht weiter erklärte Thatsache stehen bleibt. Der Genitiv verdankt dabei seine Bevorzugung nicht etwa einer besondern Eigenthümlichkeit, sondern nur dem vom Standpunkt der Formenanalyse zufälligen Umstande, dass er in der Reihe der Casus nach altem Usus der zweite ist. Aber auch von dieser Willkür abgesehen, bringt es die alte Theorie zu keiner Einsicht in die Bildung der Casus. Sie bleibt bei blossen Metamorphosen stehen,

statt -ος -ου, statt -ος -ι -α u. s. w., während die Stammtheorie schon dadurch eine ganz andere Klarheit gewinnt, dass die Casusendung als solche bestimmt genannt und in Verbindung mit dem gelehrt wird, was wirklich das feststehende ist. Dazu kommt nun aber als der wesentlichste Vorzug, dass auf diese Weise auch der Nominativ aufhört eine exceptionelle Stellung für sich einzunehmen, sondern vielmehr ebenso gut wie die übrigen Casus aus der allen gemeinsamen Einheit entwickelt wird. Die verkehrte Behandlung der Flexion rächte sich bei den Alten auch in andrer Beziehung. Leitete man einen Casus willkürlich aus dem andern, eine Verbalform aus der andern durch Annahme einer Lautvertauschung (**τροπή**), eines Zusatzes (**πλεονασμός**) u. s. w. ab, so konnte man kein Bedenken tragen auch in Bezug auf Wortbildung ähnlich zu verfahren. Eine vernünftige Lautlehre war bei einer so oberflächlichen Flexionslehre ganz unmöglich und damit fehlte es auch für die Etymologie als Wortforschung an jeder festen Grundlage, es war statt dessen vielmehr ein Boden gewonnen, aus welchem alle Willkürlichkeiten und Seltsamkeiten üppig emporschossen.

In Bezug auf die s. g. dritte Declination ist denn auch seit Buttmann (Ausführl. Gr. I, S. 159 Anm.) eine gewisse Rücksicht auf die Stämme durchgedrungen. Freilich trat Buttmann selbst in dieser Beziehung noch sehr unsicher auf, indem er die „genetische Methode“ besonders dem mündlichen Unterricht „denkender“ Lehrer überlassen wollte. Matthiä (I, 199) polemisirt selbst gegen diese „Hypothese“ und will den bekannten Spruch Quintilians *inter virtutes grammatici habebitur aliqua nescire* selbst auf die Frage angewendet haben „wie es gekommen ist, dass die Griechen die Wörter der dritten Declination so mannichfaltig abbogen.“ Man sollte dann nur statt *aliqua omnia* lesen. Viel fester und einsichtsvoller verfährt hier, wie sonst, Thiersch. Aber noch K. L. Struve, dem die lateinische Grammatik wesentliche Berichtigungen verdankt, lässt in seiner Griech. Gr. (Riga und Dorpat 1823 2. Aufl.) S. 27 wieder den Genitiv aus dem Nomin. unter mancherlei Abwerfungen und Einschaltungen hervorgehen. Erst nach dem Vorgang der unter dem Einfluss

der vergleichenden Grammatik verfassten Schrift von Reimnitz (System der griech. Declination Potsdam 1831) macht Kühner für die dritte Declination die Stammtheorie zur herrschenden. Seitdem ist hier die Rückkehr in den vollen alten Schlendrian unmöglich geworden. Bis zu einem gewissen Grade muss sich — wenn auch ungern — jeder Verfasser einer Schulgrammatik der gewonnenen Einsicht beugen. Aber die Stämme auf ς z. B. *γενες* (Nom. *γένος*) werden noch bei Rost und Krüger bis in die neueste Zeit ignorirt, obwohl es doch eben so leicht zu begreifen ist, dass *γένε-ος* aus *γενεσ-ος* wie dass *ἐ-γέν-ε-ο* aus *ἐ-γέν-ε-σο* entstanden ist, und obwohl es ganz widersinnig ist, das ς in dem Neutrum *γένος* als Nominativzeichen aufzufassen, da dies vielmehr nur den persönlichen Geschlechtern überhaupt zukommt. Indess die Einsicht in wesentliche Sprachgesetze, die Möglichkeit sprachliche Formen in ihrer natürlichen Regelmässigkeit zu erkennen gilt manchem Lehrer noch immer für etwas viel zu geringes, um deshalb mehr als die *dira necessitas* fordert von den alten Wegen abzuweichen. Wer ein Buch von der Trägheit des menschlichen Geistes schreiben wollte, fände in der Geschichte unserer Schulgrammatiken — obgleich deren ganze Dutzende alljährlich neu auf den Büchermarkt geworfen werden — reiches Material.

Zu den Folgen dieser beharrlichen Zufriedenheit mit dem einmal hergebrachten kann man auch die Inconsequenz rechnen, mit der die beiden ersten Declinationen noch immer von der dritten ganz verschieden behandelt werden. Wer *παντ-ός* auf einen Stamm *παντ-*, muss auch *Μουσά-ων* auf einen Stamm *Μουσα-*, *λόγο-ν* auf *λογο-* zurückführen. Man hat sich vor dieser durchgreifenden Berücksichtigung der Stämme wohl nur deshalb gescheut, weil bei den A- und O-Stämmen kein so dringender praktischer Anlass dazu vorhanden war. Denn allerdings kann ein Lehrer sein Paradigma *λόγ-ος*, *λόγ-ου* nach der alten Weise herleiern lassen, ohne dass ein Anstoss entsteht. Aber einige Uebelstände sind denn doch damit verbunden. Denn es geht durch diesen Missbrauch die Einsicht in die Einheit der gesammten Declination verloren. Und das möchte vielleicht

sogar einem begabteren Schüler auffallen, dass wenn in πόλι-ν blosses ν Accusativendung ist, schwerlich in λόγον, χώραν ον und αν als solche angesetzt werden können, dass wenn θηρ-ῶν im Gen. Pl. die Endung -ων hat, auch dem homerischen Μουσάων als Endung weiter nichts als dies zukommt, und dass überhaupt, wenn der Begriff des Stammes der des feststehenden ist, die Vocale α und ο, wo sie mit geringen Veränderungen die gesammte Declination durchdringen, vernünftiger Weise nur dem Stamme zugezählt werden können. Da nun in wissenschaftlicher Beziehung über die Stammhaftigkeit der genannten Vocale nicht der leiseste Zweifel besteht, so ist es völlig unbegreiflich, warum wir nicht das richtige auch für die Schule lehren sollten. Nur so kommt Einheit in eine grosse Mannichfaltigkeit, während die scheinbaren Stämme *Μουσ λογ*, welche noch immer manche Grammatiken verzieren, weder wissenschaftlichen Grund, noch praktische Bedeutung haben.

Ein Einwurf, den man bisweilen gegen die consequente Durchführung der Stammtheorie erhoben findet, geht dahin, diese Darstellung habe es mit lauter Abstractionen zu thun. Dem Schüler sei die wirkliche Griechensprache, wie sie einst im Munde des Volkes lebendig war, nicht ein System von Schattenformen einzuprägen, die nie existirt hätten. Das klingt sehr schlagend. Aber wo ist die griechische Grammatik, welche nicht zu Formen ihre Zuflucht nähme, deren Existenz nicht mehr aus factischem Gebrauche nachweisbar ist? Sind denn etwa die Endungen -μι, -σι, -τι als selbstständige Wörter, sind vollends jene falschen Stämme λογ, τιμ, γενε jemals gesprochen worden? Oder gebraucht irgend ein griechischer Autor *ΛΑΒΩ*? Dennoch kommt niemand schon seit einem Jahrhundert ohne solche „Abstractionen" aus. Und wenn man in Bezug auf derartige Verbalthemata mit Hülfe der grossen Buchstaben jeder Verwechselung zwischen dem wirklichen und dem vorausgesetzten vorzubeugen suchte, so lässt sich ja ein ähnliches Auskunftsmittel auch für unsere Stämme benutzen. Wo steht ferner λεοντ-σι geschrieben, aus dem alle Welt mit Recht λέου-σι ableitet? Mit einem Worte, es handelt sich gar nicht um eine totale

Neuerung, sondern nur um die consequente Durchführung eines allgemein als richtig anerkannten Princips, ja es handelt sich sogar in vielen Fällen eigentlich nur darum, ob wir solche Heischeformen aufstellen sollen, deren dereinstige Existenz sich nach der strengsten Methode sprachlicher Forschung erweisen lässt, oder solche, die wie *λογ*, *τιμ*, *γενε* als solche erweislich nie existirt haben. Und es ist bezeichnend, dass den Gegnern der Neuerungen immer vorzugsweise die letzteren Formen gefielen.

Realität der Stämme.

Ueberdies sind die Stämme durchaus nicht blosse Abstractionen. In einer Periode des Sprachlebens, die freilich eine sehr frühe, weit jenseits der Existenz einer griechischen Sprache als solcher liegende war, weil sie der Ausbildung der allen indogermanischen Sprachen gemeinsamen Flexion vorausging, sind aller Wahrscheinlichkeit nach diejenigen Gebilde, welche wir jetzt Wurzeln und Stämme nennen, lebendige Wörter gewesen, wenn auch zum grössten Theil in anderer als der specifisch griechischen Lautgestalt. Auch ist es zweifellos, dass einem verhältnissmässig beschränkten Vorrath an Stämmen später eine grosse Menge andrer analog nachgebildet wurde. Aber selbst von diesem, so zu sagen, Vorleben der Stämme abgesehen, haben diese eine wahrhaft reale Existenz beständig bewahrt, insofern sie in den ausgeprägten Flexionsformen leben. Sie existiren, wenn auch nicht für sich, nicht getrennt, und haben ein Recht auf Anerkennung durch die Wissenschaft gerade so gut wie die Zellen der Pflanzen, ja man kann sagen, so gut wie die Buchstaben, die man auch nur zum geringsten Theile in der lebendigen Sprache einzeln vernimmt. Die Nominalstämme erweisen ihre Realität namentlich in der abgeleiteten Wortbildung z. B. in *δίκα-ιο-ς*, *δικαιο-σύνη*, *νεότη(τ)-ς*, *παιδ-ίο-ν*, *εὐμενέσ-τερο-ς* und in der Zusammensetzung z. B. *λογο-γράφο-ς*, *νεο-τόκος*, *σακέσ-παλο-ς*. Sie zeigen sich aber auch vielfach im Vocativ in völlig nacktem Zustande: *Σώκρατες*, *δαῖμον*, *νύμφα*, und auch dem Schüler wird erschlossen werden können, dass der Vocativ das Nomen ausser aller grammatischen Beziehung, und eben darum ohne alle Endung

ist.*) Hier zeigt sich recht deutlich, dass die Sprache ein einheitliches ganzes ist, bei dem alles in einander greift. Ohne eine richtige Erkenntniss der Stämme ist keine vernünftige Lautlehre, ebenso wenig aber eine Wortbildungslehre möglich, und selbst die Syntax gewinnt auf diese Weise erst eine feste Grundlage.

Eintheilung der Declination. Durch richtige Ansetzung der Nominalstämme ist es nun nicht schwer die wesentliche Einheit der griechischen Declination zur Anschauung zu bringen. Es versteht sich aber von selbst, dass im praktischen Unterricht erst die Mannichfaltigkeit fest eingeprägt werden muss, und dass erst auf einer vorgerückteren Stufe des Unterrichts jene aller Mannichfaltigkeit zum Grunde liegende Einheit, zu deren Erkenntniss §. 173 anleitet, zur Geltung kommen kann. Man achte nur um der erwiesenen Einheit wegen die trotz alledem bestehende Verschiedenheit nicht gering. Die neueste Sprachwissenschaft hat sich mit Vorliebe dem Nachweis der Einheit aller Nominalflexion unterzogen. Aber daneben hat die Classification der Varietäten ihr Recht, und ist die Macht der Analogie wohl zu beachten, durch welche Wörter, die sich einander in einzelnen Casus ähnlich sind, einen Einfluss auf einander üben. So beruhen manche Anomalien, namentlich die Heteroklisie ausschliesslich darauf, dass das Sprachgefühl jene Analogien zu weit ausdehnt, also z. B. nach der grossen Mehrzahl von Personennamen auf -η-ς im Nominativ, denen ein A-Stamm zum Grunde liegt, nun auch andre, ihrem Ursprunge nach Sigmastämme, wie *Σωκράτης*, *Δημοσθένης* behandelt. Solche Fälle sind weder aus blossen Lautverhältnissen, noch aus der Stammbildung, sondern nur vom Standpunkt der Classification aus zu begreifen. Die alten Grammatiker benannten die Flexionslehre mit Vorliebe mit dem Namen der Analogie. Die Analogien der gleichartigen und gleich behandelten Wörter werden, wie sie dem rein naturwüchsigen Sprachgefühl vorschweben, so auch

*) Die Bedeutung des Vocativs für die Declination scheint Aristarch geahnt zu haben nach einem merkwürdigen Citat bei Varro de lingua latina VIII §. 68.

dem zur Wissenschaft erwachenden Sprachbewusstsein zuerst deutlich. Ohne die Beachtung dieses Factors würde selbst die Wissenschaft sich in's vage und unbestimmte verlieren. Auch sie kann ihrerseits einer gewissen Systematik unmöglich entbehren. Dass vollends die Praxis der Schule die Declination zu theilen, die Theile wohl zu sondern und zu ordnen hat, bedarf keiner weiteren Begründung.

Die Verschiedenheit der Nominaldeclination beruht zwar keineswegs ausschliesslich — denn es findet sich für einzelne Casus z. B. den Gen. Sing. geradezu eine doppelte Endung verwandt — aber doch vorherrschend auf dem Auslaut des Stammes. Und insofern dieser zunächst ein zwiefacher, entweder ein Vocal oder ein Consonant sein kann, erhalten wir zwei Hauptdeclinationen, die vocalische und consonantische. Aber freilich bleibt diese Eintheilung keine völlig reine. Der ersten Hauptdeclination folgen nur die Stämme auf harte Vocale. Die erste Hauptdeclination ist — da *α* und *o* beide ursprünglich ein Laut waren — von Haus aus eine blosse A-Declination. Die weichen Vocale *ι* und *υ* dagegen, so wie die diphthongischen Stämme, die sich ihnen auf's engste anschliessen, gehören zur zweiten Hauptdeclination oder consonantischen Declination. Man hat aus diesem Grunde meine Zweitheilung getadelt, sie unlogisch und verwirrend genannt. Die Anm. zu §. 135 ist bestimmt auch dem Schüler eine Andeutung über das Sachverhältniss zu geben, das allerdings auf den ersten Blick befremdlich sein könnte. Es wird dem einsichtigen Lehrer nicht schwer fallen, darauf hinzuweisen, dass die Benennung hier, wie oft, *a potiori* erfolgt ist, dass die consonantischen Stämme nicht bloss die grosse Mehrzahl der hierher gehörigen bilden, sondern auch für die übrigen den Typus abgeben. Wissenschaftlich lässt sich aber die Sache noch klarer erkennen. Hier gewinnt der oben (S. 27) berührte Unterschied der harten und weichen Vocale seine Bedeutung. Die weichen Vocale am Schluss von Diphthongen lösen sich in die entsprechenden Spiranten auf — so entsteht *νᾱϝ-ός* aus *ναυ-ός*.
Allein stehend aber erzeugen sie hinter sich einen Spiranten, Stämme auf *υ* und *ι*.
der als Consonant sich bequem in die Regel der consonan-

tischen Declination fügt. So wird aus dem St. *bhû* (Nom. *bhû-s* Erde) im Sanskrit der Gen. *bhu-v-as* gebildet (vgl. *plu-v-ia* aus W. *plu+ia*). Nach dieser Analogie dürfen wir auch ein griechisches *σv-F-ός* erwarten, aus dem später *σv-ός* ward. Mannichfaltiger gestaltet sich die Bildung bei andern Stämmen auf *υ* und namentlich bei denen auf *ι*. Von einzelnen z. B. vom St. *κι* Nom. *κί-ς* müssen wir einen Genitiv *κι-j-ος* voraussetzen, in welchem der aus *ι* sich entwickelnde Spirant durchaus wie das *F* in dem eben erwähnten Falle aufzufassen ist. Bei andern Stämmen zeigt sich aber statt des Jod ein *δ*: *ἔρι ἔρι-δ-ος*. Dass aber dieses *δ* nach bestimmt vorliegenden Analogien als ein aus Jod hervorgegangener Laut zu betrachten ist, glaube ich in den Grundzügen S. 583 ff. erwiesen zu haben. Noch andre Stämme auf *ι* und *υ* erfahren dagegen eine Steigerung. Das aus *ι* entstandene *ει* löst sich vor Vocalen in *εj* auf, z. B. *πολεj-ος*. Eine Spur dieses Jod, das nach den späteren griechischen Lautgesetzen verschwinden musste, ist noch in der homerischen Genitivform *πόληος* und im attischen *πόλεως* erhalten. Denn Ebel hat in Kuhn's Zeitschr. IV. 171 ff. gezeigt, dass die Länge dort der Pänultima, hier der Ultima auf einer Art Ersatzdehnung für den schwindenden Spiranten beruht. Ebenso weist *ἄστεως* anf *ἀστεF-ος*. Anderswo freilich fielen Jod und Vau ohne jeden Ersatz aus und so entstand der täuschende Schein, als ob *ε* neben *ι* oder *υ* Auslaut des Stammes sei. In Wahrheit stand für *ε* überall ursprünglich *εj* oder *εF*, womit die Zusammengehörigkeit mit der consonantischen Declination für diese Stämme erwiesen ist. Dagegen springt in der Bildung des Acc. Sing. der Masculina und Feminina die vocalische Natur der Stämme deutlich hervor: *πόλι-ν*, *πολύ-ν*. Und vollends der Voc. Sing., wo er als gesonderte Form neben dem Nom. existirt, enthält den reinen vocalischen Stamm. Die Doppelnatur dieser Stämme liegt also klar zu Tage.

Stämme auf *ο*. Die einzige noch nicht völlig anfgehellte Gruppe ist die der Stämme auf *ο* und *ω*. In die Grammatik selbst konnte (§. 135 Anm.) nur die Bemerkung aufgenommen werden, dass diese Stämme wahrscheinlich einen Consonanten eingebüsst hätten. Welchen, das ist nun allerdings nicht ganz leicht zu

ermitteln. Nur die beiden Wörter αἰδώς und ἠώς lassen darüber keinen Zweifel. Sie unterscheiden sich schon dadurch von den übrigen Femininen, dass sie im Nominativ auf ς ausgehen. ἠώς — aeolisch αὔως — geht, wie die Vergleichung der verwandten Sprachen zeigt (Grundz. 371), auf einen den Griechen und Italikern gemeinsamen Stamm *ausos* zurück, der im Lateinischen ebenso durch den Zutritt eines *a* erweitert wurde (*ausôs-a*, später *aurôra*) wie das gleichbedeutende indische *ushas* (statt *us-as*) die Form *ushâs-â* neben sich hat. Danach besteht wohl kaum ein Zweifel mehr darüber, dass auch αἰδος als Stamm anzusehen ist, dass diese beiden Wörter also eigentlich zu den Sigmastämmen gehören. Nur weil sie die beiden einzigen ihrer Art sind und vom Nominativ abgesehen durchaus wie die O-Stämme flectirt werden, haben sie in der Schulgrammatik ihren Platz neben diesen erhalten. Die Masculina auf ω (Nom. ω-ς) dagegen weisen auf eine andre Herkunft. πάτρω-ς entspricht dem lat. *patruu-s*. μήτρω-ς hat zwar kein *matruu-s* zur Seite, doch zeigt das abgeleitete *matruêlis*, dass auch diese Form einst vorhanden war. Mithin scheinen diese Stämme ein ϝ eingebüsst zu haben. Von einem gemeinsamen *patrovo-s* gelangt das Griechische durch Ausstossung des ο zu πατροϝ-ς πάτρω-ς (vgl. πλώ-ω f. πλοϝ-ω neben πλέ-ω d. i. πλεϝ-ω, Grundzüge S. 524). — Die Feminina auf -ω im Nom. stellte ich früher mit Stämmen auf ν zusammen, mit denen sie allerdings mehrfache Berührungen aufweisen. Denselben Zusammenhang hat — in etwas andrer Ausführung — Leo Meyer wieder angenommen (Ueber die Flexion der Adjectiva im Deutschen, Berl. 1863, S. 57). Aber der Ausfall eines ν bleibt hier immer eine missliche Annahme und scheint mit Recht von Ahrens (Kuhn's Zeitschr. III 81 ff.) in einer längeren Auseinandersetzung verworfen zu sein, an die wir hier zunächst anknüpfen. Es ist in hohem Grade beachtenswerth, dass die Nominative dieser Stämme auf Inschriften und nach dem Zeugniss von Grammatikern Nebenformen auf -ῳ haben, Λητῴ, Σαπφῴ.*) Ohne Frage ist diese Form die ältere, und

*) Vgl. Tzschirner Graeca nomina in ω exeuntia Vratisl. 1851. 4°. — Das neueste Beispiel Ἀρκεσῴ auf einer Inschrift aus Selinunt bespricht Ritschl Rhein. Mus. XXI, 138.

gleich auf den ersten Blick erkennt man, dass *Σαπφῴ* zum Vocativ *Σαπφοῖ* gehört. Ahrens hat also ganz Recht als Auslaut dieser Stämme zunächst *οι* anzusetzen. Dieser Stammausgang *οι* tritt am deutlichsten im Vocativ hervor. *) Nur werden wir noch weiter vordringen müssen. Die ionischen Accusativformen auf *-ουν*, nicht bloss bei Herodot durch die besten Handschriften bezeugt (*Ἰοῦν*, *Βουτοῦν*, *Τιμοῦν*), sondern auch auf Inschriften vorliegend (*Ἀρτεμοῦν*, *Δημοῦν*, *Μητροῦν*), lassen sich aus Stämmen auf *-οι* schlechterdings nicht ableiten, eben so wenig aber aus Stämmen auf *ν*. Da wir nun Masculina auf *-ω* aus *οϝ* hervorgehen sahen, so wird es nicht zu kühn sein die Feminina auf -ο, auf *-οϝι* zurückzuführen. Griechisches *ι*, sanskritischem *î* entsprechend, ist ein uraltes Femininsuffix. Mithin kann *-οϝι* als Femininum zu -οϝ oder -οϝο nicht auffallen. Nun stehen auch wirklich dreien der sehr seltnen Masculinstämme auf *-ω* derartige Feminina zur Seite, wenn auch nur in Eigennamen: *Πατρῴ*, *Μητρῴ*, *Ἡρῴ*. Ich zweifle daher nicht, dass der vermuthete Zusammenhang wirklich statt fand, auf dessen weitere Begründung aus der griechischen und lateinischen Wortbildung ich hier nicht eingehen kann. Das Resultat, auf welches es uns hier ankommt, wäre also das, dass die weiblichen Stämme auf *-ο* aus älteren Formen auf *-οϝι* verstümmelt, mit demselben Recht wie die I-Stämme der consonantischen Declination folgen. Das *ϝ* hat sich nämlich nur in jenen ionischen Accusativen, zu *υ* vocalisirt, erhalten. Nach Ausfall des *ϝ* ward *-οϝι* zu *-οι*. Dieser Stamm erscheint im Vocativ und gedehnt im Nominativ. **) Zwischen zwei Vo-

*) Die von Choeroboscus (p. 1202 Bekk. Anecd.) erwähnten Accusative auf *οιν*, welche dazu gut passen würden, haben keine Gewähr. Statt *Λατοῖν*, welche Form ich in der ersten Aufl. nach K. Fr. Hermanns Ausgabe der Inschrift von Dreros anführte, stellt sich als die richtige Lesart des Steines nach Dethier (Ber. der Wiener Acad., histor. philol. Classe (1859) XXX p. 431) vielmehr *Λατοῦν* heraus, wodurch die ionischen Formen auf *ουν* neue Parallelen erhalten.

**) An diesem Nominativ auf *ω* bleibt zweierlei auffallend, erstens der Mangel des *ς* als Nominativzeichen und zweitens die Dehnung von

calen ging das *ι* gerade wie *υ* in den Diphthongstämmen zunächst in den entsprechenden Spiranten über, bis es endlich auch seinerseits gänzlich verschwand. Natürlich müssen wir bei diesen wie bei andern ähnlichen Umwandlungen annehmen, dass sie nicht auf einen Schlag, sondern allmählich, eine nach der andern, eintraten.

Vocalische Declination. Auf diese die Gesammteintheilung der Nominaldeclination betreffenden Bemerkungen mögen einige über die weitere Gliederung derselben folgen, wobei wir zunächst zur vocalischen Declination zurückkehren. Diese war, wie wir sahen, ursprünglich eine einzige. Im Sanskrit ist das Verhältniss bewahrt. Hier erscheint der A-Laut im Masculinum und Neutrum kurz, im Femininum dagegen lang, so dass im Nom. Sing. die Ausgänge *a-s*, *â*, *a-m* dem griech. *ο-ς α (η) ο-ν*, dem lateinischen *u-s a u-m* gegenüberstehen. Die Fixirung des *a* für den langen und des *o* für den kurzen Vocal geht offenbar über die Zeit des Sonderlebens der griechischen Sprache hinaus. Das Lateinische theilt diese Spaltung vollständig, nur dass hier an die Stelle des O-Lautes in gewissen Formen, freilich erst ganz allmählich, der U-Laut getreten und dadurch der Anblick noch bunter geworden ist. Formen aber wie *equo-s* und das noch alterthümlichere *dono-m* stehen ganz auf dem griechischen Standpunkt. Auch darin gleicht das Lateinische dem Griechischen — im Unterschied von allen andern verwandten Sprachen — dass es im Gegensatz zu der durchgreifenden Regel, dass der A-Laut dem Femininum zukommt, eine Anzahl Masculina mit diesem Laut erhalten hat, für deren Lautfärbung ein bestimmender Grund noch nicht erkannt ist. Mithin ist für die beiden Sprachen die Annahme einer A-

---

o zu *ω*. In Bezug auf den ersten Umstand verdient es Beachtung, dass gerade die Feminina auf *ī*, zu denen wir die Stämme auf *οι* stellen, auch im Sanskrit grossentheils kein *s* annehmen. Die Dehnung lässt sich freilich nicht durch die Analogie von *δαίμων* zu *δαῖμον*, wie ich früher glaubte, erklären, denn *δαίμων* steht für *δαιμονς*. Aber vielleicht wirkte doch die Analogie solcher Formen dahin, dass man die durch das ausgefallene Ϝ veranlasste Dehnung im Nominativ vornahm, im Vocativ verschmähte.

und O-Declination gleich nothwendig. Die erstere stellen wir aus doppeltem Grunde voran, einmal weil der A-Laut der ältere ist, zweitens um beim Herkommen zu bleiben. Die Benennung nach dem charakteristischen Endlaut statt der nichtssagenden Zahlenbezeichnung bedarf keiner weiteren Begründung.

Zu §. 112.

A-Declination. Sämmtliche Stämme der A-Declination gehen nach meiner Darstellung auf a aus. Ahrens Formenl. S. 11 u. 12 und Müller-Lattmann nehmen auch Stämme auf η an. Allein selbst diejenigen Stämme, welche wie τιμή, δίκη im ionischen Dialekt das η im weitesten Umfange zeigen, beschränken es auf den Singular. Im Dual und Plural kennt der attische Dialect überall kein η. Der ionische lässt allerdings auch im Dat. Pl. η eintreten, aber ohne allen Unterschied in Bezug auf den Singular: Μούσῃσι neben Μοῦσα so gut, wie μάχῃσι neben μάχη. Folglich kann η unmöglich als Stammlaut gelten. Von einem Stamme τιμη kann man gar nicht zu τιμαί, τιμά-ων, τιμά-ς gelangen, wohl aber umgekehrt von τιμα zu τιμή, τιμῆς. Der von einigen angenommene Stamm τιμη besteht also die Probe nicht, an der man erkennen kann, ob der Stamm richtig angesetzt ist, die Probe, ob sich aus ihm sämmtliche Formen mit Hülfe der Lautgesetze erklären lassen. Auch die Masculina mit ihrem Vocativ und alten Nominativ auf -α (ἱππότα) zeigen deutlich, dass die Umwandlung des ursprünglich allgemeinen α in η eine blosse, sporadisch auftretende Affection ist, welche schon nach der Begriffsbestimmung des Stammes, wonach wir nur das feststehende zum Stamme rechnen dürfen, nicht mit in diesen aufgenommen werden darf.

Zu §. 114.

Die Uebereinstimmung zwischen dem Griechischen und Lateinischen tritt hier besonders schlagend hervor, freilich mit Ausnahme zweier Casus, des Genitivs Sing. und Plur. In Bezug auf den ersteren aber kann der Lehrer gereiftere Schüler wohl auf *pater familiās* (Bücheler Grundriss der

lat. Declination S. 32) hinweisen. Aus solchen Formen ergibt sich, dass auch in der Bildung dieses Casus eine ursprüngliche Verschiedenheit zwischen den beiden auf's engste verwandten Sprachen nicht stattfand. Vielmehr müssen wir, wie sich weiter begründen lässt, den im Skt. erhaltenen Ausgang *-ajâs* als den gemeinsamen für Griechisch und Latein voraussetzen. Aus diesem *-ajâs* ward durch Verdünnung der Sylbe *jâs* im Lateinischen *-aïs* (auch *-aes*), das dann einerseits zu *aï* (*terrâi*) und weiter zu *ai*, *ae* abgestumpft, andrerseits wie in *familiâs* zu *âs* contrahirt ward, während die Griechen das *j* ausfallen liessen und *α-ας* zu *ᾶς* zusammenzogen. Dem Gen. Pl. in seiner contrahirten Form entspricht unmittelbar nur die von Dichtern bisweilen gebrauchte auf *-um* wie *caelicolum*. Denn *drachmum*, *Aeneadum* sind Nachbildungen griechischer Formen. Dem Dativ Pl. ist eine lateinische Form nicht verglichen, weil dieser Casus im Griechischen in seiner vollen Endung *-σι* sich als ursprünglicher Locativ erweist und von dem lateinischen Dat. Abl. Pl., der in der consonantischen Declination seine eigentliche Endung *-bus* bewahrt hat, völlig verschieden ist. So urtheilt mit Bopp (Vergl. Gr. I, 485) auch Schleicher (Compend.[2] 586) im Gegensatz zu Leo Meyer (Declination S. 99) und Bücheler (66).

Zu § 125 ff.

Die Identität der griechischen und lateinischen O-Declination bedarf kaum der besondern Hervorhebung. Beachtenswerth ist hier namentlich die auch im Sanskrit hervortretende Accusativendung in ihrer Anwendung auf den Nominativ des Neutrums. Die Sprache versagt durchweg dem Neutrum die charakteristische Nominativbildung. Hier wendet sie statt ihrer die des Accusativs an, offenbar deshalb weil das Neutrum, selbst wo es im Satze die Stellung des Subjects einnimmt, etwas abhängiges, von der Selbständigkeit des Masculinums verschiedenes an sich trägt. — Das *α* im Neutr. Pl. ist offenbar ebenso wenig wie das schliessende *s* des Vocativs als besondre Endung, sondern als der Auslaut des Stammes aufzufassen, der in diesem Ca- O-Declination.

sus gedehnt ward. Denn das griechisch-lateinische *α* geht hier auf *ā* zurück. Im Vocativ wird dagegen der O-Laut durch seinen zweiten nächstverwandten Vocal, das schwächere *ε* vertreten. Indem ich in meiner Grammatik den Ausdruck Endung nur auf die bedeutungsvollen an den Stamm antretenden Elemente anwende, ist *α* hier nicht als Endung, sondern als blosser Ausgang bezeichnet, welchen indifferenten Ausdruck ich von jedem beliebigen einzelnen Laute oder Lautcomplex am Schlusse eines Wortes gebrauche. *δῶρα* geht also auf *α* aus, hat aber keine Endung, *δώρου* hat den Ausgang *ου*, aber als die an den Stamm *δωρο* getretene Endung ergibt sich das aus *-ιο* entstandene *ο*. Bei der vocalischen Declination, in welcher die Stämme mit den Endungen vielfach verwachsen sind, ist diese Unterscheidung eine wesentliche, vom Lehrer wohl zu beachtende. Auch dem Schüler wird eine Verwechslung dieser beiden Begriffe nicht ohne Gefahr der Unklarheit und Verwirrung hingehen. Die ältere Grammatik befindet sich mitten in dieser Verwirrung.

In der O-Declination, freilich zum Theil auch schon in der A-Declination, ist die typographische Andeutung der Verschiedenheit zwischen Stamm und Endung nicht consequent durchgeführt. Bei *ἄνθρωπο-ς ἄνθρωπο-ν* ist die Scheidung klar und einfach, und deshalb trennt der Strich beide Theile. Aber im Genitiv etwa das *υ* von *ἀνθρώπο-υ* abzusondern ist misslich, weil *υ* an sich durchaus nicht als Endung betrachtet werden kann. Aehnliche Schwierigkeiten erheben sich bei den andern Casus, weshalb hier jede Absonderung unterblieben ist.

Zu §. 128.

Genitiv Sing. Als Endung des Gen. Sing. habe ich für den attischen Dialekt nur -o angesetzt, weil hier jede Spur eines andern Elements vor -o verloren ist. Die Bemerkung über die homerischen Formen auf *-οιο* macht aber hinreichend klar, dass -o aus *ιο* entstanden ist, ohne Frage durch die Mittelstufe *-jo* hindurch. Auch die Kluft, welche zwischen homerischem *θεο-ῖο* und dem ebenfalls bei Homer schon

üblichen θεοῦ besteht, wird ausgefüllt, wenn wir nach den Spuren des homerischen Verses einzelne Genitive auf -οο zulassen. So vermuthete schon Buttmann, Ausf. Gr. I. 299, dass das nur zweimal (Ilias *Β*, 325, Od. α, 70) und beidemal vor einem doppelten Consonanten vorkommende jeder Analogie entbehrende ὅου vielmehr ὅο zu schreiben sei (ὅο κράτος, ὅο κλέος). Ahrens ging weiter, indem er im Rhein. Muss. II, 161 und Formenl. S. 15 vorschlug die unregelmässige Dehnung Od. κ, 36 dadurch zu beseitigen, dass man

δῶρα παρ' Αἰόλοο μεγαλήτορος

schriebe und dann natürlich auch κ, 60

Αἰόλοο κλυτὰ δώματα

und ähnlich anderswo. Das klingt recht wahrscheinlich. Aber wenn Leo Meyer S. 27 so weit geht, die Formen auf -οο nicht bloss da für die homerischen zu erklären, wo durch die contrahirten eine prosodische Schwierigkeit erwächst, sondern selbst um versus spondiaci — die der homerische Dialekt gar nicht unbedingt verschmäht — zu entfernen z. B. δήμοο φῆμις (Od. ξ, 239), ja sogar behauptet, es sei diese ältere Form überall wieder herzustellen, wo der homerische Vers sie nicht ausschliesse, so ist das eine auf Verkennung der homerischen Sprache beruhende Uebertreibung. Denn diese Sprache bietet uns, wie wir schon oben sahen, überall jüngere und ältere Bildungen neben einander.*) Das Ohr fordert gerade in vielen dieser Verse unbedingt die jüngere Form. Nach dem von mir unverbrüchlich befolgten Grundsatz, in der Schulgrammatik nur solche Formen zu berücksichtigen, die in gangbaren Texten wirklich vorkommen, auf das Feld der Conjecturen aber mich nirgends einzulassen, durfte ich in dem Buche selbst jene mit wirklicher Wahrscheinlichkeit angenommenen Formen gar nicht erwähnen.

Um nicht der falschen Meinung Raum zu geben, dass die epischen Genitive und Dative Du. auf -οιιν ihre breitere Form einer blossen Zerdehnung verdanken, mag

*) Weiteres über das Vorkommen der Genitive auf οιο bei Homer bietet A. Leskien in Fleckeisens Jahrb. 1867, S. 1 ff.

daran erinnert werden, dass dieser Casus einen Consonanten vor dem ι eingebüsst hat. Die vollere Endung war, wie die Vergleichung des sanskr. *vrkâ-bhjâm* den beiden Wölfen darthut, -φιν. Aus λυκοφιν ward einerseits durch Ausstossung des φ λυκο-ῖν, λύκοιν, andrerseits indem dem Stamme gerade wie im Dat. Pl. λυκοι-σι ein ι hinzugefügt ward, λυκοι-φιν, λύκοι-ιν. Genaueres über die Ausstossung des φ und das eindringende Jota bietet Bopp Vergl. Gr. 437, Schleicher Compend.[2] 590. Die vorausgesetzte Form λυκοφιν verhält sich zu λυκοιφιν gerade so wie die Locativformen Πλαταιᾶσι, Ἀθήνησι (§. 179) zu den üblichen Dativen in der ionischen Form Πλαταιαῖσι, Ἀθήναισι.

Zu §. 133.

Attische Declination. Die eigenthümliche Betonung in der attischen Declination beruht offenbar darauf, dass diese Stämme ursprünglich auf -ᾱο ausgingen. Von dieser Zeit her blieb der Hochton trotz der veränderten Quantität vielfach auf der drittletzten Sylbe: Μενέ-λᾱο-ς Μενέλεω-ς, ἀνώγα(ι)ο-ν ἀνώγεω-ν. Denselben Grund hat die gleiche Erscheinung in dem ebenfalls attisch genannten Gen. Sing. z. B. πόλεως, womit das homerische πόληος zu vergleichen ist.

Zu §. 134.

Acc. Plur. Die ursprüngliche Endung des Acc. Plur. -νς könnte selbst ohne Hülfe der verwandten Sprachen aus den griechischen Mundarten erschlossen werden. Sie liegt inschriftlich vor im kret. πρειγευτά-νς (Ahrens dor. 105) = πρεσβευτάς und wahrscheinlich auch im argivischen τόνς = τούς. Nur durch die Annahme dieser Endung erklären sich die Formen sämmtlicher andern Mundarten. Die lesbischen Aeolier ersetzen hier wie anderswo das verdrängte ν durch ι: ταίς, τοίς, von den Doriern einige durch Dehnung des Vocals: τάς, τώς, andre gar nicht τᾰς, τός — wo gerade die Kürze des Vocals das charakteristische ist — die Ionier und Attiker durch die bei ihnen geläufige Ersatzdehnung τάς, τούς. Das lateinische *-âs*, *-ôs* gleicht am meisten den dorischen Formen, die zuerst erwähnt wurden. Die volle alte

Casusendung ist am ausgedehntesten vom Gothischen bewahrt: *vulfa-ns*, *fiska-ns*, blickt aber auch in fast allen andern Familien des indogermanischen Sprachstammes durch. Bopp Vergl. Gr. I, 465 ff. Schleicher Comp.[2] 547.

Zu §. 147.

Die Bildung des Nom. Sing. aus dem Stamme ist innerhalb der consonantischen Declination ein Hauptmoment, auf das der Lehrer vielfach wird zurückkommen müssen. Dem ganzen Princip meiner Eintheilung gemäss ist diese Bildung unter jeder Abtheilung besonders erwähnt. Dem Lehrer wird es nicht schwer fallen hier, wie anderswo, das getrennt gelehrte später zu einem Gesammtüberblick zu verbinden. Es vertheilt sich nämlich die doppelte Bildung des Nom. Sing. in folgender Weise auf die verschiedenen Arten der hieher gehörigen Wortstämme: sigmatisch durchweg lautet der Nom. Sing. bei den Guttural- und Labialstämmen, bei den Stämmen auf δ und ϑ, bei dem einzigen Stamme auf λ ἁλ, bei den weichvocalischen und Diphthongstämmen; asigmatisch durchweg bei den Stämmen auf ρ und ς. Es schwanken zwischen beiden Bildungen die Stämme auf τ — namentlich ντ — die auf ν und die O-Stämme. Aus diesem Ueberblick ergibt sich klar, dass die sigmatische Bildung die eigentlich normale, weit aus überwiegende ist. Die Intention der Sprache ging überall dahin, den Sibilanten an den Stamm anzufügen. Nur wo dadurch eine allzu harte Lautgruppe entstehen würde, musste diese Intention der Sprechbarkeit weichen. Aber auch hier war die Sprache auf Unterscheidung des Nominativs vom Stamme bedacht. Offenbar beruht auch diejenige Dehnung, welche bei der asigmatischen Nominativbildung eintritt, die von *πατερ* zu *πατήρ*, von *δαιμον* zu *δαίμων* auf dem Streben nach Ersatz. Die vergleichende Grammatik setzt daher mit Recht als ursprüngliche Formen *πατερ-ς* *δαιμον-ς σαφεσ-ς* an — am consequentesten Schleicher[2] S. 528. Aber für die griechische Specialgrammatik und vollends für die Schulgrammatik muss man diese Bildungsweise von der sigmatischen, muss man die Bildung des Nominativs

Nom. Sing. der conson. Decl.

ποιμήν aus dem St. *ποιμεν* von der des Nominativs *εἷ-ς* aus dem St. *ἐν* sorgfältig unterscheiden. Es liegen uns — und dies ist ein meines Wissens bisher noch unbeachteter Gesichtspunkt — da wo die Anfügung des Sigma Schwierigkeiten machte, offenbar zwei chronologisch wohl auseinander zu haltende Sprachperioden vor.

Schon in einer sehr frühen Periode des Sprachlebens waren die Lautgruppen *rs* und *ss* der Sprache gehässig. Diese Lautgruppen mied auch das Sanskrit und daher ward wahrscheinlich schon zu einer Zeit, die der Aussonderung des griechischen voraus ging, aus älterem *-ars* *â r*, aus *-ass* *âs*, während die Kürze in allen übrigen Casusformen unangetastet blieb. Aus diesem älteren Sprachzustande — für den das sanskr. *pitâ* statt *pitâr* = *πατήρ*, nebst latein. *pater*, sanskr. *durmanâs* = gr. *δυςμενής* zeugen — nahm das Griechische seine Länge in *πατήρ*, *ῥήτωρ*, *σαφής*, *αἰδώς* (St. *αἰδος*). Ebenso fing die Lautgruppe *ns* schon früh an der Sprache unbequem zu werden und ward daher vielfach, namentlich da ihres Sibilanten beraubt, wo der Stamm auf *n* allein ausging. So ward also *ans* zu *ân* und demnach griechisch *ονς* zu *ων* z. B. in *τέκτων* = skt. *takshâ* (für *takshân*) aus dem St. *τεκτον*. Für das Alter solcher Bildungen legt namentlich das lat. *ô* von *ordô* statt *ordôn* vom Stamme *ordon* Zeugniss ab. Dagegen hielten sich andre Lautverbindungen viel länger. Namentlich die Lautgruppe *-ns* in dem Falle, dass nach dem *n* ein *t* ausgefallen war. Denn es ist ein durchgreifendes Sprachgesetz, dass harte Lautgruppen dann erträglicher sind, wenn sie aus noch härteren hervorgegangen sind. Die Sprache setzt sich eben der Deutlichkeit zu Liebe gewisse Gränzen für die Veränderung der Laute. So bleiben lat. *ars* (*art-s*) *Mars* (*Mart-s*) unangefochten, während *paters* nicht ertragen ward und darum auch *dens*, aber nicht etwa *ordens*, oder *ordon-s*. Darum hielten sich Formen wie *τιθέν-ς* auf griechischem Boden sehr lange, sie werden zum Theil sogar als argivisch wirklich bezeugt (Ahr. Dor. 105), und daraus entstand nun in einer verhältnissmässig späten Zeit durch die gewöhnliche Ersatzdehnung *τιθεί-ς*, aus *ὀδοντ-ς* *ὀδούς*. Es lässt sich nun allerdings nicht leugnen, dass die

Sprache nicht consequent war. Wir müssen namentlich für die Participialbildung ein frühes Schwanken annehmen, wonach bei der Conjugation mit Bindevocal das Sigma schon früh mit Hinterlassung der Dehnung abfiel, bei der bindevocallosen dagegen die sigmatische Form sich hielt: *τιϑεντ-ς*, waraus später *τιϑείς* ward. Und ähnlich bei den N-Stämmen z. B. *τέρην* neben *εῖ-ς.**)

Zu §. 148 Anm.

Vocativ.

Die Verweisung auf §. 85 soll andeuten, dass die Betonung *'Αγάμεμνον* sich der allgemeinen Betonung der zusammengesetzten Wörter einreiht, ebenso (vgl. §. 165) die von *Σώκρατες*, *Δημόσϑενες*. Genau genommen kann also von einer Zurückziehung des Accents nicht die Rede sein. Wie sich im Vocativ der reine Stamm, so zeigt sich auch der natürliche Stammaccent. Die Intention der Sprache, auf Betonung des ersten Elements zusammengesetzter Wörter gerichtet, kann nur im Vocativ zur Geltung kommen. Im Nominativ wird sie durch die Länge der Endsylbe gehindert. Man erkennt dies noch deutlicher, wenn man Formen wie *'Ιᾶσον, 'Αρεταῖον* vergleicht, bei denen als einfachen jene Intention nicht vorhanden ist. Allerdings aber gibt es Ausnahmen wie die Stämme auf *-ηνορ* z. B. *'Ελπῆνορ* und andre. Dergleichen Specialitäten zu verzeichnen liegt den Zwecken der Schulgrammatik fern und deshalb ist die Regel so gefasst, das der Schüler auf die vorhandenen Verschiedenheiten der Betonung nur aufmerksam gemacht wird. Der Versuch auch in Bezug auf die Betonung überall von der Stammform auszugehn, hat, so berechtigt er wissenschaftlich ist, für die Praxis grosse Schwierigkeiten. Mit Recht glaube ich den Accent als das eigentlich Leben gebende auf die wirklich lebendigen Wortformen beschränkt zu haben.

Zu §. 149.

Die Verschiedenheit von *χαρίε-σι* und *τιϑεῖσι* erklärt sich daraus, dass für die Adjectiva neben den Stämmen auf

*) Eingehender untersucht habe ich die Bildung des Nom. Sing. in den ‚Studien' II, 159 ff.

-εντ, ursprünglich -ϝεντ (στονόϝεσσα auf der Grabschrift des Arniadas Fleckeisens Jahrb. 89 S. 544), von Alters her Nebenformen auf -ετ d. i. ϝετ bestanden. Aus demselben Grunde heisst das Femininum (vgl. §. 187) χαρί-εσσα d. i. χαρι-ϝετ-ια im Unterschied von τιθεῖσα d. i. τιθεντ-ια. In derselben Weise schwankt das Sanskrit in den entsprechenden Adjectiven zwischen der „starken" Form *-vant* und der „schwachen" *-vat*. Vgl. Ebel in der Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung I 298.

Zu §. 154.

Auffallend sind Accusative Plur. auf -εις wie πόλεις, γλυκεῖς. Die anomale Contraction aus -εας hat wohl in der Analogie des Nom. Pl. ihren Grund. Dasselbe gilt von der selteneren Bildung desselben Casus bei den Stämmen auf -ευ (§. 161 Anm.)

Zu §. 156.

Dentalstämme.

Der Kürze und der praktischen Zwecke wegen ist hier die Zusammenstellung der Stämme auf τ und θ mit denen auf δ beibehalten, obwohl zwischen ihnen eine grosse Verschiedenheit stattfindet. Das δ von Stämmen wie ἐριδ, ἐλπιδ ist, wie ich Grundz. 583 ff. ausgeführt und oben S. 52 berührt habe, aus Jod hervorgegangen, hat also nie anderswo als vor Vocalen sich entfaltet. Der wahre Stamm, wissenschaftlich gefasst, ist hier ἐρι, ἐλπι und für das Vorhandensein eines ἐριδ-ς ἐλπιδ-ς im Nom. spricht nichts. Dagegen ist für χάρι-ς ein wirklicher St. χαριτ, für κόρυ-ς κορυθ anzusetzen und die Bildung der Accusative χάρι-ν, κόρυν beruht auf Heteroklisie (§. 174).

Zu §. 160.

Diphthongstämme.

Bei den Diphthongstämmen, mit Ausnahme derjenigen auf ευ, ist die Bildung des Acc. Plur. zu beachten. Der Unterschied von γρᾶ-ες d. i. γραϝ-ες und βό-ες d. i. βοϝ-ες, οἶ-ες neben den Acc. γραῦ-ς, βοῦ-ς, οἶ-ς erklärt sich daraus, dass die Endung des Nom. Plur. -ες, die des Acc. Pl. aber -νς ist. Dies νς konnte an jene Stämme ohne Schwierigkeit

antreten: βου-νς, γραυ-νς. Später fiel das ν aus. Zur Anwendung des Hülfsvocals α war kein Anlass. Ebenso ist σῦ-ς nicht aus σύ-ας, das herodoteische πόλῖ-ς nicht aus πόλι-ας contrahirt, sondern in der einfachsten und ältesten Weise gebildet. Diese Pluralaccusative verhalten sich zu denen auf -ας genau so wie die Singularaccusative auf ν (βοῦ-ν, πόλι-ν) zu denen auf -α.

Zu §. 161.

Die besondern Eigenthümlichkeiten der Stämme auf ευ erklären sich am einfachsten, wenn man von den homerischen Formen ausgeht. Diese zeigen in denjenigen Casus, in denen das υ, oder vielmehr dessen Stellvertreter ϝ ausfällt, vorherrschend langen Vocal. Formen wie βασιλῆ-ος, βασιλῆ-α sind wahrscheinlich so zu erklären, dass hier die Dehnung des Vocals den Ausfall des Consonanten ersetzt, dass also βασιλεϝ-ος, βασιλεϝ-α, nicht etwa βασιληϝ-ος, βασιληϝ-α zum Grunde liegen. Aus den homerischen Formen entstand nun durch Umspringen der Quantität βασιλέ-ως, βασιλέ-ᾱ, nur dass in der Bewahrung der Länge eine Consequenz nicht stattfindet, indem nicht bloss das ι des Dativs immer, sondern auch das α des Acc. Sing. und Plur. häufig verkürzt wird. Im Nom. Plur. gehen aber augenscheinlich die altattischen Formen auf -ῆς aus solchen auf -ηες hervor. Die Wirkung eines ϝ im Ausfallen den Nachbarvocal zu verlängern hat zuerst Ebel Zeitschr. f. vergl. Sprachf. IV, 171 nachgewiesen. Wir werden bei der Lehre vom Augment auf diese Erscheinung zurückkommen.

Stämme auf ευ.

Zu §. 164 ff.

Die Bezeichnung „elidirende Stämme“ ist getadelt worden, weil man sonst in der Grammatik stets nur die Ausstossung eines Vocals vor einem andern als Elision bezeichne. Durch den Zusatz „welche den Endconsonanten in gewissen Formen ausstossen“ wird indess einem Missverständniss vorgebeugt, und ein besserer gleich kurzer Ausdruck ist bisher nicht in Vorschlag gebracht. Für den tiefer blickenden sind die drei Hauptabtheilungen der consonan-

Elidirende Stämme.

tischen Declination in der Art verschieden, dass der Endconsonant in der ersten Hauptabtheilung sich fest behauptet, dass er in der zweiten aus Vocalen in gewissen Formen erst hervorgeht, in der dritten aber umgekehrt vor Vocalen vielfach schwindet.

Sigmastämme. Innerhalb der dritten Hauptabtheilung stehen schon ihrer Häufigkeit wegen und weil in ihnen der Charakter dieser Hauptabtheilung am schärfsten hervortritt die Sigmastämme voran. Die Erkenntniss, dass das Sigma von *γένος*, *εὐγενής* mit zum Stamme gehöre, ist schon oben S. 47 als eine besonders fruchtbringende bezeichnet, weil sie allein uns zu einer richtigen Einsicht in die Bildung des Vocativs (*Σώκρατες*), der N. A. V. Neutr. (*εὐγενές*), des Comparativs (*εὐγενέσ-τερος*) und endlich solcher Composita wie *ἐπεσ-βόλο-ς*, *σακεσ-φόρο-ς* verhilft, wo die blöde und stumpfsinnige Weise der älteren Grammatik überall einen durch nichts motivirten Zutritt von Sigma annehmen musste. Der Ausfall des Sigma vor Vocalen ist durch §. 61 b., der vor einem zweiten Sigma im Dat. Pl. durch §. 49 gerechtfertigt. Dennoch bedurfte es des Sanskrit um diese richtige Einsicht zu verbreiten. Seitdem aber Bopp gezeigt hat, dass *μένος* völlig gleichbedeutend mit skt. *manas*, dass der Gen. *manas-as*, der Loc. *manas-i*, der Gen. Pl. *manas-âm*, der Loc. Pl. *manas-su* lautete, war für jeden leicht zu sehen, dass die entsprechenden griechischen Formen einst *μενεσ-ος*, *μενεσ-ι*, *μενεσ-ων*, *μενεσ-σι* lauteten, zumal wir Formen wie *βέλεσ-σι* — neben dem natürlich aus *βελεσ-εσσι* entstandenen *βελέ-εσσι* — bei Homer wirklich finden. Nachdem so der richtige Weg gewiesen war, ergab sich auch das wahre Verhältniss zu den lateinischen Wörtern gleicher Bildung. Man begriff nun, dass das *r* von *gener-is* aus *s* entstanden, dass also altlat. *genes-is* (vgl. *foedes-is* bei Varro L. L. VII. §. 27) — noch älter nach analogen Fällen *genes-us*, *genes-os* — der ältesten griechischen Form auf ein Haar gleiche. Selbst in dem Wechsel der Vocale entsprechen sich beide Sprachen auf das genaueste. Nur dem Nominativ kommt der dumpfere Vocal, allen übrigen Casus der hellere zu. Man könnte dadurch veranlasst werden die Nominativform (*γένος*) zugleich als

Stamm anzusetzen, und daraus die mit *ε* (*γενες*) durch Schwächung abzuleiten. Da wir aber grundsätzlich das feststehende als den Stamm bezeichnen, so war es gerathen von der Form mit *ε* auszugehen, zumal daraus auch die verwandten Adjectiva *γενες δυς-γενες* mit ihrem unveränderten E-Laut (vgl. lat. *de-gener*) sich am einfachsten ergaben.

Zu §. 169.

Comparativstämme.

Dass in der Flexion der elidirenden T-Stämme das *τ* nicht eigentlich ausgestossen ist, sondern dass hier vielmehr die Verschmelzung eines T- und eines S-Stammes stattgefunden hat, ist schon in der Anm. zu §. 168 ausgesprochen. Aehnlich steht es mit dem beweglichen *ν*. Die Ausstossung des *ν* ist als lautlicher Vorgang durch nichts gerechtfertigt. Nun gehören hieher fast nur die Comparativstämme, deren *-ιον*, wie die entsprechende Sanskritform zeigt, aus *-ians* oder *-jans* (skt. *-îjans* z. B. *svâd-îjans* = *ἡδ-ιον*) hervorging (Bopp Vergl. Gr. II, 36, Schleicher Comp.[2] 480). Von den beiden Consonanten *ν* und *σ* ist in der Regel das *σ* geschwunden, vielleicht durch Vermittlung eines *νν* wie im aeol. *μῆν-νος* = att. *μηνός* für *μηνσ-ος* (vgl. lat. *mens-is*). Das Lateinische umgekehrt hat den Nasal verdrängt und das *s* bewahrt: *suâ(d)v-ios*. Die ältere Sprache (Varro ling. lat. VII, 27 *meliosem*) führte das *s* durch alle Casusformen durch, während es später zwischen zwei Vocalen in *r* überging und endlich nur im Nom. Acc. S. des Neutrums: *suâvius* (f. *suavios*) verblieb. Aber wenigstens die Länge des *ô* von *suâviôris* hat auch den Nasal in seiner Nachwirkung erhalten. Ich zweifle daher nicht, dass wir selbst für die gräcoitalische Sprachperiode den Stamm *suâdvions* annehmen müssen. Und danach ist es mir wahrscheinlich, dass auch im Griechischen einzelne Casusformen mit erhaltenem *σ* wie (*σ*)*ϝᾱδ-ιονσ-α-ν* = *suâdv-ions-em* im Umlauf blieben, welche dann ihr *ν* einbüssten: (*σ*)*ϝᾱδιοσα* und in die Analogie der Sigmastämme übertraten. Natürlich mussten solche Formen — in einer etwas späteren Sprachperiode — ihr *σ* ausstossen: *ϝαδιοα*, *ϝαδίω* (*ἡδίω*), genau wie *αἰδοσ-α αἰδο-α αἰδῶ* (vgl. S. 53). Ebel Zeitschrift I. 300 (vgl. Pott. Et. Forsch. II[2] 849) führt

5*

ἡδ-ι-ονσ-α-ν. ἡδιοσα. ἡδιοα. ἡδίω.

diese Auffassung als die Benary's an. Er selbst bezweifelt sie wegen der drei Formen *Ἀπόλλω*, *Ποσειδῶ* und hom. *κυκειῶ*, für welche diese Erklärung nicht statthaft ist. Und allerdings vermag ich diese drei ihrem Ursprunge nach undeutlichen Wörter nicht zu erklären. Für die Schulgrammatik bleibt daher die alte Lehre (vgl. oben S. 8) von der Ausstossung des *ν* berechtigt, zumal da der Ursprung des Comparativsuffixes ohne Hinzunahme des Sanskrit nicht wohl lehrbar ist.

Zu §. 176.

Stämme auf *αρτ*. Dass die hier gegebene Darstellung die richtige ist, dafür spricht namentlich das dem griechischen *ἧπαρ* gleichbedeutende skr. *jakṛt* d. i. *jakart* (vgl. *jecur*), in welchem beide Consonanten neben einander stehen (Grundz. 420). Die Ausstossung des *ρ* hat im hom. *ποτί* neben *προτί* (kret. *πορτί*) ihre Analogie. Bei den Stämmen *σκαρτ* und *ὑδαρτ* trat Verdumpfung und Dehnung im N. A. S. ein: *σκώρ*, *ὕδωρ*.

Zu §. 177.

Anomala. Als anomal sind diejenigen Wörter zu betrachten, deren Flexion sich nicht mit Hülfe der Lautgesetze aus einem einzigen Stamme ableiten lässt. Aber betrachtet man genauer das Verhältniss der zur Einheit eines Wortes verbundenen Stämme, so treten auch hier wieder Analogien hervor. Einige weit reichende Analogien sind in §. 174 und 175 erwähnt. Wenn dagegen §. 177 einzelne Ancmala in alphabetischer Reihenfolge aufführt, so hat dies hauptsächlich darin seinen Grund, dass bei jedem derselben noch singuläre Erscheinungen zu merken sind. Viele der hier angeführten Wörter reihen sich einfach in die schon vorher bezeichneten Analogien ein.

So beruht die Unregelmässigkeit von *Ἄρης* offenbar auf demselben Princip wie die von *Σωκράτης*. Es kommt nur das unstäte des Vocals hinzu: hom. *Ἄρη-ος* att. *Ἄρεως* neben *Ἄρεος*. — Die Wörter *γόνυ* und *δόρυ*, unter einander völlig gleichartig, nebst No. 22 *κάρα* mit ihren Neben-

stämmen auf τ haben in den §. 175 D. erwähnten, No. 20 ἔρω-ς in §. 169 D. ihre Analoga. Eigenthümlich aber ist den beiden zuerst genannten die Versetzung des schliessenden υ in die erste Sylbe: homer. γοῦν-α d. i. γονυ-α vgl. lat. *genu-a*, δοῦρ-α = δορυ-α, ein Seitenstück zur Versetzung des ι in μείζων aus μεγ-ιων (oben S. 39). — No. 17 υἱό-ς und 19 'Αΐδ-η-ς haben mit ihren sich ergänzenden Stämmen kürzerer und vollerer Prägung in dem §. 175 D. erwähnten ἀλκ neben ἀλκή, ὑσμιν und ὑσμίνη ihr Vorbild. — Der bei den Tragikern übliche Stamm ὀσσο (No. 25) verhält sich zu dem im hom. ὄσσ-ε vorliegenden genau wie ἐρίηρο-ς zum Plur. ἐρίηρ-ες, wie δάκρυ-ο-ν zu δάκρυ. Bei weiterer Untersuchung ergibt sich freilich für ὄσσε die Entstehung aus ὀκι-ε, folglich als Stamm ὀκι (Grundzüge S. 423), getreu erhalten im heutigen böhmischen Dual *oči* (sprich *otschi*), während der völlig unveränderte Stamm im litauischen *aki-s* vorliegt. — Die Ausstossung des ρ bei μάρτυ-ς ist der bei φρέαρ, ἧπαρ (§. 176) ähnlich, die Beweglichkeit des ϑ im St. ὀρνιϑ der in κορυϑ (§. 156).

Die übrig bleibenden, nicht eben zahlreichen Anomala erklären sich zum Theil wieder aus sehr einfachen Lautveränderungen. Bei ἀνήρ beruht die Unregelmässigkeit im Grunde auf derselben Synkope wie in den §. 153 behandelten Stämmen, nur dass hier die §. 51 Anm. 2 erwähnte Einschiebung eines δ als Hülfsconsonant hinzukommt. — Der Stamm ἀρν ist nur dadurch wahrhaft anomal, dass er keinen Nominativ hat. Das α im Dat. Plur. ἀρν-ά-σι ist offenbar dasselbe wie in πατρ-ά-σι, ἀνδρ-ά-σι, υἱ-ά-σι. — Derselbe Vocal ist in λᾶ-α-ς eingedrungen zur leichteren Bildung des Nominativs und Acc. Sing., da der Stamm ursprünglich λαϝ lautete, wovon λεύ-ειν (Grundz. S. 505). — ναῦ-ς ist nur dadurch anomal, dass der Diphthong sich so mannichfaltig umgestaltet, aber durchaus in einer Weise, welche in den Lautneigungen der Sprache begründet ist.

Die Anomalie von οὖς ist von ähnlicher Beschaffenheit. Der volle Stamm tritt im ionischen οὔατ-α hervor. ουατ ward durch Erweichung zu ὀϝατ, nach Ausstossung des ϝ zu ὀατ, contrahirt ὠτ. Diese contrahirte Form ward im do-

rischen Dialekt durchgeführt und dadurch das Wort regelmässig. Im homerischen und attischen erhielt sich dagegen der Nom. wohl längere Zeit in der diphthongischen Form οὐας, woraus durch Contraction οὖς entstand. Weiteres über den Ursprung Grundz. S. 374. Ueber die homerischen Formen dieses Wortes mag hier eine Bemerkung eingeschaltet werden. Bei Homer kommen folgende Formen vor: Acc. S. οὖς, Gen. οὔατος, N. Acc. Pl. οὔατα, Dat. οὔασιν. Auffallender Weise aber steht neben diesen sämmtlich durch häufigen Gebrauch ausser Frage gestellten Formen an einer einzigen Stelle das attische ὠσίν, am Schluss der Sirenenerzählung Od. μ, 200 ὄν σφιν ἐπ' ὠ σ ὶ ν ἄλειψ' (nämlich κηρόν). Hier bietet zwar Eustathius (p. 1707, 39) die Variante πᾶσιν statt ἐπ' ὠσίν, allein diese wird schwerlich jemand gefallen. Wenn wir aber die entsprechende Erzählung v. 177 vergleichen

ἑξείης δ' ἑτάροισιν ἐπ' ο ὔ α τ α πᾶσιν ἄλειψα und 47

ἐπὶ δ' ο ὔ α τ' ἀλεῖψαι ἑταίρων,

so wird es sehr wahrscheinlich, dass v. 200 einst lautete

ᾧ σφὶν ἐπ' ο ὔ α τ' ἄλειψ'.

Auch wird statt ὠτώεντα Il. Ψ, 264, 153 wohl um so sicherer οὐατόεντα gesprochen sein, je auffallender, wie schon Buttmann Ausf. Gr. II, 451 erkannte, das ω an zweiter Stelle ist. Endlich aber lesen wir Il. Λ, 109

Ἄντιφον αὖ παρὰ οὖς ἔλασε ξίφει (vgl. Υ, 473 δουρὶ κατ' οὖς), wo Bekker jetzt Heyne's Conjectur αὖτε παρ' οὖς aufgenommen hat, um den unerträglichen Hiatus zu beseitigen. Vielleicht sprach man hier einst παρ' ὄας. Die Dehnung der Endsylbe in der Hauptcäsur hat nichts auffallendes. Dann läge uns an dieser Stelle die gesuchte, auch von Herodian (ed. Lentz II 281) angenommene Mittelform wirklich vor.

Ueber die Unregelmässigkeit des Wortes Ζεύ-ς, welche sich durch die Vergleichung der verwandten Sprachen aufklärt, mag hier auf Grundz. S. 562 f., in Bezug auf γυνή auf S. 630 verwiesen werden. So viel wird in Betreff des ersten Worts selbst dem Schüler verständlich gemacht werden können, dass Ζεύ-ς für Διευ-ς stehe (vgl. §. 58) und auf diese Weise dem St. Διϝ in Δι(ϝ)-ός u. s. w. nicht fern liegt.

Zu §. 179.

Der Locativ, ursprünglich dem Griechischen mit allen verwandten Sprachen gemeinsam, im Lateinischen in den Städtenamen (*Romae*, *Corinthi*) und einzelnen besonders geläufigen Appellativen (*domi*, *belli*, *ruri*) noch erhalten, aber erst mit Hülfe des Sanskrit in seiner Verschiedenheit vom Genitiv und Dativ — theilweise vom Ablativ — erkannt, hat im Griechischen sich nur in spärlichen Resten erhalten. Neben dem geläufigsten *οἴκοι* hat Aeschylus noch *πέδοι* (Prometh. 615. 272) und *ἄρμοῖ* (Prom. 615), die Aeolier *μέσσοι*. Joannes Alexandrinus (*Τονικὰ παραγγέλματα* p. 36, 6) führt noch *βυθοῖ* an. Auch die pronominalen Adverbia *ποῖ*, *οἶ* gehören dazu. Zahlreicher erhielt sich der Locativ in Eigennamen, bei denen er sogar bisweilen nach Art andrer Casus in Verbindung mit einer Präposition erscheint, so auf einer kretischen Inschrift (C. I. 2556) *ἐν Πριανσιοῖ* und bei Simonid. fr. 209, Schneid. *ἐν Ἰσθμοῖ*. *χαμαί* = *humi* ist das einzige Beispiel der A-Declination von dem nur noch in *χαμά-δις*, *χαμᾶ-ζε*, *χαμά-θεν* mit der Nebenform *χαμόθεν* erhaltenen Stamme. Ueber einige Unregelmässigkeiten bei Eigennamen handelt Lobeck Elem. Path. II. 252. Locativ.

Zu §. 178 D.

Die homerischen Formen auf *φι(ν)* reihen sich einer weit reichenden Classe von Casusbildungen ein, deren charakteristisches Element ursprünglich die Sylbe *bhi* war. Im Sanskrit gehört dahin das Suffix des Instrumentalis Plur. *-bhi-s*, des Dat. Abl. Plur. *-bhj-as* (= lat. *bus*), des Dat. Instr. Du. *-bhj-âm*. Verwandt damit ist die Endung *-bi* im lat. *si-bi*, *ti-bi*, *u-bi*. Aus dieser mannichfaltigen Anwendung des im Sanskrit durch hinzugefügte Elemente specificirten Suffixes — worüber Bopp Vergl. Gr. I, 420 ff zu vergleichen ist — ergibt sich, weshalb die griechische Endung nicht auf einen Casus beschränkt ist, sondern bald dem Dativ im Sinne des Mittels und der Begleitung (*θεόφιν*, *βίη-φι*), bald dem Locativ (*θύρη-φι*, *παρὰ ναῦφιν*), bald dem Genitiv namentlich in Verbindung mit verschiedenen Präpo- Suffix *φι*.

sitionen entspricht (ἀπὸ πασσαλόφι, διὰ στήθεσφιν). Eine vollständige Aufzählung sämmtlicher homerischer Formen gibt Leo Meyer, Gedrängte Vergleichung der Griechischen und Lateinischen Declination (Berlin 1862) und eine sorgfältige Behandlung des ganzen hiehergehörigen Materials Franz Lissner im Programm des k. k. Gymnasiums in Olmütz vom Jahre 1865.

Cap. 7. Anderweitige Abwandlung der Adjectiva.

Dies ganze Kapitel gehört eigentlich in die Wortbildung und ist nur wegen seiner ganz besondern praktischen Wichtigkeit an diesen Platz gestellt.

Zu §. 187.

σα aus -ια. Die Anmerkung zu diesem Paragraphen enthält jetzt in der Kürze das Ergebniss meiner ausführlichern Erörterung über diese Bildungen in meinen Grundzügen S. 617. Früher nahm ich an, dass die vorauszusetzende Form παντ-ια zuerst in πανσ-ια, dann in πανσ-α πᾶσα übergegangen sei. Allein bei einer genaueren Untersuchung bin ich zu der Einsicht gelangt, dass dies nicht der Gang war, welchen die Sprache verfolgte. In allen griechischen Mundarten zeigt sich an dieser Stelle das σ, in der dorischen Mundart aber wird τ vor ι nicht zu σ (Vgl. φα-τί, φαν-τί). Folglich kann das σ **nicht** seinen Grund in der Einwirkung des ι haben. Der Sibilant ist vielmehr **aus** Jod entstanden und aus παντ-σα ist die übliche Form πᾶσα hervorgegangen.

Zu §. 188.

υια. Wie das Femininum auf -υια mit dem entsprechenden Masculinstamm auf -οτ zusammenhängt, wäre ohne Hülfe des Sanskrit schwerlich erkannt. Die Perfectparticipien haben dort *-vat* mit der Nebenform *-vas* zum Suffix z. B. *vid-vat* = εἰδ-οτ, das Femininum *-ush-î* d. i. *us-î* z. B. *vid-ushî* für älteres *vid-usî*. Daraus ergab sich, dass das griechische -οτ auf -Ϝοτ zurückgeht, ein Ursprung der sehr zu den zahlrei-

εἰδ-Fοτ-ια vaduṣhi
εἰδ-Fοσ-ια vid-u(ṣ)i
εἰδ-υσ-ια
εἰδ-υ-ια

chen homerischen Formen passt, welche wie *τεθνη-ώς*, *τετιη-ώς* einen langen Vocal vor diesem Suffix haben. Da dem indischen *î* als griechische Femininendung *-ια* gegenüber steht, so hätten wir zunächst *-Fοτ-ια* zu erwarten. Aber es scheint früh neben *-vat* die schwächere Form *-vas* bestanden zu haben. Und auch diese erlitt eine weitere, im Sanskrit sehr häufige, im Griechischen seltne Abschwächung, indem an die Stelle von *-vas* (=gr. *-Fος*) *-us* (=gr. *-υς*) trat, ähnlich wie z. B. der kürzere Stamm *κυν* an die Stelle des volleren *κυον* und wie das griechische *ὑπ-νό-ς* dem gleichbedeutenden skt. *svap-na-s*, für das auch *sop-io, som-nu-s* für *sop-nu-s* zeugt, entspricht. So entstand *-υσ-ια* und mit der gewöhnlichen Verdrängung des *σ* zwischen zwei Vocalen *-υια*. Vgl. S. 10.*)

Zu §. 191.

Der Stamm *πολλο* vermittelt sich mit *πολυ* durch die **πολύς.**
Form *πολFο*. Die Verschiedenheit besteht also nur in der Anfügung eines harten Vocals, wodurch die Motion und Declination eine geläufigere wird. Das homerische *πουλύ-ς*. *πουλύ* beruht auf dem Vorklingen des Vocals der zweiten Sylbe, ähnlich wie *εἰνί* neben *ἐνί* (Grundzüge S. 630). Schon oben S. 39 berührten wir diesen Vorgang und zeigten, wie er für das Verständniss der Comparative wichtig sei.

Zu §. 198 D.

Ueber *βράσσων* Grundz. S. 622 f. Die Form kommt nur **βράσσων.**
Il. K, 226 vor, und wenn wir sie nicht, wie bisher üblich war, von *βραδύ-ς*, sondern von *βραχύ-ς* ableiten, so folgen wir der ältesten bei den Griechen nachweisbaren Tradition, wie das Scholion des Aristonikos zu dieser Stelle beweist. Die für *βράσσων* vorauszusetzende Form *βραχίων* wird von Hesych. angeführt, ebendort wird die mundartliche Nebenform *βρόσσονος* mit *βραχυτέρου* erklärt, *βράχιστο-ς* gebraucht

*) Ueber diese Formen handelt eingehender Sonne in Kuhn's Ztschr. f. vergl. Sprachforschung XII, 290 ff.

Sophokles mehrmals. Der Grund, warum wir *σσ* nicht aus *δj* hervorgehen lassen, ist S. 39 berührt.

Zu §. 199.

Anomalien. Vieles hiehergehörige ist gut erörtert in der sorgfältigen Schrift von Franz Weihrich de gradibus comparationis. Gissae 1869. *ἀμείνων* ward in der ersten Auflage mit dem lat. *amoenu-s* zusammengestellt, eine Vergleichung, die zwar keineswegs unwahrscheinlich ist, aber wegen einiger noch vorhandener Schwierigkeiten, wohin namentlich der Umstand gehört, dass dies im Griechischen der einzige Repräsentant der im Lateinischen so geläufigen W. *am*, *am-or*, *ama-re* wäre, noch nicht denjenigen Grad von Sicherheit zu haben schien, der zur Aufnahme in die Schulgrammatik erforderlich ist.

Der St. *ἀρες*, den wir am natürlichsten für *ἀρείων* annehmen und zu dem sich auch *ἄριστο-ς* fügt, hängt ohne Zweifel mit *ἀρε-τή* aber auch mit *ἀρέ-σκ-ω* zusammen und gehört zu der Grundz. S. 318 behandelten W. *ἀρ* fügen, sich fügen.

Für den Stamm *χερ* von *χείρων*, *χείριστο-ς* ergibt sich mit Wahrscheinlichkeit (Grundz. S. 189) der Grundbegriff der Unterwürfigkeit.

Der St. *ἡκυ* ist für *ἥσσων* nach der Analogie von *ταχυ*, *ἡδυ*, *βραχυ* und andern angesetzt. Allerdings könnte der schliessende Vocal möglicherweise auch etwas anders gelautet haben. Ein Analogon der verwandten Sprachen, das uns über Form und Bedeutung sichern Aufschluss gäbe, fehlt.

Für *μείων* ist die Aufstellung eines besonderen Stammes unterblieben, weil ein solcher sich nur durch weiter greifende Combinationen gewinnen liess. Ueber den Zusammenhang von *μει-ίων* mit *μι-νύ-ω* dem lat. *mi-n-us* und goth. *mius* weniger, welche den Zusatz eines Nasals zeigen, vgl. Grundz. S. 313. *μικρό-ς*, dessen vollere Form *σμικρό-ς* ist, hängt damit etymologisch schwerlich zusammen.

Um so begreiflicher ist selbst für den Schüler der St. *ἐλαχυ*, den hymn. in Apoll. Pyth. v. 19 im Femininum *ἐλαχεῖα* und Pindar in *ἐλαχυ-πτέρυξ* bewahrt hat. Bekker

liest jetzt mit Recht auch Od. ι, 116, κ, 509 mit Zenodot νῆσος ἔπειτ' ἐλάχεια statt der vulgata λαχεῖα. So viel steht fest, dass die von den Scholien erwähnte Erklärung dieses Worts mit εὔγειος, gegründet auf die Etymologie von λαχαίνειν graben, hacken absurd ist, denn ι, 122 heisst es οὔτ' ἄρα ποίμνῃσιν καταΐσχεται οὔτ' ἀρότοισιν. Die meisten neueren Erklärer sind Nitzsch gefolgt, der „einen dunkeln Weg" zu einer andern Erklärung einschlug, auf dem er mit Hülfe einer höchst zweifelhaften Etymologie zum Begriff „rauh" gelangt.

Der Comparativ πλε-ίων geht auf den in πλέ-ω-ς, πλή-ρ-ης lat. *ple-nu-s* erkennbaren Stamm πλε (vgl. πίμπλημι) zurück, der wiederum mit der W. πελ, die in πολύ-ς vorliegt, verwandt ist.

Das eigenthümliche Schwanken der Quantität und der Consonanz bei καλό-ς erklärt sich aus der Herkunft von *kalja-s*, das im Skt. gesund bedeutet und unserm heil etymologisch gleich kommt (Grundz. S. 134). Daher καλλ-ίων, τὸ κάλλος, dorisch sogar καλλά Adv. = καλῶς.

Der kürzere Stamm, aus welchem ῥάων, ῥᾷστος entsprangen, liegt in ῥᾴ-θυμο-ς, im homerischen ῥέα, ῥεῖα am deutlichsten vor, während ῥᾴ-διο-ς hom. ῥη-ί-διο-ς daraus durch eine adjectivische Ableitung weiter gebildet ist.

Zu §. 200.

Ein Positiv zu ὕσ-τερο-ς ist nur aus dem Sanskrit nachzuweisen in der Präposition *ut* oder — wie richtiger geschrieben zu werden scheint — *ud*, auf, wovon *ut-tara-s* der obere, spätere, *ut-tama-s* der oberste, späteste. Das σ ist durch Dissimilation (§. 46) entstanden. Eine Vermuthung über einen griechischen Ueberrest des Positivs Grundz. S. 214.

ἔσχατο-ς schliesst sich offenbar an die Präposition ἐξ an im Sinne von *extremus* (Grundz. S. 358).

Zu §. 203 u. 204 D.

Das homerische ἐπασσύτεροι ist augenscheinlich mit ἀσσοτέρω zu vergleichen. Es ist ein Comparativ aus dem Comparativ (vgl. πρώτιστος). υ steht in aeolischer Weise für ο

wie in πρύ-τανι-ς von der Präp. πρό, im homerischen ἄμυ-δις (vgl. ἅμα), ἄλλυ-δις (vgl. ἄλλο-σε).

Cap. 8. Flexion des Pronomens.

Zu §. 205.

Reflexivstamm. Der Stamm des Personalpronomens der dritten Person hat ursprünglich nur die Bedeutung selbst und konnte daher nicht etwa erst in Folge eines Missbrauchs, sondern von Anfang an auch von der ersten und zweiten Person gebraucht werden, sobald deren Rückbeziehung auf das Subject ausgedrückt werden sollte. Diese Thatsache wird durch die vergleichende Sprachforschung zur Evidenz erwiesen. Vorzüglich wichtig sind in dieser Beziehung die slawischen Sprachen, welche das entsprechende Reflexivpronomen bis auf den heutigen Tag von allen drei Personen gebrauchen. (Vgl. Miklosich über den reflexiven Gebrauch des Pronomens οὗ Sitzungsberichte der Wiener Ak. I.) Aber auch in deutschen Mundarten kommt ähnliches vor (Grimm D. Gr. IV, 319) und der Ursprung des passiven *r* in den italischen Sprachen aus *se* ruht auf demselben Grunde (vgl. Schömann Redetheile S. 109). Im Griechischen gehört daher zu dem Stamme ϝε für älteres σϝε auch ϝί-διο-ς, später ἴ-διο-ς. Daher denn auch die §. 471, c erwähnten Anwendungen des mit ἑ zusammengesetzten ἑαυτοῦ und des daraus abgeleiteten possessiven ἑό-ς, ὅ-ς auf die erste und zweite Person. Der Mangel an sprachlicher Einsicht bei den Herausgebern der alten Texte gibt sich immer wieder gelegentlich darin zu erkennen, dass man solche Gebrauchsweisen durch Conjecturen zu beseitigen sucht, die ebenso überflüssig als bodenlos sind.

Aeolismen. Mit einem ähnlichen Vorurtheil hatten die aeolischen Formen ἄμμες, ὔμμες u. s. w. bei Homer zu kämpfen. Man wollte sie zum Theil bloss als metrische Behelfe gelten lassen, die an die Stelle der üblicheren nur da treten dürften, wo sie sich besser in den Vers fügten. Aber die Aeolismen bei

Homer sind nicht ganz gering an Zahl und keineswegs auf solche Formen beschränkt, aus denen eine metrische Bequemlichkeit erwuchs (vgl. *ἐπασσύτεροι* S. 75).

Zu §. 212 ff.

Das charakteristische der Pronominaldeclination liegt **Neutrum Sing.** bei allen nicht persönlichen Pronominen nur in der Bildung des Neutr. Sing., das nicht wie bei den Adjectiven der O-Declination das *ν* im Nom. Acc. anfügt, sondern den Stamm selbst hervortreten lässt. Von Alters her trat aber auch hier eine Endung an, nämlich *τ*, dem *d* des lateinischen *i-d, illu-d*, *quo-d* entsprechend, so dass *ἄλλο* mit *aliu-d* völlig identisch ist. Denn nach §. 67 konnte der dentale Consonant im Griechischen nicht erhalten bleiben.

Zu §. 213.

Dass einige mit dem Spiritus asper anlautende Formen **Relativstamm.** des Relativpronomens mit einzelnen des später als Artikel verwendeten Demonstrativpronomens gleichlautend sind, ist reiner Zufall. Der Relativstamm hatte ursprünglich Jod zum Anlaut. *ὅ-ς ἥ ὅ* entsprechen dem skt. *ja-s jâ ja-t*, während der Artikel *ὁ* aus *sa* hervorgegangen ist. (Grundz. S. 367 f.) Dennoch muss auch dieser Stamm ursprünglich eine d e m o n s t r a t i v e Bedeutung gehabt haben, wovon im attischen *καὶ ὃς ἔφη* und im demonstrativen Gebrauche des aus diesem Stamme gebildeten Adverbs *ὥς* noch ein Rest erhalten ist. Noch deutlicher zeigt sich in dem relativen Gebrauche der mit *τ* anlautenden Formen *τοῦ, τῷ* u. s. w. im ionischen Dialekt, dass im Griechischen das Relativ sich erst allmählich vom Demonstrativ ausschied. Es steht also die für die Syntax und namentlich für die Lehre von den zusammengesetzten Sätzen überaus wichtige Thatsache fest, dass die griechische Sprache von zwei ihrem Ursprung nach verschiedenen aber beiderseits demonstrativen Pronominalstämmen aus zu dem vollendetsten Mittel der Satzverknüpfung, dem Relativpronomen, gelangt. Man vergleiche hierüber jetzt die eingehenden ‚Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens von Dr. Ernst Windisch' im zweiten Bande der

von mir herausgegebenen ‚Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik' L. 1869, Heft 2.

Die Form ὅου ist, wie schon oben S. 59 berührt ward, wahrscheinlich nur durch falsche Schreibart für ὅο eingedrungen. Auffallender ist das ganz singuläre Femin. ἕης Il. Π, 208. Vielleicht hat sich hier das alte *j* in der Gestalt von ε erhalten, wovon andre Fälle Grundz. S. 554 ff. zusammengestellt sind.

Zu §. 214.

Interrogativstamm. Auf demselben Uebergang beruhen die ionischen Formen des Pronominalstammes τι: τέῳ, τέοισιν wie am deutlichsten die aeolischen Nebenformen τίῳ, τίοισιν (Ahrens aeol. 127) zeigen. Der Stamm τι ward hier ähnlich wie der Adjectivstamm πολυ (S. 73) durch Anfügung eines Vocals in die O-Declination hinübergezogen. τι-ο ward später zu τε-ο. Endlich schwand der Vocal durch Contraction völlig. So sind die attischen Formen τοῦ, τῷ zu erklären, die wiederum nur zufällig den entsprechenden des Artikels gleich lauten. Ueber den Ursprung des Stammes τι und seine Identität mit dem lat. *qui* Grundz. S. 446.

Cap. 10—12. Flexion des Verbums.

Anordnung. Die Verbalflexion ist der schwierigste Theil der Formenlehre, zugleich aber auch derjenige, für dessen Aufhellung die Wissenschaft das meiste erreicht hat. Wie es am besten gelingt, die ausserordentliche Fülle der Formen übersichtlich zu machen, das ist eine Frage, die sowohl in wissenschaftlicher wie in didaktischer Beziehung wohl einer Ueberlegung werth ist. Die ältere Grammatik machte sich darüber freilich wenig Scrupel. Sie verfuhr rein mechanisch und vertraute fast nur der Gedächtnisskraft des Schülers. Gerade hier aber hat die wissenschaftliche Forschung, will sie ihre Ergebnisse fruchtbar und allgemein zugänglich machen, allen Grund sich mit den Ansprüchen der Praxis auseinander zu setzen, und umgekehrt möchte die Praxis doch auch wohl einiges Interesse an dem Versuche haben

die wichtigsten Thatsachen der Forschung zu einer Gliederung der Masse zu verwenden und auf diesem Wege von einer *rudis indigestaque moles* zu einem *κόσμος* zu gelangen. Eben deshalb mögen hier einige Bemerkungen über meine Anordnung des Verbums ihren Platz finden, die um so weniger überflüssig sein werden, je wesentlicher meine Anordnung von der in den meisten Grammatiken üblichen abweicht.

Die Verbalformen unterscheiden sich dadurch erheblich von den Nominalformen, dass sich bei ihrer Bildung viel mehr verschiedene Elemente vereinigen. Bei einer Casusform haben wir es nur mit einem einzigen feststehenden und einem einzigen beweglichen Elemente zu thun: *παιδ-ός*. Höchstens, dass sich zwischen beide noch ein vermittelnder Vocal schiebt: *παίδ-ε-σσι*. Verbalformen aber so einfacher Art, wie *ἴ-μεν*, *ἄγ-ο-μεν* gibt es wenige. Schon in *ἴ-ω-μεν*, *ἄγ-οι-τε* haben wir ein Element mehr, das den Modus bezeichnende, in *ἀγ-άγ-οι-τε* ein weiteres von temporaler Bedeutung, in *ἤγ-αγ-ο-ν* wieder ein neues, das Augment, zwar auch temporal, aber doch zu anderm Zwecke verwandt. Die Aufgabe der Formenlehre ist also hier durchaus nicht auf dem Wege zu erreichen, dass man bloss von e i n e m feststehenden Elemente, d. i. von e i n e m Stamme ausgeht. Dies Verfahren würde dahin führen eine Unmasse sehr verschiedener beweglicher Elemente für jede einzelne Form besonders einzuprägen und darüber das relative Feststehen gewisser Bestandtheile andern noch flüchtigeren gegenüber, die kleineren Einheiten und Gruppen innerhalb des grossen ganzen zu verkennen. Gegenüber von *ἀγάγ-ω-μεν*, *ἀγάγ-οι-μεν*, *ἀγαγ-εῖν*, *ἀγαγ-έσθαι* ist *ἀγαγ* ein relativ feststehendes, ebenso *ἀξ* im Vergleich mit *ἄξομεν*, *ἄξοιμεν*, *ἄξειν*, *ἄξεσθαι*. Es bedarf also für das Verbum, soll es nicht ganz zerfallen, m e h r e r e r fester Punkte, also m e h r e r e r S t ä m m e. Die praktischen Grammatiker haben auch längst ein ähnliches Bedürfniss empfunden. Aus diesem Grunde wurden für das lateinische Verbum mit richtigem Tact vier Musterformen aufgestellt, die das s. g. *conjugatum* oder *a verbo* bilden. Hätte man diese vier Formen nur wirklich

consequent festgehalten und bei der Aufführung der Paradigmen nicht wieder alles durch einander geworfen, so würde für das lateinische Verbum in der That eine gewisse Ordnung erreicht worden sein. In der griechischen Grammatik wurde ein ähnlicher Zweck dadurch erstrebt, dass man neben dem Präsens das Futurum einprägte und — freilich mit Ausnahme der s. g. *tempora secunda*, welche sich in diesen Gang nicht fügten — die übrigen Tempora aus dem Futurum entwickelte, ein Verfahren, das allerdings so durchaus unwissenschaftlich war, wie die ganze ältere Grammatik. Denn selbst der Knabe, wenn er nachdenkt, wird nicht begreifen, wie ein Perfect oder Aorist aus dem Futurum entstehen kann. Dennoch zeigte sich in jenem Verfahren vielleicht mehr praktischer Sinn, als in dem jetzt mehrfach beobachteten, die Verballehre mit lauter Abstractionen über Stamm, Charakter, Augmentationen u. s. w. zu beginnen, denen dann die erdrückende Masse sämmtlicher Verbalformen auf einmal und endlich — das dürftigste Auskunftsmittel von allen — ein alphabetisches Verzeichniss folgt. Irre ich nicht, so gilt auch hier der Spruch *divide et impera*, und wir konnten ihn um so zuversichtlicher anwenden, da die Sprache selbst uns dazu die Anleitung bietet.

Von den vielen verschiedenartigen Elementen nämlich, welche sich im Bau des Verbums vereinigen, haben offenbar einige einen loseren und darum zugleich allgemeineren, andre einen festeren und darum specielleren Charakter. Am losesten haften die Personalendungen, die sich mit den verschiedenartigsten Stämmen, mit allen temporalen und modalen Elementen durch Activ und Medium verbinden. Ihnen reihen sich die Endungen der Participien und des Infinitivs an, welche, ihrem Ursprunge nach nominal, von der griechischen Sprache, die sich dadurch vortheilhaft von ihren Schwestersprachen unterscheidet, in den verschiedensten Temporibus verwendet werden. Dasselbe gilt von den Moduszeichen, die ja ebenfalls mannichfach wiederkehren und endlich vom Augment wenigstens insofern als es drei ihrer Bedeutung nach durchaus verschiedenen Präteritis gemeinsam ist. Alle diese Elemente haben nichts stammhaftes.

Ihre Anfügung gleicht am meisten der Anfügung der Casusendungen. Auf ihnen beruht das was wir die Verbalflexion im engern Sinne nennen können.

Tempus-Stämme

Aber sehr verschieden davon ist nun der zweite Vorgang. In Verbindung mit jenen sehr verschiedenartigen Elementen finden wir sehr verschiedenartige andre, die, weil sie im Gegensatz zur Beweglichkeit jener feststehen, Stämme genannt werden können. Denn, wie wir schon andeuteten, unverkennbar ist z. B. **λυσα** ein ebenso fester Stamm in **ἔ-λυσα, λύσα-ι-μεν, λύσα-ς, λυσά-σθω** wie etwa **δικα** in **δίκα-ι, δίκᾱ-ς, δίκα-ις; λελυ** ebenso in **λέλυ-κ-α, λέλυ-μαι, ἐ-λέλυ-το.** Kurz, was im Nomen aus einander fällt, die Formation d. i. die Wort- oder richtiger Stammbildung und die Flexion im engeren Sinne, das fällt im Verbum zusammen und durchdringt sich wechselseitig. Die Verbalformen beherrscht nur der vollständig, welcher erstens aus dem allen Formen des Verbums gemeinsamen Verbalstamme sämmtliche besondere Stämme zu bilden und zweitens die richtig gebildeten Stämme abzuwandeln versteht. Im Unterschied von dem einem ganzen Verbum gemeinsamen Stamme — dem Verbalstamme — nenne ich diese besondern Stämme Tempusstämme, indem ich mich damit der längst geläufigen Weise anschloss, die Modi, Participien, Infinitive u. s. w. auf bestimmte Tempora zurückzuführen. Ahrens bedient sich zu demselben Zweck des Ausdrucks Systeme, Müller und Lattmann Bildungsgruppen. Was nun die Anordnung des Verbums betrifft, so handelt es sich hier vor allem um die Frage, welche Stellung Formation und Flexion zu einander einzunehmen haben. In der Theorie liesse sich der Gang von der Formation zur Flexion vertheidigen in derselben Weise, wie man jetzt vielfach in wissenschaftlichen Werken die Stammbildung der Nomina ihrer Flexion vorausschickt. Allein selbst für diesen Standpunkt hätte ein solches Verfahren deshalb viel bedenkliches, weil der Gang der Sprache unstreitig nicht der eben bezeichnete war. Das Verbum geht wesentlich aus von der Synthesis des Prädicats mit dem Subject. Der Kern des Verbums ist das *verbum finitum*, das sich von einem sehr mässigen Anfang aus erst all-

mählig zu grösserem Formenreichthnm entfaltet hat. Deshalb würde es sich selbst für eine streng wissenschaftliche Darstellung kaum empfehlen, mit der Formation der Tempusstämme, welche an sich durchaus keine Realität haben, den Anfang zu machen. Für die Praxis aber ist dies noch weniger der Fall. Auf den Gedanken, die Schüler erst lauter unflectirte Stämme lernen zu lassen und dann deren Flexion zu lehren, ‚wird nicht leicht jemand verfallen. Aber ebenso wenig wird es gerathen sein die Flexion in ihrem ganzen Umfange, das heisst durch alle Tempusstämme durch voranznstellen. Die Folge wäre, dass der Schüler zwar *λύω, λύεις, λύει, λέλυκα, λέλυκας, ἐλυσάμην* u. s. w. zu flectiren verstände, von dem Zusammenhange dieser verschiedenen flectirten Stämme zu e i n e m Verbum aber gar keine Ahnung hätte. Das richtige scheint mir einfach in der Mitte zu liegen, nämlich darin Flexion und Formation bei jedem der verschiedenen Tempusstämme nach einander zu behandeln, mithin das ganze Verbum in seine natürlichen Gruppen zu zerlegen und diese in einer dem praktischen Bedürfniss angemessenen Weise auf einander folgen zu lassen. In dieser Zerlegung liegt das eigenthümliche meiner Anordnung. Der Gefahr, dass anf diese Weise das Verbum gänzlich aus einander falle, ist auf mehrfache Weise vorgebeugt. Zunächst durch eine vorläufige Uebersicht über den ganzen Schematismus (§. 225—230), dann dadurch, dass bei der Formation jedes Tempusstammes der Verbalstamm als Einheit festgehalten und dasselbe Paradigma, so weit es möglich ist, durchgeführt wird, ferner durch die Uebersicht S. 126—136, der ich die Anordnung der Stämme nach den Endlauten zum Grunde legte, endlich durch das alphabetische Verbalverzeichniss S. 178 ff., das ich auf den Wunsch praktischer Schulmänner den späteren Auflagen meiner Grammatik eingefügt habe. Jene Uebersicht kann, um dies beiläufig zu bemerken, unmöglich die anderweitige Eintheilung der Verba d u r c h k r e u z e n, sondern wird sie vielmehr in ähnlicher Weise für das praktische Bedürfniss e r g ä n z e n wie die Uebersicht über die consonantische Declination §. 172 die vorhergehende Darstellung.

Während ich durch die Eintheilung nach Tempusstämmen von der herkömmlichen Anordnung beträchtlich abwich, habe ich mich dagegen in andern Stücken dem Herkommen accommodirt, nämlich in der Beibehaltung der beiden Hauptconjugationen. Genau genommen macht sich freilich der Unterschied der Verba auf -ω von denen auf -μι nicht durch das ganze Verbum hindurch, sondern nur im Präsens-, im starken Aorist- und — jedoch in beschränktem Umfange — im Perfectstamme geltend und hätte daher bei jedem dieser Tempusstämme abgehandelt werden können. Allein bei der geringen Zahl der Verba auf -μι überhaupt und den vielen besondern Eigenthümlichkeiten, die bei ihnen hervortreten und eine vollständigere Aufzählung der von einem jeden üblichen Formen unbedingt nöthig machen, würde durch eine Aufnahme der Verba auf -μι unter die übrigen Verba die Uebersichtlichkeit sehr leiden. Der Schüler würde namentlich bei der ohnehin schwierigen Lehre von der Bildung des Präsensstammes übermässig lange aufgehalten werden. Es schien mir daher gerathener die Verba auf -μι als eine besondere Conjugation beisammen zu lassen. Mit dieser, wie ich glaube, dem Lehrer willkommenen Concession an die Schultradition hängt aber eine zweite zusammen. Für eine grosse Anzahl von Verben, die im Präsens zur ersten Hauptconjugation gehören, gibt es Aoriste und Perfecte nach der zweiten. Formen wie ἔβην, ἔγνων, πῖθι, τεθνάναι können nur verstanden und richtig abgewandelt werden, wenn die Verbindung der Personalendungen mit dem Stamme ohne Bindevocal an ἔστην u. s. w. eingeübt ist. Es musste daher die grosse Masse der Verba auf -ω in zwei Hälften getheilt werden, von denen die erste, als die einfachere, vorangestellt wurde, die zweite, wegen ihrer complicirteren Erscheinungen, den Verbis auf -μι nachfolgte. Darum die vier Classen der §§. 247—253, welchen erst §. 320 ff. die vier übrigen folgen. Wenn ich diese letzteren Classen unregelmässig nenne, so soll damit nicht gesagt sein, dass sie ausserhalb aller Regel stehen, was auch auf die Anomala der Declination keine Anwendung finden würde, sondern nur, dass die Regel hier eine weniger einfache ist. In Wirklich-

Hauptconjugationen.

6*

keit finden sich auch bei den meisten der diesen Classen angehörigen Verba, abgesehen von dem, was den Grund abgab sie in diese Classe zu versetzen, mancherlei kleinere Besonderheiten, Nebenformen von mancher Art u. s. w., wodurch jene Bezeichnung gerechtfertigt ist. Im strengeren Sinne könnte man freilich nur die achte oder Mischclasse unregelmässig nennen.

Classeneintheilung. Aber freilich diese ganze Classeneintheilung bedarf noch ein Wort der Erläuterung. Die erste Hauptconjugation musste nothwendig weiter gegliedert werden. Das alphabetische Verzeichniss „unregelmässiger Verba" ist ein trauriger Nothbehelf, der aus unsern gangbaren Grammatiken noch immer nicht verschwunden ist, obwohl der Versuch nach einer Ordnung der „Unregelmässigkeiten" jetzt nur von wenigen Grammatikern gänzlich versäumt wird. Wie sollen wir nun aber eintheilen, welches Eintheilungs p r i n c i p annehmen? Es liegt nahe und hat den Schein der „logischen Consequenz" für sich, die Verbalstämme nach demselben Princip einzutheilen wie die Nominalstämme, nämlich nach dem Auslaut. Die alte Unterscheidung der *verba pura*, *liquida* u. s. w. beruht eben darauf. Allein gerade an der Vergleichung mit den Nominalstämmen erkennt man den Unterschied. Gleich auslautende N o m i n a l s t ä m m e z. B. *φυλακ*, *κηρυκ*, *πατερ*, *ῥητορ*, *λογο*, *νομο* werden im allgemeinen g l e i c h flectirt, gleich auslautende Verbalstämme aber vielfach v e r s c h i e d e n. *λυ* und *πλυ* sind gleich auslautende Stämme. Aber die Bildung der Tempusstämme geht völlig auseinander: *λύ-ω*, *πλέ-ω*, *λύ-σω*, *πλευ-σοῦμαι*. *ἀγ*, *πραγ*, *ϝαγ* gehen alle drei auf *γ* aus, aber *ἄγω*, *πράσσω*, *ἄγνυμι* sind durchaus verschiedenartig; ebenso *λιπ* und *τυπ*, aber *λείπω*, *τύπτω*. Die Uebersicht S. 126 ff. bringt diese Mannichfaltigkeit wenigstens zum Theil zur Anschauung. Kurz die Unterscheidung des Stammauslauts hat zwar für die Bildung der durch charakteristische Consonanten gebildeten Tempusstämme, namentlich für die des Futur-, des schwachen Aorist-, des Perfectstammes ihre Bedeutung und darf dort nicht unberücksichtigt bleiben. Aber das, worauf es bei der Verballehre wesentlich ankommt, ist die E i n h e i t eines jeden Verbums, welche auf dem Ver-

hältniss der verschiedenen Tempusstämme zu einander beruht. Der Schüler muss lernen, wie er zu einem gegebenen Präsens z. B. πράσσω eine nicht dem Präsensstamm angehörige Form bilden und umgekehrt, wie er zu einer gegebenen andern Form z. B. λιπεῖν das Präsens finden kann, muss begreifen, wie diese scheinbar so verschiedenartigen Formen zu einander kommen. Dies Verständniss ist der Angelpunkt, um den sich jede Einsicht in den Verbalbau dreht, der aber von allen denen, welche an der aus dem Alterthum überkommenen Eintheilung in verba pura, liquida u. s. w. festhalten, vollständig ignorirt wird. Und doch lassen sich jene Unterschiede zwischen Formen wie ποιήσω, πράξω, ἀγγελῶ, leicht bei jedem einzelnen Tempusstamme aus den allgemeinen Lautgesetzen deutlich machen, während jene Unterschiede in der Bildung des Präsensstammes etwas ganz neues, recht eigentlich in diesem Capitel zu erklärendes und darum als Eintheilungsgrund sich empfehlendes sind. Wenn wir die Formen eines Verbums nach den Tempusstämmen ordneten, so ist eine natürliche Consequenz, das Verhältniss des Verbalstammes zu den Tempusstämmen zum Princip der Eintheilung zu machen. Nun lassen sich alle übrigen Tempusstämme auf eine sehr einfache Weise aus dem allen zum Grunde liegenden Verbalstamme ableiten. ἄξω geht aus ἀγ wie πράξω aus πραγ, ἐ-άγη-ν aus Ϝαγ wie ἐ-γράφη-ν aus W. γραφ hervor. Aus diesem Grunde heissen die entsprechenden Tempora im Sanskrit die allgemeinen, d. h. von jedem Verbum wesentlich auf dieselbe Art gebildeten Tempora. Verschieden davon aber ist der Präsensstamm. Die diesem entsprechenden Formen heissen im Sanskrit Specialtempora, weil sie in sehr verschiedener Weise entwickelt werden. Die wichtige Stellung, welche für das Verbalsystem das Präsens und sein Verhältniss zu den übrigen Temporibus einnimmt, erkannte schon Buttmann mit richtigem Blicke, indem er Ausf. Gr. §. 112 sagt: „Bei weitem der grösste Theil der Anomalie in den griechischen Verbis besteht aus der Vermischung von Formen, die verschiedene Themen voraussetzen; besonders so, dass mehrere abgeleitete Tempora, auf die regelmässige Art behandelt, ein andres Präsens

voraussetzen als das gebräuchliche." Daher ist denn „die Wandelung des Stammes", die „doppelten Themen" der Gesichtspunkt, unter dem Buttmann zu einer Gliederung der Anomalie gelangt. In demselben Sinne unterscheidet Krüger die „vom reinen Stamm gebildeten" oder „thematischen" Tempora von dem „Präsens und Imperfect" d. i. eben von den Formen des Präsensstammes. Was der Blick scharfsinniger Männer schon am Griechischen allein wahrgenommen hatte, trat durch die vergleichende Sprachwissenschaft nur in ein noch helleres Licht. Es ergab sich sofort, dass der griechische Verbalbau wesentlich auf derselben Unterscheidung zweier grosser Gruppen von Formen beruhte; wie der des Sanskrit, für welches dies von den indischen Grammatikern mit der ihnen eignen von keinem Aristarch erreichten Feinheit richtig erkannt war. Aber freilich stellten sich im einzelnen d. h. in der Weise wie der Präsensstamm sich vom reinen Verbalstamme unterscheidet, auch grosse Verschiedenheiten heraus. Nur die Anordnung kann die richtige sein, welche jenes allgemeine Princip zur Geltung bringt, dabei aber der Individualität der griechischen Sprache gerecht wird. Nur auf diese Weise können die analogen Erscheinungen zusammen geordnet, kann eine wirkliche Einsicht in den Bau des Verbums gewonnen werden. Auch für die Syntax ist eine solche Einsicht von wesentlicher Bedeutung. Denn das was nunmehr bei der Eintheilung der Verben in den Vordergrund tritt, die vielfache Verschiedenheit des Präsensstammes vom Verbalstamme, gewinnt in der Syntax, namentlich in der Bedeutungsdifferenz zwischen der aoristischen Handlung z. B. *φυγεῖν* und der durativen z. B. *φεύγειν* seine Verwendung. Und die richtige Unterscheidung des Tempusstammes von dem, was diesem, wie das Augment, nur für gewisse Formen hinzugefügt wird, bewahrt vor argen syntaktischen Irrthümern.

Reihenfolge. Diesen allgemeinen Bemerkungen über die Tempusstämme und die Classeneintheilung mögen einige weitere über die von mir in Bezug auf beide beobachtete Reihenfolge sich anschliessen. Zuerst von den Tempusstämmen. Die von mir eingehaltene Reihenfolge gründet sich vor-

zugsweise auf praktische Rücksichten. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus könnte man es befürworten, mit dem starken Aoriststamme als demjenigen unter den Tempusstämmen zu beginnen, welcher dem Verbalstamme wenn nicht überall doch in den meisten Fällen gleich ist. Allein sofort erhebt sich das Bedenken, dass der starke Aorist nur von einem verhältnissmässig kleinen Theile von Verben üblich ist, ferner, sobald man die Flexion mit der Formation verbinden will, dass die erstere an diesem Stamme nur unvollkommen entwickelt werden kann, weil kein Haupttempus aus ihm hervorgeht. In jeder Weise empfiehlt sich dagegen der Präsensstamm zum Ausgangspunkt, für die Praxis schon dadurch, dass das Präsens überall als das gegebene betrachtet wird. Ueberdies ist der Präsensstamm der ersten Classe wie λυ, φυ, ἀγ dem Verbalstamme gleich, so dass, bei der grossen Ausdehnung dieser ersten Classe, hier in der That für einen sehr grossen Theil von Verben von dem einfachsten ausgegangen wird. Beim Präsensstamme ist nun die vollste Gelegenheit geboten die Flexion einzuüben, nicht bloss weil hier sämmtliche Modi nebst Infinitiv, Particip und Präteritum durch Activ und Medium — letzteres hier auch als Passiv fungirend — durchgeführt werden, sondern auch deshalb, weil sich zur Einübung eine fast unbegränzte Auswahl von Beispielen darbietet. Denn in der Flexion des Präsensstammes ist jedes Verbum regelmässig. Hier kann der Schüler also durch ein gutes Uebungsbuch sofort ἔχω, μανθάνω, πράσσω, πάσχω, γιγνώσκω und andre Verba in den Formen des Präsensstammes ebenso gut gebrauchen lernen, wie λύω, ἄγω u. s. f. Mich dünkt, es ist ein grosser Vortheil, wenn dem Schüler dieser wichtige Theil des Verbalbaus in allem wesentlichen zuerst zu vollkommner Sicherheit eingeprägt wird. Auch die Lehre vom Augment kann man hier fast vollständig einüben. Einzelne Bemerkungen über Gestaltungen des Augments, die zufällig nur im Aorist vorkommen (vgl. §. 236) werden sich leicht später nachtragen lassen. Zur Flexion des Präsensstammes gehören auch die verba contracta, da das was ihre Besonderheit ausmacht, die Contraction eben nur in den Formen

Präsensstamm.

dieses Stammes stattfindet. Es ist wichtig auch das dem Schüler zu voller Anschauung zu bringen. Die übliche Trennung der verba contracta von der Gesammtmasse der übrigen so genannten regelmässigen Verba ist nicht bloss an sich widersinnig, sondern auch unpraktisch, insofern das futurum secundum bei den s. g. verbis liquidis, ebenso das futurum doricum und atticum die Kenntniss der Contraction nothwendig voraussetzt.

Starker Aorist. Erst nachdem die Flexion des Präsensstammes dem Schüler durchaus vertraut geworden ist, kann der in §. 245 ff. erörterte Unterschied des Präsensstammes vom Verbalstamme zur Sprache kommen. Es wird sogar für den Unterricht selbst zweckmässiger sein, wenn die Einübung eines starken Aorists wie ἔ-λιπ-ο-ν mit sämmtlichen dazu gehörigen Formen vorausgeht und der Unterschied zwischen dem hier hervortretenden Stamme, der zugleich der reine Verbalstamm ist, vom Präsensstamme an einer Anzahl lebendiger, dem Gedächtniss eingeprägter Verbalformen einen festen Anhalt hat. Die auf diese Weise sich aufdrängende Frage, wie sich diese Stämme zu einander verhalten, findet dann in jenen Paragraphen wenigstens in Bezug auf eine erhebliche Anzahl von Verben ihre befriedigende Antwort. Damit ist dann zugleich das punctum saliens der gesammten Verballehre, der Unterschied des reinen Verbalstammes vom Präsensstamme und der Begriff des Verbalstammes überhaupt zur Deutlichkeit gebracht Der starke Aoriststamm ist auch insofern geeignet zunächst auf den Präsensstamm zu folgen, als die Flexion in beiden vollkommen dieselbe ist, der Schüler also sofort seine ganze Aufmerksamkeit der Formation zuwenden kann. Nachdem nun auf diese Weise in der Einheit des Verbalstammes die nothwendige Grundlage für die weitere Lehre vom Verbum gewonnen ist, fragt es sich, welcher Tempusstamm zunächst folgen soll.

Futurstamm. Bei einer streng wissenschaftlichen Darstellung könnte man geneigt sein dem starken Aoriststamme lieber den Perfectstamm folgen zu lassen, weil dieser wie jener einfach gebildet ist. Aber Flexion und Formation bieten hier zu viele Schwierigkeiten, als dass sich dieser Gang für die

Praxis empföhle. Darum ist der dritte Stamm der Futurstamm, dessen Flexion wiederum ganz der des Präsensstammes gleicht. Die Formation aber bietet Gelegenheit die kurz vorhergehende Lehre vom reinen Verbalstamme auch in Bezug auf solche Verba zu verwerthen, die, wie die meisten Verba der vierten Classe, keinen starken Aorist besitzen. Hier zeigt sich, dass es nicht überflüssig war πραγ von πρασσ, κραγ von κραζ, τερ von τειρ, φαν von φαιν zu unterscheiden. Aber auch in Bezug auf viele Verben der dritten Classe kommt hier die Erkenntniss des Verbalstammes zur Verwendung. Zugleich aber sind mit Benutzung der Lautlehre die Umgestaltungen zu erörtern, die sich für den Verbalstamm aus der Verbindung mit Sigma ergeben. Das futurum contractum kann bei voller Bekanntschaft mit den verbis contractis keine Schwierigkeit machen.

Durch die Gemeinschaft des Sibilanten reiht sich der schwache Aoriststamm an den Futurstamm naturgemäss an. Bietet also die Formation hier wenig neues und eigenthümliches, so tritt dagegen in der Flexion durch das diesem Stamme eigne α und die besondern Ausgänge des Imperativs, Infinitivs und Particips viel neu einzuübendes hervor. Schwacher Aorist.

Eben dadurch wird aber zum Theil der Perfectstamm vorbereitet, der das α mit dem schwachen Aorist theilt und deshalb hier als fünftes Glied in der Kette seinen Platz findet. Die Hauptsache ist hier zunächst die Lehre von der Reduplication als dem eigentlichen Merkmal dieses Stammes. Durch die ganze Anordnung ist schon dafür gesorgt, dass nicht eine Vermischung zwischen Augment und Reduplication stattfindet. Beide Elemente sind nicht etwa bloss deshalb zu scheiden, weil die Wissenschaft sie als etwas durchaus verschiedenes, das Augment als Zeichen der vergangenen, die Reduplication als Zeichen der vollendeten Handlung, erwiesen hat, sondern auch aus praktischen Gründen, damit dem Irrthum vorgebeugt werde, als ob beide sich ausschlössen — während sie sich ja im Plusquamperfect verbinden — und als ob das Augment je anderswo als im Präteritum, also im Indicativ, auftreten könne. Selbst für Perfectstamm.

die Syntax ist diese strenge Unterscheidung wichtig, indem sich daraus von selbst ergibt, dass nur den augmentirten Formen von Anfang an die Bedeutung der Vergangenheit zukommt, während die an der Reduplication haftende Bedeutung der Vollendung über alle Formen des Perfectstammes sich erstreckt. Bei der sehr verschiedenen Weise, wie der Perfectstamm im Activ — grösstentheils durch einen Bindevocal — und im Medium — durchweg ohne diesen — mit den Personalendungen verbunden wird, treten Activ und Medium hier weiter aus einander, und auch überdies musste das Activ in zwei Bildungsweisen, die starke und schwache zerlegt werden. Dennoch liegt in der Einheit des reduplicirten Stammes das Bindeglied für alle diese Formen, deren Einübung offenbar das schwierigste in der ganzen griechischen Grammatik ist.

Passivstämme. Den Beschluss machen die beiden Passivstämme, voran derjenige, den wir, weil er im Vergleich zum andern sich enger an die Wurzel anschliesst, den starken nennen können. An ihm kann die Flexion beider Passivstämme eingeübt werden, die als Vorübung für die Verba auf $\mu\iota$ wesentlich neues bietet, während beim schwachen Passivstamme die Verbindung des Verbalstammes mit der für ihn charakteristischen Sylbe $\vartheta\varepsilon$, also die Formation, die Hauptsache ist.

Stark und schwach. Auf diese Weise ist, wie ich glaube, die Reihenfolge der Tempusstämme hinlänglich gerechtfertigt, die, in ihrer Vereinzelung nach einander dem Schüler eingeprägt, sich dann unter Benutzung der Uebersicht S. 126 ff. bei den ohnehin nothwendigen wiederholten Repetitionen zur Einheit des Verbums vereinigen müssen. Mit dieser Eintheilung hängt aber eine Neuerung in der Terminologie zusammen, welche nicht unangefochten geblieben ist, nämlich die Wahl der Ausdrücke stark und schwach für die früher als tempora secunda und prima bezeichneten Formen. Aus guten Gründen stellten wir sämmtliche tempora secunda in unserm Verbalsystem vor die tempora prima. Können wir nun dessen ungeachtet diese Bezeichnung beibehalten? Dürfen wir den Schüler dadurch irre führen, dass wir ihn lehren, eins sei zwei und zwei sei eins? Diese Zählung hat überdies

noch einen andern Uebelstand. Sie verführt zu der falschen Meinung, als ob von jedem Verbum beide Bildungen neben einander zu erwarten seien, während doch gerade umgekehrt die Regel die ist, dass entweder die eine oder die andre Form vorkommt. Ich halte daher eine Aenderung der Terminologie hier für unerlässlich. Zugleich aber ist eine durchgehende sämmtliche früher so genannte tempora secunda und prima umfassende Bezeichnung geboten. Aus diesem Grunde ist die Unterscheidung, welche sich für den activen und medialen Aorist wissenschaftlich zunächst darbietet, die zwischen einfach und zusammengesetzt, nicht durchführbar. Denn das von mir schwach benannte Perfect kann nicht als Zusammensetzung und der von mir stark benannte Passivaorist noch weniger als einfach erwiesen werden. Auch alt und neu wären unpassende Ausdrücke, namentlich wieder für die Passivaoriste. Dass die Ausdrücke stark und schwach auf den ersten Blick auch ihr bedenkliches haben, verkenne ich nicht. Aber sie haben wenigstens den Vortheil kurz, in der deutschen Grammatik — wenn auch nicht ganz in demselben Sinne — üblich und überdiess leicht fasslich zu sein. Dass solche Formen stark benannt werden, welche mehr aus innerer Triebkraft der Wurzel entspriessen, solche schwach, welche durch äusserlich hinzutretende Sylben gebildet werden, wird sicherlich auch dem Schüler leicht begreiflich zu machen sein, zumal da die Vergleichung mit der Doppelbildung des deutschen Präteritum (*nehme nahm* wie *τρέπω ἔτραπον*, *hege hegte* wie *λέγω ἔλεξα*) so nahe liegt. Dazu kommt der ziemlich weit reichende Parallelismus in Bezug auf intransitive und transitive Bedeutung bei den §. 329 aufgeführten Verben: *sank* und *senkte* wie *ἔδυν ἔδυσα*, *trank* und *tränkte* wie *ἔπιον ἔπισα*, *losch* und *löschte* wie *ἔσβην*, *ἔσβεσα*. So kenne ich noch immer keine Bezeichnung, welche bei so wenig Nachtheilen so viele Vorzüge bietet wie diese und behalte sie bei, bis jemand eine bessere in Vorschlag bringt. Kommt es doch bei nothwendigen Neuerungen überhaupt oft mehr darauf an, dass, als worüber man sich einigt.

Dagegen wird über die Reihenfolge der Verbalclas- Verbal-

classen. sen noch ein Wort hinzuzufügen sein. Nach dem von mir gewählten und vorhin begründeten Princip der Classeneintheilung ergibt sich die erste und die letzte Classe gewissermaassen von selbst. Beide bilden die äussersten Gegensätze. Innerhalb der ersten Classe findet gar kein Unterschied zwischen dem Verbal- und Präsensstamme statt, innerhalb der letzten ein so grosser, dass zwei wesentlich verschiedene Stämme sich vereinigen, mit denen oft noch ein dritter zur Einheit eines Verbums zusammentritt. Bei der Vertheilung der übrigen Classen folgte ich dem Princip, von den geringeren Veränderungen des Verbalstammes zu den stärkeren fortzuschreiten. Die Dehn-Classe (2) unterscheidet beide Stämme durch das blosse Gewicht der Vocale, die dritte oder T-Classe und die vierte oder I-Classe lässt jede einen einzigen Laut antreten, doch so, dass der I-Laut mehr oder weniger erhebliche Umgestaltungen des Stammes mit sich bringt. Die fünfte Classe lässt ihren Nasal bis zu den Sylben *αν* und *νε* anwachsen, die sechste hat den gewichtigen Zusatz *σκ* und zeigt schon durch die damit häufig verbundene inchoative Bedeutung, dass dieser Zusatz kein müssiger ist, der durch die nicht selten damit verbundene Reduplication noch mehr in's Gewicht fällt. Die siebente oder E-Classe könnte auf den ersten Blick sehr einfach erscheinen und mehr geeignet den ersten Classen eingereiht zu werden. Allein da das *ε* hier bald an dem Präsensstamme, bald aber auch am Verbalstamme zum Vorschein kommt und zur Vermittlung der verschiedensten Tempusbildungen dient, so tritt hier doch eine complicirtere Anomalie hervor, die auf die achte oder Mischclasse als diejenige vorbereitet, bei der, genau genommen, von Anomalie im vollen Sinne allein die Rede sein kann.

Zu §. 226.

Personalendungen. Ueber den Ursprung der Personalendungen wie über viele andre den Bau des Verbums betreffende Fragen findet sich ausführlichere Auskunft in meiner „Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen“ Berlin 1846, womit die neuere Darstellung von Bopp Vergl. Gr.

II² 260 ff.; Schleicher in seinem Compendium und meine Abhandlung ‚zur Chronologie der indogerm. Sprachf. S. 212', zu vergleichen ist.

In Bezug auf die Endungen *-αται*, *-ατο* habe ich mich jetzt der Auffassung Schleicher's (Comp.² 681, 692) angeschlossen, wonach das *a* einen ursprünglichen Theil der Endung bildet, hinter welchem, wie im sanskritischen *-atê*, *-ata* der Nasal verklungen ist wie im Acc. S. nach dem *a* und wie im negativen *ἀ* für *ἀν* *ἄ-τακτο-ς* neben *ἄν-ήνυτο-ς*.

Wichtig ist es festzuhalten und selbst dem Schüler, sobald er dazu reif ist, einzuschärfen, dass die 3 Pl. der historischen Tempora nur durch spätere Lautentstellung so häufig der 1 Sing. gleich geworden ist z. B. in *ἔ-λυ-ο-ν*, während die letztere ursprünglich *ἔ-λυ-ο-μ* lautete (vgl. lat. *er-a-m*, aber auch *inqua-m*, *(e)s-um*). Die Verwandlung des *m* in *n* kann hier sogar an einer geläufigen neuhochdeutschen Form anschaulich gemacht werden: ich b i n = ahd. *bi-m*. Die volle Endung der 3 Pl. in den historischen Temporibus war dagegen *-ντ*. Auch davon kann ohne Beihülfe entlegener Sprachen der blosse Blick auf lateinische Formen überzeugen. Lat. *er-a-nt* steht für *es-a-nt*, das dem ionischen *ἔσ-α-ν* entspricht, aber eben jenes *-nt* unversehrt bewahrt. Ja sogar die Griechen selbst unterschieden noch im dorischen Dialekt die beiden Personen, nämlich durch den Accent. Die 1 S. lautete *ἔ-λυ-ο-ν*, die 3 Pl. *ἐ-λύ-ο-ν* (Ahrens Dor. 28) und zwar, wie man längst erkannt hat, deshalb, weil die ursprüngliche Form der letzteren *ἐ-λυ-ο-ντ* war. Wegen der Positionslänge der 3 Pl. rückte der Accent hier auf die Pänultima vor, während ihn in der 1 Sing. nichts hinderte nach dem allgemeinen Betonungsgesetz der Verbalformen die vorhergehende Sylbe zu treffen.

Zu §. 228.

Die Vergleichung des griechischen Conjunctivs mit den lateinischen durch langes *a* charakterisirten Conjunctivformen ist von mir Tempora und Modi S. 264 ff. im Anschluss an Pott, aber im Gegensatz zu Bopp, und andern Gelehrten begründet. Schleicher S. 710 stimmt mit mir überein. Modi.

Das dem Optativ eigenthümliche Element, in den meisten Formen blosses Jota, zeigt sich auch in der volleren Gestalt der Sylbe *ιε* (z. B. *λύ-ο-ιε-ν*) und *ιη* (z. B. *θε-ίη-ν*). Diese vollere Gestalt ist wahrscheinlich die ursprünglichste. Sie weist auf eine vorgriechische Sylbe *jâ* oder *ja*, und *ι* ist als Verkürzung dieser Sylbe aufzufassen. In aoristischen Optativformen wie *λύ-σε-ια*, *λύ-σε-ια-ν* (§. 268) hat sich sogar das alte *α* unverändert erhalten, ebenso kann man das *α* des ionischen *μαχ-ο-ία-το* betrachten (§. 233 D. 6).

Zu §. 230.

Bindevocal. Der durchgreifende Unterschied der beiden Hauptconjugationen, welcher ganz in derselben Weise im Sanskrit wie im Griechischen zur Erscheinung kommt, ist von mir im Anschluss an frühere Darstellungen, namentlich Buttmann's, früher so aufgefasst, dass derselbe auf dem Vorhandensein oder Fehlen eines beweglichen, ursprünglich zur Verbindung von Stamm und Endung dienenden Vocals beruhe. Ich habe diese Auffassung Temp. und Modi S. 39 ff. ausführlicher begründet. Dort sind auch die Schwierigkeiten erörtert, welche den abweichenden Ansichten Bopp's, Pott's und andrer entgegenstehen. Der hier in Frage stehende Vocal, welcher im Griechischen zwischen *ε*, ο und *ω*, im Sanskrit nur zwischen *a* und *â* schwankt, wird dagegen von Schleicher als ein Bestandtheil des P r ä s e n s s t a m m e s aufgefasst (S. 763, 776), in der Art, dass z. B. *λυο λυε*, *φερο φερε*, im Skt. letzterem entsprechend *bhara* als Präsensstamm angesetzt wird. Diese Auffassung, welche ich bei der Ausarbeitung meiner Grammatik und der ersten Auflage dieser Schrift noch nicht theilte, ist nach meiner jetzigen Ueberzeugung die richtige. In meiner Abhandlung ‚zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung' (Abhandlungen der philolog.-histor. Classe der k. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. Bd. V) S. 225 ff. habe ich die Gründe, die mich dazu bestimmen, ausführlich dargelegt. Es würde hier zu weit und ganz über den Bereich dieser Erläuterungen hinaus führen, wollte ich darauf zurückkommen. Hier mag es genügen darauf hinzuweisen, dass jener Vocal schon dadurch,

dass er im Conjunctiv gedehnt und im Optativ mit dem Optativzeichen verbunden wird, sich als ziemlich fest und sesshaft erweist. Ich nenne ihn daher für wissenschaftliche Zwecke lieber den thematischen Vocal, und schwankte bei der Vorbereitung der 9. Aufl. der Grammatik lange, ob ich diesen Namen nicht auch in die Praxis einführen sollte. Dennoch konnte ich mich zu dieser Aenderung nicht entschliessen, von der ich einen wesentlichen Gewinn für die Schulgrammatik mir nicht versprach. Im Sanskrit, wo dieser Vocal überall *a* lautet und nur seine Quantität wechselt: *bharâ-mi, bhara-si, bhara-ti* kann man sehr leicht *bhara* als Stamm oder Thema ansetzen. Im Griechischen, wo der Vocal zwischen ο (ω) und ε schwankt, ist er doch zu beweglich, um ohne weiteres auch für den Schüler als Bestandtheil des Stammes, den er ja als „das feststehende" betrachten lernt, angesetzt werden zu können, zumal da man weder φερο noch φερε als Grundform ansetzen kann. Beide finden erst im skt. *bhara* ihre Einheit. Der thematische Vocal ist also in Wahrheit im Laufe der Sprachgeschichte zu einem halb beweglichen, den völlig feststehenden Theil des Stammes mit den durchaus beweglichen Endungen vermittelnden Element geworden, und ich sehe keinen zwingenden Grund des Namen Bindevocal, wenn wir ihn so erklären, dafür der Schulgrammatik zu entziehen. Der Schüler wird gerade aus diesem Namen am leichtesten die richtige Einsicht entnehmen, dass der fragliche Vocal, das Kennzeichen der ersten Hauptconjugation, dieser den Charakter einer gewissen gleichmässigen Beweglichkeit gibt. Denn wenn wir streng wissenschaftlich nach der so eben vorgetragenen Ansicht die beiden Hauptconjugationen unterscheiden wollen, so werden wir sagen, dass die erste, bei weitem häufigste, vor den Personalendungen einen wandelbaren, die zweite, wenn überhaupt einen, einen, vom Quantitätswechsel abgesehen, unwandelbaren Vocal vor den Personalendungen hat.

Zu §. 234, 235.

Das Augment ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein demonstrativer Pronominalstamm, der im Sinne des deutschen Augment.

da, damals, auf eine vergangene Zeit hinweist (Tempora und Modi S. 128 ff., Schleicher Comp. 749). Dasselbe lautete im Griechischen ursprünglich ebenso wie im Sanskrit, nämlich *ἀ*, von welcher Gestalt sogar in griechischen Mundarten (Ahrens Aeol. 229, dazu noch *ἄσβεσθε διέφθειρε* Hesych.) noch einige Spuren übrig geblieben sind. Vor Consonanten ward *α* in der Regel zu *ε*, vor Vocalen nahm es die Gestalt des anlautenden Vocals an und floss mit diesem in eine lange Sylbe zusammen. So können wir uns dor. *ἆγο-ν* und *ἀ-αγ-ο-ν* entstanden denken, woraus in der ionischen Mundart *ἦγον* werden musste. Dem griech. *ὦρ-το* entspricht (Grundz. 323) skt. *âr-ta*, das aus *a-ar-ta* hervorging. Gewiss war diese Zusammenziehung schon eingetreten, ehe sich *a* in die drei Laute *a e o* spaltete, und als nun die W. *ar* sich im Griechischen mit O-Laut fixirte, stand *ὦρ-το* ebenso einem *ὄρ-νυ-μι* gegenüber, wie in einer früheren Sprachperiode *âr-ta* einem *ar-nau-mi*. Ebenso natürlich bei anlautendem *ε*, z. B. in *ἦσαν* = skt. *âsan*, neben *ἐσ-τί* = skt. *as-ti*. Bei anlautendem *ι* und *υ* könnte man nun allerdings einen Diphthong erwarten. Aber es ist wohl zu beachten, dass die primitiven Verbalstämme mit solchem Anlaut nicht eben zahlreich sind. So folgten sie der Analogie der mit harten Vocalen anlautenden, und es bildete sich allmählich das Sprachgefühl aus, dass das Augment (*αὔξησις*) eben nur das, was sein Name sagt, ein Zuwachs sei. Auch die Beweglichkeit des Augments theilt das Griechische mit dem Sanskrit. Es wäre aber sehr verfehlt aus der Thatsache, dass in der Dichtersprache das Augment fehlen kann, zu schliessen, es sei ein unwesentlicher Bestandtheil. Nicht selten gibt die Sprache einzelne Bezeichnungsmittel wieder auf, nachdem sie durch diese Mittel zur Ausprägung so scharf unterschiedener Formen gelangt ist, dass sie nun der ursprünglichen Elemente nicht unbedingt mehr bedarf.

Die Verdoppelung des *ρ* nach dem Augment hat ihren Grund darin, dass vor diesem in der Regel ein Consonant ausgefallen ist, den wir oft mit Hülfe der verwandten Sprachen wieder zu erkennen vermögen z. B. in *ἔ-ρρε-ο-ν* d. i. *ἔ-σρεϝ-ο-ν* = skt. *a-srav-a-m* von der W. *σρυ* = skt. *sru*

Grundz. 329, *ἔ-ρρεπ-ο-ν* d. i. *ἔ-ϝρεπ-ο-ν* von einer ebenda S. 327 nachgewiesenen W. *ϝρεπ*, deren *ϝ* auch in *καλα-ῦροψ* vorliegt.

Zu §. 236.

Auch hier erklärt sich die scheinbare Unregelmässigkeit der Sprache aus ihrer Vergangenheit, worauf schon die Anmerkung hinweist. Mit Ausnahme von *ἐάω*, über dessen Ursprung bisher nur Vermuthungen vorliegen, ist der ursprünglich consonantische Anlaut für sämmtliche hier aufgeführte Verba erwiesen. Ueber *ἐθίζω* Grundz. 236, *ἑλίσσω* (vgl. *vol-v-o*) 334, *ἕλκ-ω* 131, *ἕπ-ο-μαι* (vgl. *sequor*) 420, *ἐργάζομαι* (d. Werk) 171, *ἕρπ-ω* (lat. *serpo*) 249, *ἑστιάω* (*ἑστία* = *Vesta*) 370, *ἔχ-ω* 182, *εἵμην* 373, *εἷλ-ο-ν* 509, *εἷσα* (lat. *sed-e-o*) 225.

Zu §. 237.

Auch die hier verzeichneten Erscheinungen erklären sich sämmtlich aus einem vorn abgefallenen Consonanten. Ueber *ἁνδάνω* Grundz. 214, *οὐρέω* 326, *ὠθέω* 244, *ὠνέ-ο-μαι* 300. *ἑορτάζω* steht für *ἐϝορτάζω* (529) mit vorgeschlagenem *ε* (vgl. S. 32). — Der ausfallende Consonant wurde gern ersetzt und zwar ursprünglich wohl durch Dehnung des vorhergehenden Vocals (vgl. *βασιλῆος* oben S. 65), daher homer. *ἠ-είδ-η* = *ἐ-ϝείδ-η* (§. 317, 6 D), dann aber auch umgekehrt des folgenden (vgl. *βασιλέως*), daher *ἑήνδαν-ο-ν*, *ἑωνοχόει*, scheinbar mit doppeltem Augment, *ἑάλω-ν* (§. 324, 17), *ἑ-ώρα-ο-ν* (W. *ϝορ* Grundz. 324), *ἀν-έῳγ-ο-ν*. — Um die Aufhellung dieser Thatsachen hat sich Ebel verdient gemacht (Kuhn's Zeitschr. IV, 170 ff.) — Diejenigen Unregelmässigkeiten, welche nach der Anordnung meiner Grammatik hier noch nicht zur Sprache kommen konnten, weil sie Aoriststämmen oder den späteren Verbalclassen angehörten, wird der Lehrer mit dem hier verzeichneten um so leichter in Verbindung bringen, da Rückweisungen auf diese Paragraphen nie unterlassen sind.

Zu §. 238.

Die Stellung des Augments — und der Reduplication — zwischen Präposition und Verbalform erweist sich in der

Wortbildung (§. 356) als eine tief im Bau der Sprache begründete. Die Präposition behielt für das Sprachgefühl immer eine gewisse Selbständigkeit, erst hinter ihr beginnt die eigentliche Verbalform. Der Schüler wird, sobald er (vgl. §. 446) bei Homer die freie Stellung der Präpositionen und ihre Lösbarkeit von den durch sie bestimmten Verben wahrnimmt, durch einen Wink darauf hingewiesen werden können, dass die Stellung des Augments auf demselben Grunde ruht.

Zu §. 243 D. 3.

Zerdehnung. In der Annahme einer „Zerdehnung" habe ich mich der herkömmlichen Lehrweise angeschlossen. Das bedarf ein Wort der Rechtfertigung. Es ist dies einer der wenigen Fälle, in welchen ich mit Bewusstsein in meine Grammatik eine Darstellung aufgenommen habe, die ich als dem wahren sprachgeschichtlichen Hergange widersprechend erkenne. Dass Formen wie ὁρόω, ὁράᾳς nicht wirklich aus den contrahirten ὁρῶ, ὁρᾷς entstanden, dass sie vielmehr eine Mittelstufe sind zwischen ὁράω, ὁράεις und ὁρῶ, ὁρᾷς, konnte niemand, der für die Geschichte der Sprache einen offenen Blick hat, entgehen, und seit vielen Jahren behandle ich diese Formen in meinen Vorlesungen in diesem Sinne. Ich bin daher in der Hauptsache ganz einverstanden mit der Auffassung, welche Leo Meyer in der Zeitschr. f. vergl. Sprachf. X, S. 45 ff. und Vergleichende Grammatik I, S. 292 ff. ausführt.

Alle Contraction ungleicher harter Vocale in einen langen Vocal beruht auf zwei Vorgängen, darauf dass der eine Vocal dem andern gleich wird, und darauf dass beide gleich gewordenen in eine Länge zusammenfliessen. Diese beiden Acte werden in der Sprachgeschichte in der Regel zeitlich von einander getrennt gewesen sein, und unbedingt muss der erste dem zweiten voraufgehen. Die homerische Sprache bewahrt uns nun hier, wie oft, die Ergebnisse verschiedener Sprachperioden neben einander: das ganz unveränderte ναιετάω, das assimilirte ὁρόω, das contrahirte ὁρώμενος. Ueber das Vorkommen der verschiedenen Formen vgl. I. Bekker Hom. Blätter S. 47. Die vocalische Assimilation ist eine Erscheinung, die durchaus nicht bloss als Vorstufe der Contraction

vorkommt, sondern sich auch selbständig findet z. B. in δεδάασθαι §. 326 D. 40 = δεδά-ε σθαι, in φαάντατος aus φαεντατος, verkürzt aus φαεινότατος, ebenso in φαάν-θη statt φαέν-θη, γοάασκον aus γοάεσκον, σόο-ς aus σάο-ς (vgl. σαώτερο-ς), ähnlich in νηπιάας neben νηπιέη (Grundform νηπια-jα). Bei dieser Assimilation tritt die Kraft am deutlichsten hervor, die der eine Vocal auf den andern übt. Der dumpfere O-Laut überwindet eben auf dieser Vorstufe schon den helleren A-Laut, dieser aber umgekehrt den mittleren E-Laut (§. 37, 38). Deshalb ist die Assimilation im ersteren Falle regressiv, im andern progressiv.

So weit ist alles einfach, so einfach, dass eine solche Lehre auch unbedenklich in die Schulgrammatik aufgenommen werden könnte. Nun aber gibt es Formen wie ὁρόωσα, ὁρόωσι, ὁρόωνται, bei denen mit den bisher besprochenen Vorgängen nicht auszukommen ist. Denn danach wäre ὁρόουσα, ὁρόουσι, ὁρόωνται zu erwarten. Leo Meyer findet sich mit den beiden ersten Formen in einer freilich wenig befriedigenden Weise ab, nimmt aber in Bezug auf die dritte und ebenso in Bezug auf βοόωντα, ὁρόῳεν und ähnliches ohne weiteres an, dass sie bei der Feststellung des homerischen Textes verschrieben und von uns vielmehr durch ὁρόονται, βοόοντα, ὁρόοιεν zu ersetzen seien. Dies Verfahren wäre, selbst wenn es sich wissenschaftlich rechtfertigen liesse, für die Schulgrammatik unbedingt unstatthaft. Denn diese darf nur wirklich gebrauchte, nicht auf Conjectur beruhende Formen lehren. Aber auch vom Standpunkt der Wissenschaft aus ist jene Hypothese nicht bloss sehr kühn, sondern ganz unhaltbar. Es liegt auf der Hand, dass nach attisch-ionischen Contractionsgesetzen aus ὁρόονται, βοόοντα, ὁρόοιεν niemals etwas andres als ὁροῦνται, βοοῦντα, ὁροῖεν hätte hervorgehen können. Leo Meyer S. 53 sucht diesen Einwand mit der Bemerkung zu entkräften: „ein viel älteres und durchgreifenderes Gesetz ist, dass zwei gleiche Vocale in ihre Länge zusammenfliessen.“ Aber es handelt sich hier gar nicht um sehr alte, sondern um verhältnissmässig junge d. h. um Formen einer historisch nachweisbaren Periode griechischen Sprachlebens. Zur Zeit da die Contraction anfing durchzu-

dringen muss zwischen den Vocalen von νόος und denen von ὁρόωντα ein Unterschied gewesen sein. Sonst hätte nicht aus jenem νοῦς, aus diesem ὁρῶντα hervorgehen können. Welche Verwegenheit ist es nun massenhaft überlieferte homerische Formen für verschrieben zu erklären, um zu einer Gleichmässigkeit zu gelangen, die doch wieder keine ist! Die wirklichen Formen ὁρῶνται, βοῶντα, ὁρῷεν zeugen für das Vorhandensein der in unsern homerischen Texten vorhandenen ὁρόωνται, βοόωντα, ὁρόῳεν. Aber wie erklärt sich das seltsame ω, dem in ὁράᾳς das lange α zur Seite steht? Ich glaube im Zusammenhange mit einer andern Dehnung, die ebenfalls auf den ersten Blick sehr befremdlich ist. Aus δρά-οι-μι wird δρώ-οι-μι, aus μναόμενος μνωόμενος, ähnlich ὑπνώοντας aus ὑπνόοντας. Mit der Assimilation ist hier eine Quantitätsveränderung verbunden von ebenso schwankendem Charakter wie in βασιλῆος neben βασιλέως, βασιλῆα neben βασιλέᾱ und wie bei den vorhin besprochenen Augmenterscheinungen. Dort erklärte sich dies Streben der Sprache nach Dehnung aus dem Trieb einen ausgefallenen Spiranten zu ersetzen. Ebenso hier. -αω, -εω, -οω sind — wie schon oben erwähnt ward — aus der Form *-ajâ-mi* hervorgegangen. Der Ausfall des *j* — das anderswo vocalisirt erscheint: νεικείω, παλαίω — bewirkt Dehnung bald des vorhergehenden Vocals πεινάων, δρώ-οι-μι, bald des folgenden: ὁρόωντα, ὁρόωσι, ebenso φόως = φα(ϝ)ος. Allerdings aber ist einigemal beides verbunden: δρώωσι, ἡβώωσι, und kann auch beides unterbleiben: ἀοιδιάουσα. Die fraglichen Dehnungen weiter zu verfolgen liegt mir hier fern, sonst müssten noch manche andre mundartliche Formen mit erörtert werden, so namentlich die dorischen Formen wie ἐμετρίωμες = ἐμετροῦμεν, ὁμιώμενοι = ὁμούμενοι, welche Ahrens dor. 210 ff. erläutert. Denn auch bei diesen ist die Länge des Vocals augenscheinlich auf denselben Anlass zurückzuführen.

Dies ist in der Kürze meine Auffassung der fraglichen Erscheinung, die man mit dem vergleichen mag, was Dietrich in Kuhn's Zeitschr. X. S. 434 ebenfalls im Gegensatz zu Leo Meyer's Aufstellungen ausgeführt hat. Ich treffe in vielen, aber nicht in allen Punkten mit den dort gegebenen Erklä-

rungen überein. Da hierbei auf jeden Fall noch manche Controversen unerledigt bleiben, so habe ich auch jetzt noch meine Lust, wenigstens etwas von der richtigeren Erkenntniss in die Grammatik aufzunehmen, bezwungen und lieber die alte Lehre stehen lassen, die wenigstens den Vortheil für sich hat, sehr einfach und fasslich zu sein.

Zu §. 245 ff.

Bei der Unterscheidung der Verbalclassen ist durchweg auch auf die Nominalbildung aufmerksam gemacht, weil der reine Verbalstamm oft in dieser am deutlichsten hervortritt, ja sogar, wenn starke Tempora nicht aus ihm entwickelt werden, nur dort nachweisbar ist. Je weniger die Wortbildungslehre als solche Gegenstand des Unterrichts zu sein pflegt, desto wichtiger wird es sein, die wichtigsten Nominalbildungen gelegentlich zur Sprache zu bringen und dadurch nicht bloss eine Fülle von Wörtern dem Gedächtniss einzuprägen, sondern auch dem Schüler den Sinn dafür zu öffnen, dass solche Wörter nicht blosse „Vocabeln“ sind, die man im Lexikon nachschlägt, sondern wesentliche, zur Verbalbildung in innigster Beziehung stehende Sprachkörper. Verbal- und Nominal-Stämme.

Zu §. 248.

Die Dehnung des Stammvocals ergibt sich hier um so mehr als eine organische, da die gedehnte Form die breitere Handlung des Präsensstammes bezeichnet: *λείπ-ειν* im Unterschied von *λιπ-εῖν*. Hier vereinigen sich also die Laut-, die Flexionslehre und die Syntax (§. 484 ff.). Von dieser Bildung des Präsensstammes sind im Lateinischen nur noch dürftige Reste z. B. in *dīc-o* W. *dĭc* (*causi-dĭc-u-s*), *fīd-o* (älter *feid-o*) W. *fĭd* (*fĭd-ê-s*), *dūc-o* (älter *douc-o*) W. *dŭc* (*dux*, *dŭcis*). Dehnclasse.

Zu §. 249.

Die Versuche das *τ* dieser Classe weiter zu erklären, können bisher nicht als gelungen betrachtet werden. Darüber Grundz. 621 ff. Um so gewisser ist die Uebereinstimmung mit lateinischen Verben wie *plec-t-o*, *nec-t-o*. T-Classe.

Zu §. 250.

I-Classe. Die hier in Betracht kommenden Lautübergänge sind schon oben S. 37 besprochen. Die Verba der vierten Classe sind lateinischen wie *fac-i-o* Verbalst. *fac*, *fod-i-o* Verbalst. *fod*, *pat-i-or* Verbalst. *pat* zu vergleichen, deren Eigenthümlichkeit eben auch darin besteht, dass das *i* nur dem Präsensstamme angehört. Im Sanskrit wird die entsprechende Classe dadurch gebildet, dass die Sylbe *ja* (oder *jâ*) an den Verbalstamm antritt z. B. W. *kup*, Präsensst. *kup-ja*, 1 Sing. Praes. *kup-jâ-mi* ich gerathe in Wallung (vgl. *cup-io*). Da wir nun in derselben Sprache der W. *jâ* begegnen, welche gehen bedeutet, und sich gerade so zu dem kürzeren *i* verhält wie gr. *ἰέ-ναι* zu *ἴ-μεναι*, so halte ich es mit Bopp (Vgl. Gr. II, 357) und andern Gelehrten für durchaus wahrscheinlich, dass der Präsensstamm dieser Verba auf einer Zusammensetzung mit dieser Wurzel beruht. Die ursprünglich vorauszusetzende intransitive Bedeutung ist bei vielen dieser Verba im Sanskrit wirklich nachweisbar (vgl. Tempora u. Modi S. 88). Für das Griechische ist dieser Zusatz zu einem rein formalen Bildungsmittel geworden, das neben andern zur Unterscheidung des Präsensstammes vom Verbalstamme dient. Aber insofern die durch den Präsensstamm ausgedrückte Handlung sehr häufig das Streben und Trachten nach Realisirung dessen bezeichnet, was der Verbalstamm ausdrückt, lässt sich immer noch ein Band zwischen Ursprung unh Bedeutung wahrnehmen. Man denke an deutsche Verbindungen wie betteln gehn, und das volksthümliche sitzen gehn d. i. sich setzen.

Zu §. 258 ff.

Futur-Stamm. Beim Futurstamm war es nöthig für die Bedürfnisse des Unterrichts von dem etwas abzuweichen, was die vergleichende Grammatik ermittelt hat. Letzteres läuft wesentlich auf folgendes hinaus. Die Futurbildung hat sich bei den Griechen nirgend vollständiger erhalten, als in der dorischen Mundart. Hier zeigt sich ausser dem *σ* noch ein Jota, welches wie im Präsensstamme der vierten Classe, einem

Jod des Sanskrit gleichkommt. Ein dorisches Futurum wie *δω-σίω* entspricht dem skt. *dâ-sjâ-mi.* Aber bei den Doriern selbst hielt sich das Jota nur noch vor *ω* und *ο* (Ahrens 210), ward aber sonst in *ε* verwandelt: *δωσέεις* und contrahirt *δωσεῖς* (Grundzüge 555). In dieser Gestalt ist die vollere Form unter dem Namen *Futurum doricum* (§. 264) selbst den Attikern nicht fremd z. B. *πλευ-σοῦ-μαι.* Meistens freilich ward der ursprüngliche Spirant Jod völlig verdrängt. Sigma allein blieb der charakteristische Laut des Futurums. Und da wir für die attische Sprache Stämme aufzustellen hatten, so konnte der Futurstamm hier nur *λῦσ* lauten. Was den Ursprung dieser Futurbildung betrifft, so schliesse ich mich jetzt im Unterschied von meiner in den Tempora u. Modi (S. 317) gegebenen Darstellung der Ansicht Schleicher's (Comp. [3] S. 819) an, welcher darin eine Zusammensetzung mit dem Futurum des Verbum substantivum erkennt. (Zur Chronologie der indog. Sprachf. S. 243.) Aus der Wurzel *as* (gr. *ἐς*) entwickelte die Sprache eine Präsensform nach der vierten Classe, welche *as-jâ-mi* lautete und uns im lat. *ero* d. i. *es-io* erhalten ist. Das Medium dazu ist das griechische *ἔσσομαι* d. i. *ἐσιομαι.* Wie wir oben vermutheten, bedeutet der Zusatz *jâ-mi* ursprünglich ich gehe, das vorausgesetzte *ἐσ-ιω* also ich gehe sein, woraus die Bedeutung des Futurums sich sehr leicht entwickelt. Man vergleiche nur das französ. *je vais faire*, das lateinische *datum iri* mit seinem seltenen activen Correlat *datum ire = daturum esse.* Mit diesem *ἐσ-ιω* ich gehe sein oder ich werde sein mussten nun die übrigen Verba, um zu einem Futurum zu gelangen componirt werden, in derselben Weise wie im Lateinischen die Perfectstämme mit *ero* z. B. *cecid-ero*, um das ihnen angemessene Futurum, nämlich das futurum exactum zu bilden. Dass bei dieser Zusammensetzung das *ε* der Wurzel verloren ging, kann um so weniger befremden, je häufiger der Vocal auch sonst in manchen Sprachen schwindet z. B. im lat. *s-u-mus, s-u-nt* für *es-u-mus, es-u-nt.* Da wir bei den Stämmen auf *λ, ρ, μ, ν* im Futurum einem *ε* begegnen: *μεν-έ-ω*, hinter welchem ohne Zweifel ein Sigma ausgefallen ist, so dass wir zu *μεν-ε-σ-ω* für *μεν-εσιω* gelangen, so könnte man auf

die Vermuthung gerathen, das hier erscheinende *ε* sei eben jenes der W. *ἐς* angehörige und *μεν-εσιω* verhalte sich zu *πραχ-σιω* wie das griechische *ἐσ-μέν* zum lateinischen *s-u-mus*. Allein da wir im Sanskrit an gleicher Stelle einem Vocal begegnen, der nur als Hülfsvocal oder genauer ausgedrückt als ein aus dem vorhergehenden Dauerlaut sich unwillkürlich entwickelndes Element aufgefasst werden kann z. B. in *tan-i-shjâ-mi*, das dem griech. *τεν-έ-ω* (d. i. *τεν-ε-σιω*) gleichkommt, so ist doch die im Text der Grammatik vorgetragene Ansicht, dass auch das griechische *ε* ein solcher Vocal sei, die natürlichere. Zwischen zwei Vocalen musste nach griechischen Lautgesetzen das *σ* schwinden, darum ging es in *τεν-ε-σι-ω* verloren, während es in *πραχ-σίω*, *πράξω* blieb. Die von einigen jüngeren Sprachforschern aufgestellte Behauptung *τεν-έω* sei eine ganz andre, niemals mit *σ* behaftete Bildung, wird am besten durch Formen wie *κέλ-σω*, *κύρ-σω* widerlegt, aus denen hervorgeht, dass von Anfang an auch die Liquidae und Nasale die Verbindung mit *σ* nicht scheuten. Der Unterschied ist ein rein lautlicher, weshalb auch bei der Futurbildung die Anwendung der Ausdrücke stark und schwach völlig unstatthaft ward. *)

Zu §. 265.

Die hier aufgeführten Futura sind Reste einer älteren Bildung ohne Sigma, mithin ohne Zusammensetzung. Die Präsensform fungirt hier wie bei *εἶμι* (§. 314 Anm.) für das Futurum mit.

Zu §. 267.

Schwacher Aorist. Das *σ* des schwachen Aorists wird allgemein auf denselben Ursprung, wie das des Futurums zurückgeführt, auf die W. *ἐς*. Aber während das Futurum mit einem besonders gebildeten Präsensstamme dieser W. zusammengesetzt ist, geht der Verbalstamm im schwachen Aorist die Verbindung mit dem reinen Verbalstamm *ἐς* ein, welchem aber zur ge-

*) Eine etwas abweichende Ansicht über die Futura auf *-έω* entwickelt Leskien Stud. II, 79 f.

läufigeren Flexion der feste Vocal *α* hinzugefügt ist. Wir begegnen derselben Anfügung im Präteritum skt. *ás-a-m* gr. *ἦ-α* für *ἤσ-α-μ* lat. *er-a-m* für *es-a-m*. Der Stamm *λῦ-σα* bedeutete also eigentlich lösen sein, *ἔ-λυ-σα* ich war lösen oder lösend. Der schwache Aorist verhält sich demnach zum starken ähnlich wie lat. *solutus est* zum griechischen *λέλυ-ται*. Wir haben es mit einem Hülfsverbum zu thun, das zur Umschreibung dient, im Aorist aber wie im Futurum mit dem Verbalstamm vollständig verwachsen ist. — Für die Stämme auf *λ ρ μ ν* schlug die Sprache beim Aorist einen von der Futurbildung verschiedenen Weg ein. Sie bediente sich keines Hülfsvocals, sondern liess jene Consonanten ursprünglich mit dem wenig gefügigen Sigma unmittelbar zusammenstossen. Selten hielt das Sigma den Zusammenstoss aus: *ἔ-κελ-σα*, *ἔ-κυρ-σα*, *ἔ-στελ-σα* (Hesych.). In der Regel ging es verloren und zwar entweder — und das dürfte die ältere Weise sein — indem es dem vorhergehenden Consonanten gleich ward: aeol. *ἔ-τεννα* = *ἔ-τεν-σα*, homer. *ὤφελλα*, oder indem es gänzlich schwand und in der Ersatzdehnung die einzige Spur seiner dereinstigen Existenz hinterliess: *ἔτεινα*, *ὤφειλα*, *ἔστειλα*. — Die wenigen unsigmatischen Aoriste, welche von andern Verbalstämmen gebildet werden, erklären sich wohl in ähnlicher Weise. Dem Zusammentreffen zu vieler Consonanten wich die Sprache aus, indem sie ursprüngliches *εἶπ-σα*, *ἤνεγκ-σα* zu *εἶπα*, *ἤνεγκα* kürzte.

Zu §. 272 ff.

Der Perfectstamm mit seinen zahlreichen Formen erfordert eine etwas eingehendere Besprechung. Das eigentliche und wesentliche Zeichen dieses Stammes ist die Reduplication. Ueber die Absicht, welche der Sprachgeist verfolgte, indem er dies Mittel im Perfectstamme anwendete, kann nach dem was von Bopp Vergl. Gr. II 388, von Pott namentlich in seiner „Doppelung“ S. 205 ff., von mir in meinen Tempora und Modi S. 171 ff. und von andern darüber bemerkt ist, kaum ein Zweifel bestehen. Der Perfectstamm bezeichnet die vollendete Handlung. Die Sprache erreicht dies durch dasselbe Mittel, dessen sie sich häufig zur Bildung Perfect-Stamm.

von intensiven Verben und überhaupt zum Ausdruck mannichfaltiger Begriffsverstärkung bedient. *πε-φευγ* im Unterschied von *φυγ*, aber auch von *φευγ* drückt auf die sinnlichste Weise die Handlung als zu ihrer vollen Ausführung gelangt aus. Eben darum wird die Stammsylbe hier auch noch in mancher andern Weise verstärkt. Dass die griechische Sprache den Perfectstamm wenigstens während ihrer Blüthezeit ausschliesslich in diesem offenbar ursprünglichsten Sinne gebraucht, ist eine hohe Alterthümlichkeit, wodurch sie alle übrigen Glieder des indogermanischen Sprachstamms überragt und in Bezug auf die Tempusbildung mehr als irgend eine andere geeignet ist, die anfänglichen Intentionen des Sprachgeistes zur Anschauung zu bringen. Freilich würde auch dieser Vorzug der Griechensprache schwerlich als solcher erkannt sein, böten uns nicht die andern verwandten Sprachen den Stoff zur Vergleichung dar.

Was die Form der Reduplication betrifft, so wird es hier genügen darauf hinzuweisen, dass nur durch Zufall die Reduplicationssylbe vor gewissen doppelten Consonanten dem Augment gleichlautend wird. Dieser Zufall reiht sich freilich auch wieder in eine weit greifende Neigung der Sprache ein, ein Uebermaass von Gleichklang in unmittelbar auf einander folgenden Sylben zu beseitigen. Näheres darüber Grundzüge 659 ff.

Durch die Reduplication werden sämmtliche Formen des Perfectstammes, so sehr sie sich auch sonst ihrer Bildung nach unterscheiden mögen, als ein ganzes zusammengehalten, dessen Einheit selbst vom Standpunkt praktischer Einübung aus nicht verdunkelt werden durfte. Am reinsten und, so zu sagen, nacktesten zeigt sich der reduplicirte Stamm im Medium, wo die Endungen unvermittelt an ihn herantreten: *λέ-λυ-μαι*, *πέ-πραγ-μαι*. Hier gibt es nur eine einzige Bildungsweise. Der Unterschied zwischen starker und schwacher Form, der bei den Aoristen sich in der völligen Sonderung zweier gänzlich verschiedener Stämme geltend machte, kommt beim Perfectstamm nur im Activ und auch hier nur als eine verschiedene Bildungsweise des einen Perfectstammes in Betracht. Auch dem Schüler muss dies klar gemacht, er muss

darauf hingewiesen werden, dass dieser Unterschied hier gewissermaassen etwas secundäres ist.

Während der Perfectstamm im Medium nach Art der Conjugation auf -μι seine Personalendungen unmittelbar mit sich verbindet, bedient er sich im Activ in der Regel eines vermittelnden Vocals: πεπράγ-α-μεν im Unterschied von πέπραγ-μαι. Der Ursprung dieses Vocals wird kaum ein andrer sein als der des „Binde-" oder thematischen Vocals im Präsensstamme. Die ohne solchen Vocal gebildeten Formen wie ἴδ-μεν, später ἴσ-μεν, βέβα-μεν, ἕστα-τε konnten gesondert für sich §. 317 behandelt werden. Auf die in Bezug auf einige Formen abweichende Ansicht Schleicher's Comp.[2] S. 731, 737 von dem Vocal α im Perfect kann ich hier nicht näher eingehen. Aber schon aus dem gesagten wird deutlich genug hervorgehen, warum man das α nicht etwa wie im schwachen Aorist, als einen wesentlichen Theil des Stammes betrachten, also nicht einen Stamm πεπραγα, γεγονα ansetzen darf. Man beachte überdies, dass das α im Aorist als charakteristischer Vocal selbst die Modi und Verbalnomina durchdringt: λύσα-ι-μι, λυσά-τω, λύσα-σθαι u. s. w., während dies im Perfect nicht der Fall ist: πεπράγ-ο-ι-μι, πεπραγ-έναι. Hier treten ganz andre Vocale hervor. Actives Perfect.

Die ältere Grammatik unterschied im Activ das *perfectum secundum* und das *perfectum primum*. Zu ersterem rechnete man alle diejenigen Formen, welche in der 1 Sing. das α ohne weiteren Zusatz mit dem reduplicirten Stamme verbinden: γέγον-α, πέπρᾱγ-α, zu letzterem eine doppelte Classe von Perfecten, die mit κ gebildeten und die aspirirten. Allein man braucht gar nicht auf den Ursprung dieser Formen einzugehn, sondern nur die thatsächlich gegebenen etwas schärfer in's Auge zu fassen, um sofort zu erkennen, dass zwar die Formen mit κ sich als eine besondre Classe absondern lassen, die aspirirten aber keineswegs. Zunächst nämlich würde sich bei dem Versuch, nach alter Weise das aspirirte Perfect als eine besondre Bildung hinzustellen, die Frage erheben, wohin wir die Perfecta solcher Stämme stellen sollen, die auf eine Aspirata ausgehen. γέγραφ-α wird als *perfectum primum* betrachtet. Man nimmt also an, dass hier Aspirirtes Perfect.

die Aspiration zwar beabsichtigt, aber wegen der schon vorhandenen Aspirata nicht zu besonderer Geltung gekommen sei. In diesem Falle könnte man sich sogar auf die Kürze des Stammvocals berufen, insofern als γέγρᾰφα sich dadurch von λέληϑα unterscheidet. Diese Kürze, sagt man, zeigt, dass γέγραφα nicht in die Analogie der s. g. *perfecta secunda* gehört. Aber was machen wir mit ἀλήλιφ-α, ὀρώρυχ-α? Bei der attischen Reduplication wird die Pänultima in der Regel nicht gedehnt: ἀκήκο-α, ἐλήλυϑ-α. Da die Aspirata sich nun auch in ἀλείφω, διώρυχος, also ganz unabhängig vom Perfectstamme zeigt, so hat es doch hier viel mehr Sinn ein *perfectum secundum* anzunehmen. Aber weiter. Schon Buttmann (Ausf. Gr. I, 410) erkannte, dass von jenen Vocalveränderungen, welche man als das charakteristische des s. g. *perfectum secundum* zu betrachten pflegte, gar manches auch mit und neben der Aspiration erscheine. Wer wegen des Mangels einer Vocalveränderung γέγραφα für ein *primum* erklärt, wird, will er consequent sein, πέπομφα, κέκλοφα, τέτροφα wegen des Vorhaudenseins einer solchen Veränderung für *secunda* halten müssen. Diese *perfecta secunda* haben aber mit den Stämmen πεμπ, κλεπ, τρεπ verglichen das Plus eines Hauches, sie sind aspirirt. Wer also dennoch den Unterschied zwischen *primum* und *secundum* in alter Weise aufrecht erhalten will, der muss entweder zugeben, dass die Aspiration kein ausschliessliches Merkmal des *perfectum primum*, oder dass umgekehrt die Vocalveränderungen kein ausschliessliches Merkmal des *secundum* sind. Im ersteren Falle hört jeder Grund auf die aspirirten Formen als eine besondre Bildungsweise von den nicht aspirirten zu trennen, im zweiten jeder Grund, Formen wie γέγραφα für verschieden von λέληϑα zu halten. In beiden Fällen ergibt sich als unzweifelhaftes Resultat, dass eine feste Gränze zwischen den beiden Bildungsweisen gar nicht zu ziehen ist.

Weil man dies fühlte, hat man den aspirirten Formen in der Anlehnung an die Formen mit κ eine Stütze zu geben gesucht. Buttmann S. 408 setzt „ἁ als den eigentlichen Ausgang dieses Perfects“ an und oft genug ist es ihm nachgesprochen, dass dieser Spiritus mit einer vorhergehenden

gutturalen und labialen Muta zur Aspirata werde, sich aber „zwischen zwei Vocalen und nach einer *liquida*, um hörbar zu werden, in κ verwandle.“ Die Sprachwissenschaft weiss aber von einem solchen Uebergang des Spiritus asper in κ gar nichts. Jenes Minimum eines Lautes, welches wir Spiritus asper nennen, erscheint im Griechischen fast nur als das letzte residuum eines Spiranten. Es würde der Analogie aller Lautgeschichte widersprechen, wenn aus diesem Schatten eines Lautes der kräftige gutturale Laut des κ entspränge. Niemand, der auch nur die mindeste Kenntniss von dem hat, was man die Elemente der vergleichenden Lautlehre nennen kann, wird auch nur auf einen Augenblick einer Lehre beistimmen, die für Buttmann's Zeit scharfsinnig erdacht und schon um des Strebens wegen anzuerkennen war, Einheit in die Mannichfaltigkeit zu bringen, genauer betrachtet aber jeder Begründung entbehrt.

Dennoch hat die Unterscheidung des aspirirten Perfects als einer besondern Form eine neue Vertheidigung innerhalb der vergleichenden Sprachforschung gefunden. Kein geringerer als der verehrte Begründer dieser Wissenschaft, Franz Bopp, sucht es festzuhalten, aber, wie ich schon Tempora und Modi S. 191 gezeigt zu haben glaube, in einer Weise, mit welcher wir uns unmöglich einverstanden erklären können. Bopp behandelt das Perfect mit κ und das aspirirte nur beiläufig (Vergl. Gr. II, 446) bei Gelegenheit des Aorists. Das κ der drei vereinzelten Aoriste ἔ-δω-κα, ἕ-θη-κα und ἧ-κα vergleicht er dem σ der üblichen schwachen Aoriste, und meint, κ könne a u s σ entstanden sein. Für diese Herleitung fehlt es aber an j e d e r ausreichenden und feststehenden Analogie. Denn, dass im Kirchenslawischen nicht etwa der Explosivlaut *k*, sondern der S p i r a n t *ch* als Vertreter von *s* erscheint, kann man als eine Analogie nicht gelten lassen, und das ebenfalls dafür beigebrachte *k* gewisser litauischer Imperative, die mit dem schwachen Aorist in gar keinem Zusammenhange stehen, noch weniger, zumal dies *k* von Schleicher (Lit. Gr. S. 231) ganz anders und weit befriedigender erklärt ist. Von dieser augenscheinlich unzureichenden Grundlage aus schliesst Bopp nun weiter, auch im Per-

fect sei das κ und überdies die Aspiration aus σ hervorgegangen. Aber an dieser Stelle, im Perfect, weiss auch er für die dereinstige Existenz eines Sigma keine Analogie einer verwandten Sprache vorzubringen. Bei der völligen Verschiedenheit der Laute κ und σ, die so ziemlich die äussersten Gegensätze innerhalb der griechischen Consonanten bezeichnen,*) ist danach der Zweifel an dieser Erklärung, ja deren entschiedene Verwerfung doch wahrlich am Platze. Der Ruhm eines Mannes wie Franz Bopp wird nicht dadurch geschmälert, dass man in seinem Sinne fortbauend, einzelne seiner Meinungen bestreitet. Es wäre überflüssig dies zu bemerken, wenn nicht gerade in Bezug auf diesen Punkt die Autorität Bopp's benutzt wäre, um eine Annahme damit zu decken, die keinen innern Halt hat, ja sogar jene Erklärung der Perfectformen, in Bezug auf welche, so viel ich weiss, kein andrer der neuern Sprachforscher Bopp beistimmt, als eine ausgemachte Sache hinzustellen. Die ganze Richtung der jetzigen Sprachwissenschaft geht dahin, wo möglich für jeden Laut und jede Lautveränderung einen bestimmten Anlass nachzuweisen. Es hat daher auch nicht an andern Vermuthungen über den Ursprung der Aspiration im Perfect gefehlt, die aber eben so wenig befriedigen. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Tempora und Modi S. 193 ff. und meine Grundzüge S. 459. An letzterem Ort habe ich diese Aspiration mit den übrigen Fällen zusammengestellt, in welchen sich bei den Griechen eine Tenuis oder Media zur Aspirata verschiebt. Es bleibt uns schwerlich etwas andres übrig, als die Aspiration im Perfect für eine blosse, nicht aus einem besondern Anlass, sondern nur aus einer auch sonst erkennbaren Neigung, zu erklärende Affection zu halten. Durch die eingehende Untersuchung W. H. Roscher's ‚De aspiratione vulgari apud Graecos' (Stud. I, 2, 63 ff.) ist die überaus grosse Neigung der griechischen Volkssprache zur Aspiration jetzt in ein noch viel helleres Licht getreten.

*) Allerdings hat auch Savelsberg, namentlich in Kuhn's Ztschr. XVI diese beiden Laute wieder zusammen zu bringen gesucht, aber ohne in seiner übrigens viel werthvolles enthaltenden Abhandlung überzeugende Gründe dafür beizubringen.

Für diese Auffassung des aspirirten Perfects — welche zuerst Pott aufgestellt und auch in seiner „Doppelung" S. 257 wieder vertheidigt hat — kommen namentlich noch zwei Umstände in Betracht, nämlich erstens der, dass dieselbe Aspiration sich in der 3 Pl. Med. auf -αται und -ατο und zwar völlig unabhängig vom activen Perfect und ausserhalb jedes Austausches mit κ findet: z. B. τετάχ-αται, hom. ἐρχ-αται (W. ἐργ), Vgl. §. 287, und dann die geringe Zahl dieser, überdies den homerischen Gedichten noch gänzlich fremden Form, wie sich denn z. B. bei Homer κεκοπώς statt des später üblichen κεκοφώς findet. In den Tempora u. Modi S. 196 zählte ich überhaupt nur 21 aspirirte Perfecta auf, wovon ein grosser Theil erst von Polybius an nachweisbar ist. Dazu sind nun freilich noch einige nachzutragen. Ich habe mir 5 notirt, die nebst jenen schon früher bekannten hier ihren Platz finden mögen. Diejenigen Stämme, welche schon an sich eine Aspirata haben, sind dabei natürlich nicht mitgezählt. Von Stämmen auf κ finden sich: δέδειχα (Com.), δέδηχα (Babr.), δεδίωχα (Hyperides c. Lycophr. p. 29, 6 Schneid.), ἐνήνοχα, κεκήρυχα, πέπλεχα neben πέπλοχα (Hippokr.), πέπραχα, ἔπτηχα (Demosth. 4, 8), πεφύλαχα, von Stämmen auf γ: ἦχα neben ἀγήοχα, ἤλλαχα in Compositis, εἴλοχα neben λέλεχα (Galen), μέμαχα, μέμιχα, ἀνέῳχα (neben ἀνέῳγα), ὀρωρεχότες (Suid.), τέταχα, von Stämmen auf π: βέβλεφα (ἀποβεβλεφότες Antipater ap. Stobaeum 70, 13), κέκλοφα, κέκοφα, πέπομφα, τέτροφα neben τέτραφα (zu τρέπω), von Stämmen mit β: βέβλαφα (Demosth. 19, 180) neben ἔβλαφα C. I. n. 1570), τέθλιφα (Polyb.), εἴληφα, τέτριφα. Die Quantität des Vocals in τέτριφα, μέμιχα und -τέθλιφα ist unermittelt. *) Dazu kommt das zweifelhafte διαπεπαιχώς (παίζω) in der viel besprochenen Aeusserung des Sophokles über seine eigene Kunstentwicklung bei Plutarch *de profect.*

*) Vgl. Gust. Stier Ztschr. f. Gymnasialw. 1869, S. 440 ff. τέθαφα, das ich früher mit aufführte, ist unerwiesen, denn in der einzigen Stelle, die dafür angeführt wird, Krobylos fr. 3 Meineke (Com., ed. minor p. 1170), haben die mss. τέθαιφε, was ebenso sinnlos ist, wie τέθαφε. Gewiss richtig ist τέθλιφε, was Meineke Ath. VI, 258 f. aufgenommen hat.

in virtute c. 7, wofür Bergk (*Praef. ad Soph.* p. XXXI) διαπεπλακώς vermuthet und δεδάρδαφε (Hesych.) zu δαρδάπτω, dessen Charakter nirgends deutlich hervortritt. Bei dieser Lage der Sache zeigt sich recht deutlich, wie das active Perfect — mit Ausnahme der Formen mit κ von vocalischen Stämmen — überhaupt ein seltenes Tempus ist. Schon Buttmann erkannte dies (A. Gr. I, 410) und deshalb ist es verkehrt dem Gedächtniss der Schüler Formen wie τέτυχα und τέτυφα einzuprägen, welche beide nirgends nachgewiesen sind, dessenungeachtet aber aus den Grammatiken und grammatischen Schriften noch immer nicht verschwinden wollen. Und keine Forderung ist widersinniger, als die, der Schüler müsse lernen von jedem Verbum ein actives Perfect zu bilden. Das hiesse ihn mehr lernen lassen als die alten Athener wussten. Der Schüler wird aber doch wohl nur solche Formen zu lernen haben, die in der erhaltenen griechischen Litteratur der Blüthezeit wirklich vorkommen, nicht nach der Schablone einer angeblichen Analogie fabricirte Hirngespinste, wie sie vor G. Hermann und Buttmann die griechischen Grammatiken z. B. als *futura secunda* verunzierten.

Wird durch diese Erörterung die Stellung hinreichend gerechtfertigt sein, welche ich dem aspirirten Perfect anweise, so bedarf es in Betreff der Form mit κ, welche ich ausschliesslich als die schwache bezeichne, nur weniger Worte. Auch diese Form können wir von Homer an in ihrem allmählichen Werden verfolgen. Dort stellte sich das κ zuerst nach Vocalen ein: τεθνηκώς neben τεθνηώς, erst später dringt es auch bei Stämmen auf λ ρ ν und dentale Explosivlaute ein: ἔσταλκα, ἔφθαρκα, κεκόμικα. Aus diesen Umständen schloss ich früher, κ sei hier ein blos lautliches, vermittelndes Element. Diese Ansicht erkenne ich jetzt als unhaltbar, weil nirgend sonst ein κ „aus dem Hiatus" hervorwächst und habe ich schon in der 1 Aufl. der Grundzüge widerrufen. Ebendort findet sich S. 62 eine Vermuthung über den Ursprung dieses κ, das jedenfalls in die Analogie andrer, an die Verbalstämme antretender Elemente gehört. Schleicher Comp.[2] 708 schliesst sich meiner Ansicht über das aspirirte

Perfect an, bezeichnet aber S. 622 den Ursprung des *κ* als dunkel.

Zu §. 283.

Um das Plusquamperfect in seiner Bildung zu begreifen, müssen wir von den homerischen Formen ausgehen. Plusquamperfect. *ἐ-τεθήπ-εα* unterscheidet sich von dem Perfectstamme *τεθηπ* durch den Vortritt des dem Präteritum gebührenden Augments und die Anfügung von *-εα*. Ueber den Ursprung dieses *-εα* kann man kaum in Zweifel sein, sobald man sich des homerischen Imperfects *ἔα*, ich war, erinnert, das für *ἔσα* und noch älteres *ἔσαμ* steht und schon oben bei der Bildung des schwachen Aorists in Betracht gezogen wurde. Da dies *ἔσαμ* dem lat. *eram* (für *esam*) völlig gleich ist, so ergibt sich die vollständigste Identität zwischen Formen wie *ἐ-πεπήγ-εα* und *pepig-eram*. Die zusammengesetzte Form *ἐ-πεπήγ-εα* ist also ihrem Werthe nach von der umschreibenden Bildung *πεπηγώς ἦν* nicht verschieden (Temp. und Modi 332, Schleicher Comp. 825). In der 3 Sing. ging das *α* gerade wie im schwachen Aorist und im Perfect in *ε* über: *ἐ-τε-θήπε-ε*: in der 3 Pl. hat sich im Anschluss an die häufigen Formen auf *-σαν* in andern Bildungen und namentlich auch in *ἦσαν*. *ἔσαν* selbst das *σ* erhalten: *ἐ-τεθήπ-εσαν*, so dass es hier zu einem Zusammentreffen zweier Vocale gar nicht kam. Bis dahin ist alles vollkommen klar und ohne alle Schwierigkeit. Auch die altattischen ersten Personen auf *-η* z. B. *ἐ-πεπόνθη* erklären sich einfach nach den Regeln der Contraction, und wenn es auf den ersten Blick befremdet, dass auch die 3 Sing. z. B. im homerischen und vielleicht attischen*) *ᾔδη*, er wusste, in derselben Form erscheint, so löst sich dies dadurch, dass eben auch in dieser Person ursprünglich ein *α* stand, dass also die Contraction aus einer Zeit stammt, in welcher die 3 Sing. noch nicht auf *-εε*, sondern auf *-εα* ausging, während die Formen auf *-ειν* in dieser Person natürlich als Contractionen des mit ephelky-

*) Vgl. Gerth Quaestiones de graecae tragoediae dialecto Stud. I, 2, 222.

stischem ν versehenen -εε(ν) zu betrachten sind, sich also zu den häufigeren auf ει geradeso verhalten, wie ἐτεθήκεεν zu ἐτεθήκεε. Nun aber trat eine wirkliche Anomalie ein. Nachdem man sich in der 3 Sing. — die ja überall die häufigste ist — an den Diphthong ει gewöhnt hatte, drang dieser in einer späteren Periode auch in solche Formen ein, in denen er, wie in der ersten und zweiten Sing., im Plural und Dual nichts zu thun hatte, und stellte sich nach Analogie der zahlreichen andern ersten Singularpersonen auf -ν auch hier ein. ἐ-λελύκει-ν ist ja aber eine weit spätere Bildung als ἐλελύκη. Eustathius zu Od. ψ, 220 führte gute Gewährsmänner dafür an, dass die besten Handschriften des Plato und Thucydides η nicht ειν hatten. Die letzte und äusserste Verwirrung entstand dadurch, dass das ει in die 3 Pl. eindrang, wo ein Anlass zur Contraction, folglich zum Diphthong ει niemals vorhanden war. Aber auch hier wird das Ergebniss der sprachlichen Analyse auf das glänzendste durch die von solchen Betrachtungen völlig unberührte und darum desto glaubwürdigere Ueberlieferung der Grammatiker bestätigt. Die Atticisten empfahlen die Formen auf -εσαν, verwarfen die auf -εισαν (Phrynichus ed. Lobeck p. 149), und unsre guten Handschriften haben bei Attikern die letztere Form nur selten (Matthiae §. 198, 5, Krüger §. 30, 6 Anm., Veitch p. 189). — Gegenüber diesem durch Zusammensetzung gebildeten gewöhnlichen Plusquamperfect ist das homerische ἐ-μέμηκ-ο-ν einfach, d. h. ohne Hülfe einer angefügten Form des Verbum substantivum hervorgebracht, wie denn auch die überdies des Bindevocals entbehrenden uralten Plusquamperfectformen wie ἐ-τέθνα-σαν, ἐ-πέπιθ-μεν (§. 317) einer derartigen Aushülfe durchaus nicht bedürfen, indem sie vielmehr der Bildung des medialen Plusquamperfects sich anschliessen.

Zu §. 291.

Futurum tertium.

Dass das Futurum exactum oder das dritte Futurum aus dem Perfectstamme und dem Futurum der W. ἐς ebenso zusammengesetzt ist, wie das entsprechende lateinische Tempus, δεδώ-σομαι wie *ded-ero*, bedarf nach dem eben erör-

terten kaum weiterer Begründung. Die kleinen Abweichungen vom Perfectstamme in der Quantität des Vocals, welche ausschliesslich darin bestehen, dass der Vocal hier öfter als dort lang erscheint, erklären sich wohl aus einem doppelten Anlass. Erstens nämlich haben die Griechen überhaupt eine Neigung kurze Sylben, die von mehreren andern ebenfalls kurzen umgeben sind, zu dehnen. Darauf beruht das *ω* von *σοφώτερος*, *εὐώνυμος*. Dann aber wirkte offenbar die Analogie des gewöhnlichen medialen Futurums ein. So entstand im Anschluss an *λύσομαι*, im Unterschied von *λέλῠ-μαι*, *λελῦσομαι*.

Zu §. 292—99.

Die beiden Passivstämme sind die schwierigsten Formen des griechischen Verbums. Bei ihrer Analyse lassen uns auch die verwandten Sprachen wenigstens insofern im Stiche, als sie durchaus entsprechende und in ähnlicher Weise verwendete Formen nicht darbieten. Hier, wo es unsere Aufgabe nicht ist schwierige Probleme zu lösen, sondern Ergebnisse zusammenzustellen, welche den Unterricht des Griechischen beleben und fördern können, mag daher folgendes genügen. Auch die beiden Passivstämme sind ohne Zweifel so gut wie der schwache Aorist, das Futurum und das Plusquamperfect zusammengesetzte Bildungen. Die diesen Stämmen eigene passive Bedeutung wird nicht, wie bei den übrigen Passivformen, durch die Personalendungen bezeichnet, welche ja vielmehr in den beiden Aoristen die activen sind, sondern muss in den Stämmen selbst, das heisst in den dem Verbalstamme angefügten Elementen *ε* (*η*) und *θε* (*θη*) liegen. Für das *ε* habe ich schon in meinen Tempora und Modi S. 329 ff. die Entstehung aus der W. *ja*, gehen, vermuthet, der wir in anderer Lautgestalt bereits mehrfach begegnet sind. Hier würde diese W. ohne Bindevocal nach Analogie der Conjugation auf *-μι* verwendet sein wie *στᾰ* in *ἔ-στη-ν*, *γνω* in *ἔ-γνω-ν*, und da der reine Verbalstamm, wo er als solcher erscheint, aoristische Geltung hat, so würde sich dadurch die unmittelbare Verwendung eines Stammes wie *γραφ-ε* im Aorist erklären. Die passive Bedeu- Passiv-Stämme.

tung aber dieser Wurzel rechtfertigt sich durch sanskritische Formen, in denen die Sylbe *ja* und zwar nicht bloss mit medialen, sondern auch mit activen Personalendungen verbunden passive Bedeutung erzeugt und überdies durch lateinische Bildungen wie *vênum ire* od. *vênire*, das Passiv von *venum dare* oder *vendere*. ἐ-γράφ-η-ν hiesse danach etwa ich ging schreiben, gerieth in's Schreiben, so wie in Verfall, in Verlust gerathen oder verloren gehn für uns mit verfallen, verloren werden gleich bedeutend sind. — In Betreff des schwachen Passivstammes steht nur so viel fest, dass dieser mit zahlreichen andern Bildungen, die denselben Consonanten ϑ aufweisen, in enger Verbindung stehen. Die sämmtlichen hieher gehörigen Bildungen habe ich Grundz. 64 zusammen getragen. Es ist wahrscheinlich, dass dies ϑ aus der W. ϑε (skt. *dhâ*) hervorging, welche selbst im Griechischen nicht bloss setzen, sondern oft geradezu thun bedeutet (z. B. Sappho fragm. 62 τί κε ϑεῖμεν;). Aber wie nun dies ϑε dazu kommt, zur passiven Bedeutung verwendet zu werden, das ist die Schwierigkeit, welche ich in Kuhn's Zeitschr. I, 26 zu lösen versucht habe. Schleicher Comp. 827, Corssen Jahn's Jahrb. Bd. 68, 368, Lange über den lateinischen Infinitiv S. 23 haben mir mehr oder weniger entschieden in der Vermuthung beigestimmt, dass wir in dem ϑε eine Verbindung der W. ϑε mit dem eben erörterten *jε*, also eine doppelte Composition anzuerkennen haben.

Zu §. 301.

Kurze Vocale. Die Kürze des Stammvocals in der Tempusformation zahlreicher Verbalstämme ist hier rein thatsächlich verzeichnet, weil ein Erklärungsgrund für diesen Vorgang zwar mehrfach vermuthet, aber nur in sehr wenigen Fällen erwiesen werden kann. Da in den betreffenden Tempusstämmen die Kürze des Vocals dort die Regel bildet, wo der Verbalstamm einen dentalen Consonanten vor den angefügten Elementen eingebüsst hat z. B. in πλᾰ́-σω von der W. πλατ, φρᾰ́-σω von der W. φραδ und da dieselben Stämme ihre Schlussconsonanten anderswo in der Gestalt von σ hervortreten lassen: πέπλασ-μαι, φρασ-τό-ς, so liegt es sehr nahe

beide Erscheinungen, die Kürze des Vocals und die so häufige Einschiebung eines σ (§. 288, 298, 300), in der Art zu verbinden, dass man von Stämmen auf einen dentalen Laut ausgeht. Mehrfach lässt sich dies allerdings wahrscheinlich machen. So scheint τελέ-ω allerdings ein Denominativum aus dem St. τελες (Nom. τέλος) zu sein, zu dem sich nun τε-τελεσ-μένος wie κε-κορυθ-μένος zum St. κορυθ verhält. Hier ist die Präsensbildung nach griechischen Lautgesetzen aus einem solchen Stamme wohl zu erklären: τελεσ-ιω, τελε-ΐω, hom. τελείω, τελέω. Anderswo sind verwandte Bildungen mit δ oder τ herangezogen z. B. σπαδ-ών für σπά-ω, σπᾰ-σω, ἐ-σπάσθη-ν, ἀρύτ-ω neben ἀρύ-ω für ἀρῠ-σω. Allein hier macht die Ausstossung des Dentals im Präsens zwischen zwei Vocalen schon mehr Schwierigkeit. Da kein griechisches Lautgesetz ein Präsens σπαδω verbietet, so würden wir bei dem Versuch e i n e Anomalie zu beseitigen, sofort eine a n d r e Anomalie erhalten, die durch jenen Versuch erst geschaffen wird. Ueberdies widerräth die Etymologie die Ansetzung einer W. σπαδ (Grundz. 255). Diese ganze Frage ist neuerdings von Leskien im Zusammenhange mit der Erscheinung des doppelten σ in Futur- und Aoristformen in den ‚Studien' II. S. 67 ff. ausführlich erörtert.

Ohne dass ich den dort begründeten Behauptungen und Vermuthungen in allen Einzelheiten beistimme, räume ich doch gern ein, dass für viele der hier in Betracht kommenden Formen Stämme auf ς mit mehr Sicherheit als früher erwiesen sind. In Bezug auf andre Verba freilich scheint mir der von Pott Etym. Forsch. II² 970 ff. betretene Weg den Vorzug zu verdienen, die Vermischung von Verben auf αω und αζω, υω und υζω als die Quelle der fraglichen Lauterscheinung zu betrachten. Jedenfalls sind diese Untersuchungen noch zu wenig abgeschlossen, um auf die Schulgrammatik Einfluss zu üben. Das gleiche gilt von Stämmen, wie κερας, κρεμας, κορες, wie man sie für κερά-ννυ-μι, κρεμά-ννυ-μι, κορέ-ννυ-μι und einige andre ähnliche Bildungen vorausgesetzt hat. Nur für ἕ-ννυ-μι ist der Ursprung des ersten ν aus der Assimilation (W. ἑς, ϝες §. 319, 3) wirklich erwiesen, für σβέ-ννυμι ist mir dieselbe Entstehung wahr-

scheinlich (Grundz. 522). Aber hier machen die Formen ἔ-σβη-ν, ἔ-σβη-κα für das Schulbedürfniss die Aufstellung einer solchen Wurzel wenig rathsam. Das σ, welches in der Tempus- wie in der Nominalbildung zwischen vocalischen Stämmen und verschiedenartigen Endungen erscheint, ist noch keineswegs überall aufgeklärt. Ich habe nicht aus Flüchtigkeit oder Unachtsamkeit, sondern mit vollster Ueberlegung in solchen Fällen es vorgezogen, die Anomalie als solche schlicht zu verzeichnen.

Zu §. 304.

Verba auf μι. Die Verba auf μι könnte man in mehr Classen als die von mir aufgestellten eintheilen. Namentlich empfiehlt es sich vom Standpunkt der Wissenschaft, diejenigen, welche ihren Präsensstamm durch Reduplication vom reinen Verbalstamm unterscheiden (§. 308), als eine besondere Classe zu behandeln. Allein die Zahl ist zu klein um dies zu rechtfertigen. Es gibt nur n e u n griechische Verba dieser Art, welche eben deshalb nur als Theil der ersten Classe betrachtet werden konnten. Dasselbe gilt von den Verben auf -νημι (§. 312 D.), welche überdies bis auf δύναμαι der attischen Prosa fremd sind. Es sind ebenfalls neun an der Zahl. Unter ihnen ist μάρνα-μαι n u r im Präsensstamm üblich, δύνα-μαι hat gar einen durch die gesammte Tempusbildung unveränderlichen Stamm δυνα, der gelegentlich (δυναστής) durch ein σ vermehrt erscheint, alle bis auf diese beiden sind mit geläufigeren Nebenformen andrer Bildung versehen. Auch die zweisylbigen Stämme ἀγα, ἐρα, κρεμα besonders zu behandeln war für unsern Zweck um so eher erlässlich, je weniger sich über ihren Ursprung etwas sicheres ermitteln lässt. — Um so klarer ist dagegen der Unterschied der Verba auf -νυμι mit ihrer auf den Präsensstamm beschränkten Sylbe -νυ, deren Zahl sich auf 38 beläuft, die daher in jedem Betracht eine Classe für sich zu bilden verdienten. Diese Verba sind offenbar ihrer Bildung nach verwandt mit jenen zahlreichen und mannichfaltig gestalteten Verben, die einen Nasal entweder ohne weiteren Zusatz oder in Verbindung mit verschiedenen Vocalen als Präsenserweiterung haben,

berühren sich also sehr nahe mit der **fünften** oder **Nasalclasse**, welche nach meiner Anordnung ihnen unmittelbar nachfolgt. Was den Ursprung dieser nasalen Anfügungen betrifft, so erkenne ich in der Sylbe *νυ*, die dem skt. *nu* entspricht, z. B. *ὄρ-νυ-μεν* = skt. *ṛ-nu-mas* für *ar-nu-mas*, ebenso wie in dem vorhin erwähnten *να* (*νη*) jetzt im Unterschied von der in meinen Tempora und Modi erörterten Ansicht mit Schleicher (Comp.[2] S. 770) ein an den Stamm tretendes Suffix. Die Präsensstämme *ὀρ-νυ*, *δεικ-νυ*, *μιγ-νυ* verhalten sich zu den Verbalstämmen *ὀρ*, *δεικ*, *μιγ* ganz ähnlich wie die volleren Nominalstämme *δομ-ο*, *ὀπ-σι*, *κλοπ-ευ* zu den kürzeren *δω*, *ὀπ* oder *ὠπ*, *κλωπ*. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Abhandlung ‚Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung' S. 227.

Zu §. 305 ff.

Man hat es getadelt und mir Inconsequenz deswegen vorgeworfen, dass ich bei vocalisch auslautenden Wurzeln bald wie bei *θε*, *δο*, die Kürze, bald wie bei *γνω*, *βιω* die Länge als das gegebene betrachte. Ich bin aber in diesen Aufstellungen, in welchen ich mich übrigens von andern Grammatikern wenig unterscheide, keineswegs willkürlich verfahren, sondern habe die Wurzel da lang angesetzt, wo die Länge sich über einen grösseren, da kurz, wo sie sich nur auf einen kleineren Kreis von Formen erstreckt. Der Unterschied zwischen *ἐ-θέ-την*, *θεῖναι*, *θέ-σι-ς*, *δέ-δο-ται*, *δοῦναι*, *δό-σι-ς*, *φά-θι*, *φα-τό-ς* einerseits und Formen wie *γνῶ-ναι*, *γνω-τό-ς*, *γνῶ-σι-ς*, *βιῶ-ναι*, *ἁλῶ-ναι*, *ἅλω-σις*, *τέ-τρω-μαι*, *ἐ-τρώ-θη-ν* andrerseits ist erheblich genug, um die Unterscheidung zu rechtfertigen. Bei Stämmen, wie dem von *στῆ-ναι*, *μέμνη-μαι*, *τέ-θνη-κα* kommt noch die praktische Rücksicht hinzu, dass, da *η* auch aus *ε* hervorgehen kann, nur *στα*, *μνα*, *θνα* den wirklichen Stammvocal deutlich erkennen lassen. Die Quantität ist dabei, wo sie eine schwankende ist, absichtlich unbezeichnet geblieben. Dadurch scheinen mir für die griechische Special-, namentlich die Schulgrammatik alle Bedenken beseitigt. — Anders freilich wird sich unser Urtheil stellen, wenn wir uns auf einen höheren

Vocalische Wurzeln.

Standpunkt stellen, von dem wir auch die entsprechenden Formen der verwandten Sprachen überblicken. Die indischen Grammatiker kennen keine Wurzeln auf *a*, sondern nur solche auf *â*, so dass dem gr. *δο* lat. *dă-re* (neben *dônu-m*) skt. *dâ*, dem gr. *θε* skt. *dhâ*, dem gr. *βα* (*βαίνω*) skt. *gâ* entspricht. Schleicher hat aber in Kuhn's und Schleicher's Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, keltischen und slawischen Sprachen Bd. II S. 92 ff. wichtige Gründe dafür vorgebracht hier überall das kurze *a* als das primitive anzusetzen und ist danach auch in seinem Compendium verfahren. Aber selbst danach würde man für diejenigen Wurzeln, in denen sich Metathesis wahrnehmen lässt, wie z. B. in *γνω* (= skt. *ǵnâ* lat. *gnô* neben deutschem k a n n) die Länge als charakteristisch zu betrachten fortfahren müssen, da nur diejenige Wurzelform, in welcher der Vocal zwischen den beiden Consonanten in der Mitte steht (vgl. *θαν*, *βαλ*, *μεν*, *τεμ*, *βορ*, *στορ*) regelmässig die Kürze aufweist, bei der Umstellung dagegen (*θνη-τό-ς*, *βέ-βλη-κα*, *μέ-μνη-μαι*, *στρώννυμι*) die Länge. Mithin ist die letztere stammhaft bei den Wurzeln, die ausschliesslich in dieser Vocalstellung vorkommen. Dunkler ihrem Ursprung nach ist eine kleine Anzahl andrer Stämme wie *βιω*, *ἀλω*, *ἀμβλω*, aber unverkennbar ist auch bei ihnen die Länge des Vocals das feststehende, folglich stammhafte.

Zu §. 321.

Nasalclasse. Bei dieser wie bei den folgenden Verbalclassen ist — worauf auch die Anmerkungen hinweisen — wohl zu beachten, dass sich ausser den für eine jede Classe charakteristischen Eigenthümlichkeiten noch manche vereinzelte Besonderheiten finden. Da die Sprache um den Unterschied des Präsensstammes vom Verbalstamme zu bezeichnen überhaupt sehr verschiedene Mittel anwendet, so kann es uns zunächst nicht wundern, wenn wir bisweilen mehrere dieser Mittel vereinigt finden. Solcher Pleonasmus ist auf den verschiedensten Gebieten des Sprachlebens zu gewahren. Man denke nur an Comparative wie *χερειότερο-ς*, an Superlative wie *πρώτιστος*. Derartige Steigerungsformen wird niemand dazu

benutzen wollen, um die übliche Anordnung der Comparation anzufechten. So zeigt gleich Nr. 1 *βαίν-ω* eine doppelte Präsenserweiterung. Aus der W. *βα* ward zunächst *βαν*, dann *βαν-ι*. Man könnte daher hier und anderswo zweifeln, welcher dieser beiden Zusätze der bestimmende für die Classificirung sein solle. Gehört *βαίνω* wegen seines *ι* in die vierte oder I-Classe (vgl. *μαίνομαι*), oder wegen seines *ν* in die fünfte oder Nasalclasse? Die erstere Einordnung würde sich durch die Vergleichung des lat. *ven-i-o* empfehlen, neben *vên-i* (vgl. umbr. *ben-ust* = *ven-erit*). Aber für die zweite spricht der Umstand, dass im Griechischen das *ν* nur im Präsensstamme vorkommt, dass wir also eine W. *βαν* hier gar nicht nachweisen können, während umgekehrt *φαίνω* zwar auch auf eine W. *φα* zurückgeht, aber abgesehen von einzelnen homerischen Formen (*φά-εν*, *πε-φή-σο-μαι*), keinen andern Verbalstamm als *φαν* erkennen lässt und deshalb in die vierte Classe gehört. — Wie sich also hier die vierte und fünfte Classe vereinigen, so kommen die Eigenthümlichkeiten der siebenten oder E-Classe und zwar ihrer zweiten Abtheilung, nämlich die Vermehrung eines Verbalstammes durch ein zu bequemerer Tempusbildung ihm angefügtes *ε*, auch in allen übrigen Classen gelegentlich vor. Der Unterschied ist nur der, dass jener Zusatz in der siebenten Classe das unterscheidende Merkmal zwischen dem Verbal- und dem Präsensstamme ist, während derselbe in den übrigen Classen als etwas accessorisches, nur für die Bildung gewisser Tempora zu beachtendes hervortritt. Für uns, die wir jenen Unterschied als Eintheilungsgrund nahmen, konnte demnach der Ort nicht zweifelhaft sein, welchen die einzelnen Verba einzunehmen hatten. *ἁμαρτάνω* gehört trotz *ἁμαρτ-ή-σομαι*, *αὐξ-άν-ω* trotz *αὐξ-ή-σω* in die Nasalclasse. — Die vereinigten Erweiterungen der Inchoativ- und der Nasalclasse begegnen uns in *ὀφλ-ισκ-άνω*, wie dies durch Verweisung auf §. 324 angedeutet ist. Der richtige Platz des Verbums war aber in §. 322. — Ebenso wenig konnte der Umstand, dass die W. *πι* in der Bildung mehrere Verbalformen durch W. *πο* ergänzt wird und deshalb bei der Mischclasse zu erwähnen war, einen Grund abgeben, das

Verhältniss von ἔ-πι-ο-ν zu πίν-ω nicht schon hier zu erwähnen.

Bei kurzem Wurzelvocal hat sich die Sprache nicht bloss mit der Anfügung der Sylbe -αν begnügt, sondern auch der Wurzel selbst den Nasal eingefügt: μανθ-αν, τυγχ-αν, λαμβ-αν. Dieser Nasal beruht wahrscheinlich auf dem Vorklingen des in der folgenden Sylbe enthaltenen Nasals.

Auf den Zusammenhang dieser Nasalclasse mit den Verben auf -νυ-μι habe ich schon oben S. 118 hingewiesen. Bei einigen hieher gehörigen Verhen tritt dieser besonders deutlich hervor. Da uns der homerische Dialekt die Form τί-νυ-μι erhalten hat, so ist es nicht unmöglich, dass τί-ν-ω aus τι-νυ-ω hervorging, und durch φθινύ-θ-ω wird für φθί-ν-ω eine ältere Form φθι-νυ-ω nicht unwahrscheinlich. Wie geläufig bei den Verben auf -νυ-μι die Nebenformen nach der O-Conjugation sind, ist §. 318, 4 hervorgehoben. Auf diesem Wege erklärt sich nun auch ἐλαύ-νω neben dem Verbalstamme ἐλα. Wir dürfen es (vgl. Ahrens Formenl. S. 127) auf ἐλα-νυ-ω zurückführen und dieselbe Versetzung des υ annehmen, die uns in γοῦν-α = γονυ-α (lat. *genu-a*) deutlich vorliegt.

Ebenso deutlich tritt die innere Gleichartigkeit aller nasalen Erweiterungen dieser Classe uns entgegen, indem wir Doppelformen besitzen, die ein gewisses Schwanken der Sprache in Bezug auf die besondere Gestaltung der nasalen Sylbe beurkunden. So findet sich neben δάκ-ν-ω als Verbindungsglied der Abtheilung *a* mit *b* δαγκάνω, das wir freilich nur aus Anführungen der Grammatiker kennen, als Verbindungsglied zwischen *b* und *c* ἱκάν-ω neben ἱκ-νέ-ο-μαι, während die bei Hippokrates erhaltene ionische Form ἵγ-νυ-μαι (καθίγνυμαι) die Brücke zu den Verben auf -νυ-μι abgibt (Lobeck Technol. 209), ἰσχάνω (weiter gebildet ἰσχανάω) neben ὑπ-, ἀμπ-ισχ-νέ-ο-μαι. — Die Fülle der hieher gehörigen Verba veranschaulicht Lobeck zu Buttmann Ausf. Gr. II, 64 f.

Zu §. 324.

Inchoativclasse. Die sechste oder Inchoativclasse ist eins jener Gemeingüter der griechischen und lateinischen Sprache,

welche ihre besonders enge Verwandtschaft unter einander bekunden. Zwar findet sich auch hierzu analoges im Sanskrit. Aber nur drei Verba liegen dort vor, welche ihren Präsensstamm auf dieselbe Weise bilden, nämlich durch den Zusatz eines *k̓h*, der regelmässigen Umwandlung eines *sk* im Indischen. Wir können danach ein dem griech. *βά-σκ-ω* entsprechendes *ga-sk-â-mi* voraussetzen (Schleicher Comp.[2] 766), als Vorläufer des erhaltenen *ga-k̓h-â-mi*, ich gehe, von der W. *ga* = gr. *βα*. Aber nicht bloss die Laute sind im Sanskrit nicht die alten geblieben, sondern auch in andrer Beziehung steht das Sanskrit in Bezug auf diese Formen gegen die classischen Sprachen zurück. Es zeigt sich dort keine Spur jener specifischen Bedeutung dieses erweiternden Zusatzes, die in den beiden classischen Sprachen sich in so grossem Umfange erhalten hat, dass danach diese Classe die Inchoativclasse genannt werden konnte. Die inchoative Bedeutung tritt nicht bloss in den im engern Sinne Inchoativa genannten Verben meist abgeleiteter Bildung wie *γηρά-σκω* (vgl. *sen-e-sc-o*), *ἡβά-σκ-ω* (vgl. *pube-sc-o*), *ἀνα-βιώ-σκ-ο-μαι* (vgl. *revivi-sc-o*) hervor, sondern ist auch in vielen andern z. B. in *μι-μνή-σκ-ο-μαι* (*re-min-i-sc-or*), *ἀλδ-ή-σκ-ω* (vgl. *ad-ole-sc-o*), *γι-γνώ-σκ-ω* (= *gnô-sc-o*), *δι-δά-σκ-ω*, dem causativen Correlat des intransitiven *di-sc-o*, leicht erkennbar. Da nämlich das wesentliche der inchoativen Bedeutung in dem allmählichen Zustandekommen der Handlung liegt, so unterscheiden sich diejenigen Präsensstämme, welche das allmähliche Bewirken einer Handlung ausdrücken, wie z. B. *ἐπι-βά-σκ-ειν*, zu etwas gelangen lassen, *pac-i-sc-i* für sich fest machen, von den im engern Sinne Inchoativa genannten, welche das allmähliche Vorsichgehen bezeichnen, um nichts mehr als das Transitivum vom Intransitivum, also z. B. als *ἵ-στη-μι* und lat. *si-sto* von *στῆ-ναι* und *stare*. Danach wird also z. B. auch *πι-πί-σκ-ω*, *μεθύ-σκ-ω*, *ἀρ-αρ-ί-σκ-ω* verständlich. Die bei nicht wenigen Verben mit dem *σκ* sich verbindende Reduplication des Anlauts ist natürlich als ein weiteres verstärkendes Element aufzufassen, wie es bei den Verben auf *-μι* in selbständiger Weise zur Präsensbildung verwandt wird und sporadisch in den §. 327, 14—17 verzeichneten Verben hervortritt. Es

kann also nach dem gesagten wohl kaum zweifelhaft sein, dass diese Classe ursprünglich nur solche Verba umfasste, bei denen die Absicht der Sprache dahin ging im Präsensstamme die allmählich sich realisirende Handlung auszudrücken, dass also auch für die Formen, welche in dem historisch nachweisbaren Sprachzustande eine solche Bedeutung weniger oder gar nicht erkennen lassen z. B. *βλώ-σκ-ω*, *θρώ-σκ-ω*, *στερ-ί-σκ-ω* lat. *ulc-i-sc-or*, dieselbe mit Grund als früher vorhanden vorausgesetzt werden kann. Dabei bedarf auch die Thatsache kaum der Hervorhebung, dass das *σκ* der Iterativa auf *-σκο-ν* von der Präsenserweiterung dem Wesen und Ursprung nach nicht verschieden ist, dass also das Iterativum nur ein vereinzeltes Präteritum dieser Präsensbildung war. Die allmählich sich verwirklichende und die wiederholte Handlung fasste die Sprache als nahe verwandt auf. Beide bilden den Gegensatz zu der auf einen Schlag eintretenden des Aorists. Dass wir hier eine besondere Bedeutung für die Präsenserweiterung nachzuweisen vermögen, gibt dieser Classe für die gesammte Erforschung des Verbums ein besonderes Interesse. Freilich darf dabei nicht verschwiegen werden, dass uns der Ursprung dieses *sk* unbekannt, die letzte und höchste Frage hier also noch nicht gelöst ist.

Auch in der Art der Anfügung dieses Elements gleichen sich das Griechische und Lateinische in hohem Grade. Man braucht nur *(g)no-sc-o*, *(g)na-sc-or*, *cre-sc-o* mit *γι-γνώ-σκ-ω*, *πι-πρά-σκ-ω*, *κικλή-σκ-ω*, das abgeleitete *ἡβάσκ-ω*, *γηρά-σκ-ω* mit *ira-sc-o-r*, *ἀλ-ί-σκ-ο-μαι* *στερ-ί-σκ-ω* mit *ap-i-sc-or*, *pac-i-sc-or*, und das eines Gutturals verlustige *διδά-σκ-ω*, *λά-σκ-ω* mit *di-sc-o* zu vergleichen um zu erkennen, dass die Bildungsgesetze die gleichen sind. Bezeichnend ist es, dass der überall auf feine Differenzirung bedachte Sprachgeist die trotz ihrer nahen Verwandtschaft der Anwendung nach etwas verschiedenen Iterativformen wenigstens zum Theil schon durch den bindenden Vocal von den Inchoativen unterschieden hat. Denn *στά-σκ-ον* zwar ist wie *φά-σκ-ω* gebildet, aber *ἔχ-ε-σκ-ο-ν*, *ἴδ-ε-σκ-ο-ν* unterscheiden sich von *στερ-ί-σκ-ω*, *εὑρ-ί-σκ-ω*, und nur *ἀρ-έ-σκ-ω*, das zwar sein *ε*

auch sonst behält, aber doch von ἄρ-μενο-ς, ἄρ-τιο-ς in der Bedeutung sich gefügig machen unmöglich getrennt werden kann (Grundz. 317), bedient sich des ε. Dieser Unterscheidungstrieb ist, denke ich, neben der consequenten Durchführung überkommener Anfänge ein die griechische Sprache in besonderm Grade charakterisirendes Merkmal.

Zu §. 325 und 326.

Die siebente oder E-Classe ist augenscheinlich aus zwei ihrem Ursprung nach völlig auseinander fallenden Bildungen zusammengesetzt. Da uns aber durchweg das Verhältniss des Präsensstammes zum Verbalstamme den Grund für unsre Eintheilung abgibt, dies Verhältniss aber bei diesen Verben in dem bald hier, bald dort vorhandenen überschüssigen ε besteht, so war es für den praktischen Zweck wohl gestattet beide unter einen Gesichtspunkt zusammen zu fassen. Voranzustellen war dabei natürlich die Bildung, welche im Einklange mit den bisher erörterten Classen den erweiterten Stamm in den Präsensformen zeigen. Von dem ε, durch dessen Anfügung sich die Präsensstämme γαμε, δοκε, κυρε u. s. w. von den Verbalstämmen γαμ, δοκ, κυρ unterscheiden, habe ich Tempora und Modi S. 92, 94 vermuthet, dass es aus Jod entstanden sei. In meinen Grundzügen S. 557 habe ich diese Erklärung von andern Seiten beleuchtet und bekräftigt. Die Identität dieses ε mit dem Jod der I-Classe tritt am deutlichsten im homerischen ὀρ-έ-ο-ντο (B 398, Ψ 212) hervor. Da ε auch ausserhalb des Verbums als Vertreter eines ursprünglichen Jod erkennbar ist, so vergleicht sich diese zur W. ὀρ (ὄρ-νυμι) gehörige Form dem lat. *or-i-untur*. Ist diese meine Auffassung richtig — und ich sehe nichts, was ihr mit Grund entgegengehalten werden könnte — so beruht die erste Abtheilung der siebenten Classe wenigstens zum Theil auf derselben Erweiterung, welche die I-Classe charakterisirt. Aber aus guten Gründen ist sie doch von ihr gesondert. Ich möchte nämlich nicht für alle diese Verba denselben Ursprung des ε behaupten. Es ist von einigen ebenso möglich, dass sie ihr Präsens denominativ, ihre übrigen Tempora aus einem kürzeren Stamme E-Classe.

bilden. Bei *χραισμέω* ist dies unzweifelhaft. Das Wort stammt sicher von *χρᾰ-σιμο-ς* und ging daraus ebenso hervor wie *ἀδικέ-ω* aus *ἄδικο-ς*. Das *ι* drang durch die schon mehrfach. namentlich S. 38 f. von uns erwähnte Epenthese in die Wurzelsylbe ein. *ἔ-χραισμ-ο-ν* ist danach ein ganz anomales Präteritum, das wie *ἔ-πιτν-ο-ν* sich nur dadurch als Aorist fixiren konnte, dass es als kürzere Form sich vom Impft. *ἐ-χραίσμε-ο-ν* (vgl. *ἐ-πίτ-νε-ο-ν*) unterschied. Dieser hier gewisse Ursprung des *ε*, wonach es also durchaus dem *ε* der abgeleiteten Verba auf *-εω* entspricht, ist in einigen andern Fällen wenigstens möglich, z. B. in *φιλέ-ω* (vgl. *φίλο-ς*), *κτυπ-έ-ω* (vgl. *κτύπο-ς*), *ῥιπτέ-ω*, das schon von Lobeck zu Buttmann II, 52 auf *ῥιπτό-ς* zurückgeführt und von Hermann ad Soph. Ajac. 235 mit *jactare* im Unterschied von *jacere* verglichen ist, ähnlich *πεκτέω* (Aristoph.) und viele andre Verba, die von Lobeck ad Ajacem v. 239 besprochen werden. Man vergleiche auch Pott Et. Forsch. II^2 956. ff. Dass eine derartige Präsensbildung, bei welcher eben nur diese dem abgeleiteten, die übrige Formation dem primitiven Stamme angehört, dem Griechischen nicht fremd ist, beweisen die eben deshalb in §. 325 unter *n-p* aufgeführten Präsentia mit *α* wie *γοά-ω*, *μηκά-ο-μαι*, *μυκά-ο-μαι* neben *ἔ-γο-ο-ν*, *μέ-μηκ-α*, *ἔ-μυκ-ο-ν*. Im Lateinischen hat diese Verbindung zweier in dieser Weise unterschiedener Stämme bekanntlich die weiteste Ausdehnung, wie *lav-a-re* (alt *lav-ĕ-re*, *λού-ειν*) neben *lāvi*, *son-a-re* (*son-ĕ-re*) neben *son-ui*, *son-i-tus* zeigen, bei denen an eine Verdrängung des langen *a* nicht zu denken ist. Mir ist es daher wahrscheinlich, dass auch die s. g. zweite oder E-Conjugation der Römer mit ihrem nur auf den Präsensstamm beschränkten *e* ebenso aufzufassen, dass also *doc-ui* so wenig aus *docê-vi* wie *ἔδοξα* aus *ἐδόκησα* entstanden ist, sondern dass die Formen ohne *e* auch im Lateinischen als Verbalstämme, die mit *e* als erweiterte, deshalb aber auf den Präsensstamm beschränkte Formen zu betrachten sind. In diesem Sinne hat auch Vaníček ihnen (Lat. Schulgr. §. 187) ihre Stelle angewiesen, und was ihm dagegen eingewendet ist, hat mich nicht überzeugt, dass wir Unrecht hatten. Nach dem gesagten scheint es mir hinlänglich

motivirt zu sein, weshalb die Präsenserweiterung ε als eine besondre für sich hingestellt ist. Die Anordnung und Eintheilung sprachlicher Erscheinungen darf sich nicht ausschliesslich nach unsern Vermuthungen über ihren Ursprung, sie muss sich vor allem nach den Kriterien des thatsächlich vorliegenden richten. Und es ist keine Frage, dass alles hier in Frage kommende sich für das Sprachgefühl unter den Wechsel von Verben auf -εω und -ω subsummirte.

Von erheblich verschiedener Art ist nun die zweite Abtheilung dieser Classe. Hier tritt der E-Laut als ein vermittelnder Vocal zwischen den Stamm und die an ihn anzufügenden Elemente der Tempusbildung, ist also in vielen Fällen offenbar ein Hülfs- oder Bindevocal. Schon Buttmann stellte in ähnlichem Sinne II, 56 die epischen Perfecta ὀρ-ώρ-ε-ται (τ 377, 524) und ἀκ-ηχ-έ-μενο-ς (*E* 364, *Σ* 29) zusammen, denen sich ἀρ-ηρ-έ-μενο-ς bei Apollonius Rhod. anschliesst. Bei vielen der hieher gehörenden Verba begreift man das Bedürfniss nach einem solchen Vocal, wie ja denn ein ε bei der Futurbildung gewisser Stämme immer eingeschoben wird (vgl. Ahrens Formenl. S. 119, Müller und Lattmann S. 102), namentlich nach dem ρ der Stämme ἐρ, τορ, nach dem λ von βουλ, θελ, μελ, den Nasalen von μεν, νεμ, den Doppelconsonanten von ἀλεξ, αὐξ, ἀχθ, ἑψ, ὀλισθ, δαρθ, βλαστ, αἰσθ, ἁμαρτ, ἐρρ, μελλ, περδ, ἀλθ, selbst bei dentalen Stämmen wie αἰδ, εὑδ (vgl. εὕσω von εὕω), κηδ, μεδ, πετ gewinnt die Tempusbildung durch diesen Zusatz insofern an Deutlichkeit, als eine Menge lautlicher Umwandlungen dadurch vermieden wird. Auch manche Anomalien bei Verben andrer Classen lassen sich leicht unter denselben Gesichtspunkt bringen z. B. ἐμ-ήμ-ε-κα, λόϝ-ε-σσα, ὀμ-ώμ-ο-ται (vgl. Lobeck Elem. II 111, Leskien ‚Studien' II, 120), ἐδ-ήδ-ο-ται und ἐδ-ήδο-κα, der homerische Aorist ἐ-πέρ-α-σσα zu πέρ-νη-μι (§. 312 D. e). Ursprünglich mochte der sich einschiebende Vocal wohl überall kurz sein. Aber die Analogie mit den vocalischen Stämmen auf ε lag bei den E-Stämmen zu nahe um immer vermieden zu werden. Der Vocal ist noch kurz in γέν-ε-σις (vgl. *gen-e-trix*), aber lang in γεν-ή-σο-μαι, γε-γέν-η-μαι. Auch ist offenbar ein grosser

ε als Hülfsvocal.

Theil dieser Formen nicht eben alten Datums, namentlich solche, in denen der Präsensstamm durch Anfügung von *ε* zu einem neuen Verbalstamme ward: *βοσκ-ή-σω*, *καθ-ιζ-ή-σομαι* (Pl.), *ὤζ-η-σα*, *κλαι-ή-σω*, *μελλ-ή-σω*, *ἐ-μύζ-η-σα*, *ὠφείλ-η-κα*, *τυπτ-ή-σω* (Aristoph.). Die attische Umgangssprache scheint diese bequeme Analogie besonders geliebt zu haben. Die Absicht Verwechslungen zu vermeiden hat dabei gewiss vielfach mitgewirkt, so bei *οἰήσομαι* neben *οἴσομαι* (*φέρω*), *ἐρρήσω* neben *ἐρῶ*, *μελλήσω* neben *μελῶ*, *δεήσω* (aus *δεϝησω*) neben *δήσω*, *ἀχθέσομαι* neben *ἄξομαι* (*ἄγω*), *ἐμαχεσάμην* (*μάχομαι*) neben *ἐμαξάμην* (*μάσσω*), *μαθ-ή-σομαι* neben *μήσομαι* (*μήδομαι*) und *μάσω* (*μαίω*), *παιήσω* (*παίω*) neben *παίσω* (*παίζω*). (Vgl. Pott Et. Forsch. II² 957.) Wer das wuchernde Umsichgreifen dieser Spätlinge weiter verfolgen wollte, müsste auch die Nominalbildung mit in Betracht ziehen, in welcher der Vocal ebenso beliebt ist.

Zu §. 327.

Mischclasse. Auch diese l e t z t e Classe umfasst sehr verschiedenartiges. Aber eine weitere Zerlegung des Stoffes ist mit dem Standpunkt des Unterrichts schwer vereinbar. Wissenschaftlich betrachtet lassen sich aber vor allem zwei Hauptabtheilungen unterscheiden. In die e r s t e gehören diejenigen Verba, deren Stämme sich lautlich unter einander vermitteln lassen. Dahin sind die sieben ersten Nummern zu rechnen, ferner No. 9, 10 und die vier letzten Nummern, bei welchen der Text der Grammatik selbst darauf hinweist. Bei diesen letzteren nämlich erscheint der Präsensstamm als ein reduplicirter Verbalstamm. Nichts ist begreiflicher, als dass *γί-γν-ο-μαι* so gut wie das lat. *gi-gn-o* aus der W. *γεν*, dass *πί-πτ-ω* auf dieselbe Weise aus der W. *πετ* entstanden ist. In *ἐ-γεν-ό-μην*, im dor. *ἔ-πετ-ο-ν* liegt ja die Wurzel klar zu Tage. Für das zweite Verbum ist auch das lateinische *pet-e-re* beachtenswerth, das gerade so aus der reinen Wurzel hervorgeht, wie das altlateinische *gen-i-tur* (Cic. de Orat. II, §. 141). Denn dass *pet-e-re* und *πεσ-εῖν*, aber auch *πέτ-ε-σθαι* ursprünglich identisch sind, ist Grundzüge S. 198 gezeigt. *ἐμπεσεῖν* kommt in manchen Anwendungen z. B.

Il. *O* 624 mit *impetere*, *impetum facere* überein. Das ω von πέ-πτω-κα wird durch das ε des homerischen πε-πτε-ώς erläutert, zu dem es sich nicht viel anders verhält als ἐδ-ήδ-ο-κα zu ἐδ-ήδ-ε-σ-μαι. Auf die Bevorzugung des O-Lautes hat gewiss das Streben eingewirkt die Begriffe fallen und fliegen zu unterscheiden: πτῶσις und πτῆσις, πτωτικός und πτητικός. — Für τι-τρά-ω bedarf es keiner weiteren Erklärung. Der Stamm τρα verhält sich zu τερ (τέρ-ε-τρο-ν, τερ-έ-ω, lat. *ter-o*, *ter-e-bra*) wie μνη (μιμνήσκω) zu μεν (μέμονα), τμη (τμῆσις) zu τεμ (τέμνω). Eine andre Form kürzester Art liegt im homerischen τορ-εῖν vor. — Im homerischen ἰ-αύ-ω wird der vocalisch anlautende Stamm durch blosses ι reduplicirt, ähnlich wie in ἵ-η-μι, ganz wie in ἰ-άλλ-ω (Grundz. S. 502). Die W. ist (ebenda S. 361) ἀϝ, daher ἄϝ-ε-σα (ἄ-ε-σα), wie λόϝ-ε-σσα Allerdings steht in einer erwiesenermaassen jungen Rhapsodie der Odyssee (λ 261) einmal der Aorist ἰαῦσαι, wodurch aber die Herleitung aus W. ἀϝ gerade so wenig beeinträchtigt wird wie die von δί-δω-μι aus der W. δο durch das vereinzelte Futurum διδώ-σω. — Mithin haben wir doch auch in der Conjugation auf -ω einen nicht unbeträchtlichen Ueberrest jener Präsenserweiterung, die bei den Verben auf -μι deutlicher zu Tage lag (Vgl. S. 118). Auch ἴ-σχ-ω, die unter No. 6 angeführte stärkere Nebenform des Präsens ἔχ-ω, ist wahrscheinlich auf dasselbe Bildungsprincip zurück zu führen, indem es für σι-σχ-ω, ἴ-σχ-ω steht.

Weniger zu Tage liegen die lautlichen Umgestaltungen bei den übrigen Verben. Für die Stämme αἱρε und ἑλ ist eine Vermittlung in dem kretischen ἀφαιλησέσθαι (Grundz. S. 509) gefunden. Wir dürfen eine W. ϝαρ vermuthen, die mit ϝελ wechselt. Das Präsens lautete ursprünglich wahrscheinlich ϝαρ-ιω also nach der I-Classe. Von der vorletzten Sylbe drang das ι in die Stammsylbe ein. — Wie sich die Formen von ἔρδ-ω und ῥέζω vermitteln, konnte in der Grammatik selbst angedeutet werden, da hier die Lautumwandlungen keine andern als die in der Lautlehre erwähnten sind. — Das gleiche gilt von ἕπ-ο-μαι und ἔχ-ω. Bei ersterem ist nur ein Wort über den Ao. ἑ-σπ-ό-μην

hinzuzufügen. Die homerischen Formen ἕ-σπ-ω-μαι, ἑ-σπέ-σθαι zeigen, dass die Sylbe ἑ ursprünglich als Theil des Stammes galt, dass wir es also mit einem reduplicirten Aorist zu thun haben, in welchem ἑ ebenso für σε steht, wie im Perfect ἕ-στη-κα. In der attischen Periode aber verwechselte man ἑ mit dem Augment und liess es daher ausserhalb des Indicativs fort: σπῶμαι, σπέσθαι. — Von den zu ἔχω gehörigen Formen verdient ὄχ-ωκ-α Hervorhebung, das als attisch reduplicirt gefasst ist. Es steht demnach für ὀχ-ωχ-α (vgl. οἴχ-ωκ-α) mit Veränderung der zweiten Aspirata in die entsprechende Tenuis (vgl. σώ-θη-τι). — Die Unregelmässigkeiten von πίνω sind nur deshalb weniger verständlich, weil der Uebergang eines harten Vocals in ι im Griechischen nur vor Doppelconsonanz häufiger ist. So mussten die Stämme πο und πι hier unerklärt bleiben. Das aeolische πώ-ν-ω neben πίνω, noch mehr die Grundz. S. 263 aufgeführten Formen der verwandten Sprachen lassen freilich keinen Zweifel darüber zu, dass der weiche Vocal aus dem harten entstanden ist.

Versteckte Inchoativa.

Drei Verba haben das unter einander gemein, dass ihre Präsenserweiterung mit der Inchoativclasse in Zusammenhang steht, nämlich ἔρ-χ-ο-μαι, πάσχω und μίσγ-ω. Wenn wir ἔρ-χ-ο-μαι mit dem Stamme ἐλ-υ-θ vergleichen, so tritt uns zunächst die Identität von ἐρ und ἐλ entgegen. Wir werden also, da wir aus guten Gründen ρ, wo es mit λ wechselt, in der Regel als den älteren Laut betrachten, ἐρ als die Wurzel hinstellen, welche den skt. *ar* gehen entspricht (Grundz. S. 503, 654). Aus dieser lässt sich ein inchoatives Präsens ἐρ-σκ-ο-μαι entwickeln, das wiederum genau dem skt. *ar-kh* d. i. *ar-sk* entspricht, einer Form, die nach dem Petersburger Wörterbuch so gut wie ἐρχ nur in den Präsensformen vorkommt. Wie nun die Lautgruppe σκ zuweilen zu σχ wird und dann ihr σ im Gedränge der gehäuften Consonanten einbüsst, ist a. a. O. des weiteren begründet. Aber auch der Stamm ἐλ kam nicht unmittelbar zu verbaler Verwendung. Er bekleidete sich zunächst mit dem bei λ besonders beliebten Vocal υ, mit dem verbunden wir ihn in προς-ήλυ-το-ς, ἔπ-ηλυ-ς erblicken. Dann aber

trat jenes ϑ hinzu, das in einer Reihe alter Formen der Ausprägung eigenthümlicher Tempusstämme dient (§. 338 D.) und häufig, z. B. in *ἔεργ-α-θ-ο-ν*, *ἠμύν-α-θ-ο-ν*, wie hier an einen dem Verbalstamme angefügten Vocal antritt. Schon oben S. 116 besprachen wir bei Gelegenheit des schwachen Passivstammes dies ϑ. Der Hülfsvocal υ ist in dem so entstandenen Stamme *ἐλυθ* von eigenthümlicher Beschaffenheit. Er wird bald nach Art eines Wurzelvocals organisch gedehnt: *ἐλεύ-σομαι*, *εἰλήλουθ-α*, bald umgekehrt ausgestossen, im attischen *ἦλθον*. — *πάσ-χ-ω* neben den Stämmen *παθ* und *πενθ* hat man mehrfach aus *παθ-σκ-ω* in der Art hervorgehen lassen, dass die vor σ verdrängte Aspirata sich als Spiritus asper dem κ der nächsten Sylbe angehängt habe. Da wir aber sonst mehrfach den Sibilanten aus eigner Kraft einen aspirirenden Einfluss ausüben sehen (*σφόγγος* neben *σπόγγος*), so ist diese Erklärung zweifelhaft und zwar um so mehr, da es sich (Grundz. S. 653), wahrscheinlich machen lässt, dass auch das ϑ von *παθ* ein accessorisches ist. Wir werden dadurch auf eine Wurzel *πα* mit der Nebenform *πεν* geführt (vgl. *γα γεν*, *τα τεν*), aus welcher durch den Antritt von ϑ *πα-θ*, *πεν-θ*, durch den von σκ *πα-σκ* nnd mit eigenthümlicher Aspiration *πα-σχ* wurde. — In Bezug auf *μίσγω* endlich wird schon durch das lat. *misc-eo* ein Zusammenhang des σγ mit dem Inchoativcharakter wahrscheinlich. Hier aber stellte sich, ohne Zweifel durch eine unbestimmte Analogie zu Formen wie *μιγῆναι*, *μίγνυμι*, die Media statt der Tenuis ein.

So bleiben nur noch diejenigen Verba dieser Classe zu besprechen, welche insofern den Gipfel der Anomalie bezeichnen, als bei ihnen zwei oder mehr von Grund aus verschiedene Stämme sich zur Einheit eines Verbums verbinden. Es sind aber nicht mehr als fünf, nämlich No. 4 8, 11, 12, 13. Die ganze Erscheinung bietet ein besonderes Interesse für die Sprachforschung, insofern sie uns einen Blick in die Fülle von Verbalstämmen thun lässt, welche die ältere Sprache für nahe verwandte Vorstellungen besass. Denn selbst dem Schüler kann es klar gemacht werden, dass in allen diesen Fällen eigentlich mehrere defective Ver- Synonyme Stämme verbunden.

balstämme von wenig verschiedener Bedeutung sich wechselseitig zu der Einheit eines Begriffes ergänzen. *τρέχω ἔδραμον* verhalten sich nicht anders zu einander, als wenn wir etwa im Präsens ich laufe, im Präteritum ich rannte sagten, *ἐσθίω ἔφαγον* wie etwa ich schmause und ich verzehrte. Bisweilen gelingt es mit Hülfe der Vergleichung den besondern Sinn zu ermitteln, welcher dem einzelnen Stamm ursprünglich eigen war. Namentlich in Bezug auf die sich ergänzenden Wurzeln *Ϝιδ* (*ἰδεῖν*), *ὀπ* (*ὄψομαι*) und *Ϝορ* (*ὁρᾶν*) habe ich Grundz. S. 95 ff. dies versucht und in einer im allgemeinen übereinstimmenden Weise hat Tobler in Kuhn's Zeitschrift IX. S. 241 ff. diese merkwürdige Erscheinung erörtert, die er sehr passend mit der Anomalie der Comparation (*ἀγαθός βελτίων*, *bonus melior optimus*) auf eine Linie stellt. Es kann nicht Zufall sein, dass die Sprache aus dem in ihr vorhandenen Reichthum an Wurzeln gerade die eine im Präsens-, die andre im Aoriststamm fixirte. War die Grundvorstellung der W. *vid* in der That, wie ich gezeigt zu haben glaube, ursprünglich die des findenden und erkennenden Sehens, so war sie besonders geeignet den momentanen Act des *ἰδεῖν*, das *conspicere* zu bezeichnen, während die W. *Ϝορ* in unserm w a h r e n, wahr nehmen, dem griechischen *ὤρα* wiederkehrend, schon in ihrer unmittelbaren Verwendung im homerischen *ἐπὶ ὄρονται* (Od. γ 471, ξ 104), *ἐπὶ ὀρώρει* (Il. Ψ 112) so wie in *οὖρος* Wächter das hütende Sehn bezeichnete und vollends im abgeleiteten *ὁρά-ω*, das ein Nomen *ὁρα* Wahrnahme voraussetzt, durchaus für die dauernde Handlung des Präsensstammes geschaffen war.

Gehen wir zu den einzelnen Verben dieser Kategorie über, so geht No. 4 augenscheinlich nur auf zwei specifisch verschiedene Stämme zurück. *ἐδ* und *ἐσθ(ι)* vermitteln sich lautlich unter einander. Die zweite Form ist durch eben jenes *θ* erweitert, das wir in *πλή-θ-ω*, *πρή-θ-ω* ebenfalls im Präsensstamme antreffen. Das homerische *ἔσ-θ-ω* erscheint in *ἐσ-θί-ω* um das Jota der I-Classe vermehrt. Eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung zwischen dem Griechischen und Lateinischen liegt darin, dass die W. *ἐδ* — von den Römern in vielen Formen ohne Bindevocal

flectirt: *es-t, es-tis, es-sem* — im Griechischen wenigstens eine Form der Art, das homerische *ἔδ-μεναι* aufzuweisen hat. — Die W. *φαγ* dagegen findet im skt. *bhag'* austheilen ihr Analogon, wovon *bhag-a-s portio* stammt (Grundz. S. 111), so dass hier wohl ein ähnlicher Uebergang der Bedeutungen wie bei *δαίς* (W. *δα* theilen) statt fand, wenn man nicht etwa in der noch sinnlicheren Vorstellung des Brechens den Ausgangspunkt finden will, was sich mit dem Gebrauch der indischen Wurzeln *bhag'* und *bhañg'* wohl vereinigen liesse.

In Bezug auf No. 8 bleibt nach dem gesagten nur noch hinzuzufügen, dass die W. *ὀπ* sich zunächst dem lat. *oc-ulu-s* vergleicht. Der ursprüngliche K-Laut liegt in dem von Hesychius angeführten *ὄκκον ὀφθαλμόν* und in der durch den Einfluss des benachbarten *ι* bewirkten Umwandlung auch in *ὄσσε* (= *ὀκι-ε*), *ὄσσομαι* (= *ὀκ-ι-ο-μαι*). Weiteres Grundz. S. 423. — Ueber die Stämme *τρεχ* und *δρεμ* (No. 11) erhalten wir auch durch die Vergleichung der verwandten Sprachen keinen wesentlichen Aufschluss, während sich bei den Verbalstämmen des Tragens (No. 12) wenigstens manche beachtenswerthe Punkte darbieten (Grundz. I 102, 281, 288). Dahin gehört, dass die W. *φερ* in beiden classischen Sprachen nur im Präsensstamme, dass sie in beiden sporadisch ohne Bindevocal vorkommt: *φέρ-τε* = *fer-te*, dass der Stamm *ἐνεγκ* dagegen sich nur in der lettisch-slawischen Sprachfamilie und zwar in der nach den Lautgesetzen dieser Sprachen nicht überraschenden Form ksl. *nes* (lit. *nesz*) wiederfindet, während die Römer zu der W. *tul* (= skt. *tul* gr. *ταλ*, *τλᾶ*) griffen um die Defecte der W. *φερ* auszugleichen. Unerschlossen bleibt noch die Herkunft des Fut. *οἴσω*, über das bloss Vermuthungen vorliegen.

Von den drei bei No. 13 verzeichneten Stämmen sind zwei, *ἐρ* und *ῥε* nur lautlich verschieden und vereinigen sich in der W. *Ϝερ*, mit der sich *ver-b-um* sogar in der Grammatik selbst zusammen stellen liess (Grundz. S. 320). Die W. *Ϝεπ*, aus welcher *ἔπος* und *εἶπ-ο-ν* = *Ϝε-Ϝεπ-ο-ν* hervorging, hat wie *ὀπ* ein specifisch griechisches *π*, dem wie dort lat. *c* gegenüber steht, daher *Ϝόψ* = *vox*, *ὄσσα* = *Ϝοκjα* (Grundzüge S. 419). Wir dürfen danach rufen, ausrufen als die

besondre Bedeutung der W. ansetzen, die offenbar wieder in hohem Grade geeignet ist die aoristische Handlung zu bezeichnen. — Dazu kommt aber als ein vierter wohl zu unterscheidender Stamm das homerische *σεπ* hinzu, dessen Verwandte S. 426 verzeichnet stehen. Auch hier, wie altlat. *insece* = *ἔννεπε* beweist, ist der Guttural primitiv. Durch Synkope entsteht der Aorist *ἐνι-σπ-ο-ν*. Der Imperativ *ἔ-σπ-ε-τε* erklärt sich wohl am natürlichsten als reduplicirt, also für *σε-σπ-ε-τε* stehend.

Die Mischklasse ist übrigens in gewissem Sinne mit den hier zusammengestellten Verben nicht abgeschlossen. Wie im Lateinischen (*e*)*sum fui esse* aus den beiden Wurzeln *es* (= gr. *ἐς*) und *fu* (= *φυ*) zusammengesetzt ist, so kann man ein griechisches *εἰμί ἔφυν πέφυκα* oder *γέγονα* zusammenstellen. Der Unterschied liegt nur darin, dass es im Griechischen zu den im Aorist und Perfect verwendeten Formen ein übliches Präsens gibt, während im Lateinischen *fuam* und ähnliches zu den sprachlichen Antiquitäten gehört. Auch die drei Schlagverba *παίω*, *πατάσσω* und *πλήσσω* ergänzen sich wechselseitig, indem die beiden ersten vorzugsweise im Präsensstamme des Activs, das dritte im Perfect- und Passivstamme (*πέπληγα*, *ἐπλήγην*) zur Anwendung kommt. Allein auch hier ist das Verhältniss kein so festes und durchgreifendes, um in die Schulgrammatik aufgenommen zu werden.

Zu §. 328.

Mediales Futurum. Die Vorliebe der Griechen für die mediale Futurform im Unterschied von der activen trat schon Buttmann als ein bemerkenswerther Zug entgegen. Er stellt Ausf. Gr. II, 85 53 primitive und 14 denominative Verba zusammen, deren Futurum active Bedeutung bei medialer Form hat. Diese Zahl hat Krüger (4. Aufl.) §. 39, 12, wenn man alles in allem, das heisst auch die Verba, welche zwischen activer und medialer Futurform schwanken, mitzählt, allein aus dem attischen Gebrauch auf 76 gebracht (vgl. Kühner Ausf. Gr. 2. Aufl. I. 684). Buttmann war der Ansicht, dass diese Erscheinung „nicht sowohl zu den Eigenheiten des Futuri, als

des Medii überhaupt gehöre, das in der älteren Sprache von Homer an, so vielfältig auch ohne allen Unterschied als Activ gebraucht ward." Diese Auffassung hängt mit einer unrichtigen Ansicht von der älteren griechischen Sprache zusammen, die sich Buttmann unbestimmt und unentwickelt vorstellte. Wir werden ihm darin unmöglich beistimmen können, da vielmehr die mediale Bedeutung gerade in der älteren Sprachperiode am wenigsten als etwas von der medialen Form trennbares wird aufgefasst werden können. Mit Recht schlägt daher Krüger einen andern Weg ein, indem er die richtige Beobachtung macht, dass die meisten hier in Betracht kommenden Verba „eine körperliche oder geistige Kraftäusserung ausdrücken", dass mithin „die mediale Form der Bedeutung nicht widerspricht." In §. 266 habe ich in ähnlichem Sinne auf die Bedeutung der betreffenden Verba hingewiesen. Wenn dort nur die „körperliche Thätigkeit" hervorgehoben ist, so hat das seinen Grund darin, dass ich an jener Stelle nur die s. g. regelmässigen, d. h. die Verba der vier ersten Classen bespreche. Denn eine geistige „Kraftäusserung" wird fast nur durch Verba bezeichnet, die wie **γιγνώσκω, μανθάνω, πάσχω** anderswohin gehörten. Der Gedanke, das mediale Futurum von activer Bedeutung mit derjenigen Gattung des Mediums in Verbindung zu bringen, welche Krüger dynamisch, ich (§. 480) subjectiv oder innerlich nenne, ist gewiss ein glücklicher. Denn in dieser Anwendung wird das Medium am wenigsten scharf sich vom Activ absondern. Es hängt von einer leisen Schattirung des Gedankens ab, ob man eine Handlung rein äusserlich als solche hinstellt, oder als eine aus der Kraft des Subjects in anderm als dem gewöhnlichen Sinne hervorgegangene. Eben deshalb wechseln active und mediale Formen auch ausserhalb des Futurums bei Homer in noch viel mannichfaltigerer Weise, wie dies von I. Bekker Monatsber. der Berl. Ak. 1864 S. 12 weiter ausgeführt ist. Nur kann man zweifeln, ob nicht bei einigen Verben andre Anwendungen des Mediums näher liegen, vor allem das indirecte oder dativische Medium (§. 479). **ὄψομαι** so gut wie das homerische **ὁρῶμαι, ἰδέσθαι, ἀκούσομαι** wie das homerische

ἀκούετο (Δ 331), ἀκουάζεσθαι und das gemeingriechische αἰσθάνομαι, οἴομαι, ἀπολαύσομαι, ἔδομαι, πίομαι wie τέρπομαι, ἑστιάομαι, εὐωχέομαι erklären sich wohl einfacher aus dem letzteren als aus dem ersteren. Die Sprache scheint demnach die Handlung hier doch auch zuweilen als eine solche aufgefasst zu haben, die das Subject für sich und an sich geschehen lässt. Gewiss ist es nun aber auch kein Zufall, dass gerade im Futurum diese Schattirung der Vorstellung in besonderm Grade beliebt ist. Je weniger die Zukunft von dem Willen des Subjects allein abhängt, desto näher liegt es, eine zukünftige Handlung als eine die man mehr an sich geschehen lässt als direct hervorruft zu bezeichnen. Die Verbalwurzel *jâ*, welche wir oben S. 103 als ein Element der Futurform erkannten, bezeichnet ja auch nur die Intention, und es ist nicht bedeutungslos, dass das intransitive werden im Deutschen zugleich das Hülfsverbum des Futurums und des Passivs geworden ist.

Zu §. 329.

Intransitive und transitive Bedeutung. Bei dem Wechsel zwischen der intransitiven und transitiven Bedeutung ist es bezeichnend, dass die erstere offenbar in den Wurzeln, die einen solchen Wechsel aufweisen, die frühere ist. Das geht klar daraus hervor, dass sie an den Tempusstämmen von älterer Prägung haftet, während die transitive in der Präsensbildung und in den zusammengesetzten Tempusstämmen sich einfindet. Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, dass im Präsensstamme ἵ-στα (für σι-στα) nicht ohne Einfluss der Reduplication das Stehen zuerst zum Stellen ward, in Bezug worauf es merkwürdig ist, dass auch lat. *si-sto* bei gleichem lautlichen Element die gleiche Bedeutung aufweist. Der Aorist στῆναι war für die intransitive Bedeutung schon vergeben. Man griff also zu dem jüngeren στῆσαι, um auch für diesen Begriff einen Aorist zu gewinnen.

Cap. 13. Wortbildungslehre.

Ueber dies Capitel als ganzes mögen hier die Worte wieder Platz finden, die ich darüber in der Zeitschr. f. d. ö. Gymn. 1856 S. 13 ff. aussprach: „Die Lehre von der Wortbildung wird selten Gegenstand zusammenhängender Einübung sein. Darum steht sie aber nicht umsonst in der Grammatik. Bei der Erklärung der Schriftsteller findet der Lehrer, sobald er die Flexionslehre als fest eingeübt betrachten kann, vielfältige Gelegenheit auf diesen Theil hinzuweisen und mit Hülfe des darin zusammengedrängten Stoffes den Schüler dazu anzuleiten, dass er die wichtigsten Lehren der Wortbildung benütze, um sich die Kenntniss des griechischen Wörterschatzes zu erleichtern und zu befestigen.“ Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass die Wortkenntniss bei Erlernung des Griechischen fast noch grössere Schwierigkeiten macht als die Aneignung der Formen und ihres Gebrauchs. Und bei den vorhandenen trefflichen lexicalischen Hülfsmitteln bildet sich bei dem Schüler gar zu leicht die Meinung aus, ein Wort sei ein Ding, über das man sich jeden Augenblick im Lexikon Auskunft holen könne. Dieser äusserlichen Auffassung, welche nur die Trägheit fördert, muss entgegen gearbeitet werden. Der Schüler muss es lernen das gegebene Wort nicht rein als solches hinzunehmen, sondern so gut wie die grammatischen Formen als sprachliche Gebilde zu betrachten, die sich nach Stamm und Endung an andre anschliessen. Natürlich ist alles übertriebene Etymologisiren vom Uebel, und nichts wäre verkehrter als darüber andre Seiten des Unterrichts zu versäumen. Aber gewiss darf auch hier dem Gedächtniss der Verstand zu Hülfe kommen, wenn auch mehr sporadisch in einer Weise, die durchaus von dem Tact des Lehrers abhängen muss. In den neueren Auflagen meiner Grammatik ist diese Seite des Sprachunterrichts auch dadurch mit berücksichtigt, dass bei der Verballehre die Nominalbildung überall in Vergleich gezogen ist. Während aber dort natürlich die Wurzeln und Stämme den Ausgangs-

Wortbildung.

punkt und das Augenmerk bildeten, sind es hier umgekehrt die Endungen, die in den Vordergrund treten. — Zu erschöpfen oder vollständig zu sein lag natürlich hier ganz ausserhalb meiner Aufgabe. Eben so wenig war es bei der hier gebotenen Kürze möglich bei der ersten Abtheilung der Wortbildungslehre, der Lehre von der einfachen Wortbildung, zwischen der Form und Bedeutung streng zu unterscheiden. Im ganzen ist die Wortbildung, insbesondere die Nominalbildung, noch ein sehr vernachlässigter Theil der Grammatik, der auch im streng wissenschaftlichen Sinne einer eingehenderen Bearbeitung erst entgegen geht. Reiche Sammlungen und Zusammenstellungen finden sich in den Werken von Bopp (Vergl. Gr. III), Schleicher (Compendium[2]), Pott (Etymologische Forschungen, 1. Auflage Band 2), Leo Meyer Vergl. Gr. des Gr. und Lat. Band 2, während vom besondern Standpunkt der griechischen Sprache aus dies Gebiet vorzugsweise von Lobeck mit jener ihm eigenthümlichen feinen und umfassenden Gelehrsamkeit bearbeitet ist, welche auch der wohl zu berücksichtigen hat, der in Ziel und Methode von Lobeck abweicht. Verhältnissmässig reichhaltig ist auch dieser Abschnitt in der zweiten Auflage von Kühners ausführl. Grammatik I, 690 ff. Aber auf den Grund sieht man hier noch am seltensten. Da es dabei gerade auf die Auffassung der sprachlichen Erscheinungen aus dem ganzen vorzugsweise ankam, so griff ich die Wortbildungslehre in meiner Schrift *de nominum Graecorum formatione* (Berlin 1842) hauptsächlich von dieser Seite an. Dort ist namentlich gezeigt, wie wenig bei den zahlreichen wortbildenden Suffixen von einer von Anfang an vorhandenen specifischen Bedeutung die Rede sein kann, wie vielmehr besonders mit Hülfe des Genusunterschiedes ein verschiedner Gebrauch der ursprünglich nur durch feine Schattirungen von einander getrennten Suffixe sich erst allmählich in der Sprache herausstellte. Jene Kategorien der Bedeutung also, nach welchen ich den Stoff für den Zweck der Schule geordnet habe, sind sämmtlich jüngeren Datums, und keineswegs als von Anfang an im Sprachgefühl vorhanden vorauszusetzen, dennoch aber für die Kenntniss der ausgebildeten

Nominalbildung.

Sprache dem lernenden unentbehrlich. Auch die von mir aufgestellten Classen liessen nach dem Zwecke dieses ganzen bloss auf einen Ueberblick gerichteten Abschnittes keine eingehendere Beschreibung zu. Sonst hätte über die Umwandlungen, welche die einzelnen Bedeutungskategorien erfahren, noch manches hinzugefügt werden müssen. So ist es namentlich selbst bei flüchtiger Betrachtung nicht zu verkennen, dass die unter B und C aufgeführten Classen von Wörtern sich mannichfaltig unter einander berühren. Durch die Wahl der Beispiele ist dies zum Theil wenigstens angedeutet worden. So findet sich unter den *nomina actionis* δεσμός, das doch streng genommen nur in der Bedeutung des Bindens in diese Kategorie gehören würde, insofern es aber das bindende oder gebundene bezeichnet, vielmehr zu §. 343 gehört. Der homerische Plural δέσμα-τα (§. 175 D.) entspricht daher besser der Bedeutung des Wortes als die im Singular übliche masculinische Form. Umgekehrt ist γένος nicht auf die Bedeutung des erzeugten oder geborenen beschränkt, sondern greift auch in die von γένεσις Geburt, Ursprung über, wozu dann noch die collective Anwendung auf alles geborene, entstandene, das Geschlecht kommt. Die Schwierigkeit einer wirklich befriedigenden Wortbildungslehre liegt zum grossen Theil in der Flüssigkeit aller dieser Kategorien, welche zwar das Festhalten einiger Hauptdifferenzen nicht ausschliesst, die Untersuchung im einzelnen aber auf jedem Schritt behindert, zumal da es noch so vielfach an einem vollkommen sichern Ausgangspunkt fehlt. Hier ist für die Wissenschaft noch so gut wie alles zu thun. Erst wenn die einzelnen indogermanischen Sprachen nicht bloss den Lauten nach, sondern auch mit feiner Beobachtung der Bedeutungen umfassend erforscht sind, kann man weiter kommen. Am wenigsten wird mit jenem vorschnellen Gleichsetzen halbwegs ähnlicher Suffixe gewonnen, für welches einzelne Sprachforscher eine besondre Vorliebe haben. Vielmehr bleibt vor der Hand wenig andres übrig als vorsichtiges Zusammenstellen dessen was nach Laut und Gebrauch sich leicht an einander schliesst. Als ein für die griechische Wortbildung brauchbares Hülfsmittel mag hier noch Pape's Etymologisches

Wörterbuch der griechischen Sprache, „zur Uebersicht der Wortbildung nach den Endsylben geordnet“ Berlin 1836, und als eine in ihrer Art musterhafte Specialforschung die Schrift von Schwabe *de deminutivis graecis et latinis* (Gissae 1859) erwähnt werden.

Zu §. 353.

Abgeleitete Verba. Die abgeleiteten Verba sind so geordnet, dass die drei häufigsten Arten den Anfang machen. Die gemeinsame Herkunft der Verba auf *-οω*, *-αω*, *-εω* aus den im Sanskrit erhaltenen auf *-ajâmi* ist schon wiederholt erwähnt worden (S. 28, 100). Die Verschiedenheit der Vocale ist gewiss ursprünglich keine regellose gewesen. Ich betrachte mit Schleicher (Compend.[2] S. 353) und Grassmann (Ztschr. XI, 94) den Vocal *α* als den schliessenden Vocal des Nominalstammes, *-jâmi* aber, wie oben erörtert ist, als ein ursprünglich ich gehe bedeutendes Hülfsverbum. Setzen wir also ein dem griechischen *τιμά-ω* entsprechendes indogermanisches *tima-jâ-mi*, so würde dies ich gehe Ehre bedeuten. *tima* ist dabei als ein dem griech. *τιμα* gleicher Nominalstamm angenommen. Es ist dabei freilich, was die Bedeutung betrifft, gleich von Anfang an dem Verbum des Gehens die Fähigkeit beizumessen auch das Hervorbringen, Bewirken zu bezeichnen, wie wir ja auch das intransitive *στα* zu *ἵστημι*, wie wir inchoative Verba z. B. *βάσκω* in causative (vgl. S. 123) übergehen sahen. So hat sich denn für *τιμάω* eben diese Bedeutung ich bringe in Ehre festgesetzt, während anderswo die intransitive des Umgehens mit etwas hervortritt. Als nun das ursprüngliche *α* sich zu spalten, als im Griechischen sich eine A- und O-Declination zu sondern begann, war es natürlich, dass in den Nominal- und in den aus ihnen abgeleiteten Verbalstämmen der gleiche Vocal auftrat. Zuerst mochte daher wohl überall aus einem Nominalstamme auf *α* nur ein Verbum auf *-αω*, aus einem auf o ein solches auf *-οω* hervorgehen. Dies Verhältniss ist auch wirklich in dem uns erkennbaren Sprachzustande in weit überwiegender Ausdehnung erkennbar. Aus diesem Grunde sind solche Bildungen in den Beispielen voran-

gestellt, wie *μισθό-ω*, *τιμά-ω*, zugleich aber doch auch einzelne hinzugefügt, in welchen Nomen und Verbum aus einander gehn, wie in *γοά-ω*, *ζημιό-ω*. Die Verba auf *-εω* nehmen dabei eine indifferente Stellung ein, indem das *ε* einem *α* nicht ferner steht als einem *ο*. Unverkennbar ist es nun aber, dass die ursprüngliche Norm von der Sprache nicht festgehalten ist, dass in nicht wenigen Fällen nicht bloss ein andrer Vocal im Verbum als im Nomen hervortritt, sondern dass auch ein Vocal im Verbum sich zeigt, der dem Nominalstamme völlig fremd ist z. B. in *πυρ-ό-ω*, *θηρι-ά-ομαι*, *ἱστορ-έ-ω*. Zur Erklärung dieser Abnormität lässt sich vielerlei beibringen, wie es denn namentlich nahe liegt den im Verbum erhaltenen Stamm bisweilen für einen neben dem andern in einer gewissen Sprachperiode üblichen zu halten. Allein es ist sehr fraglich, ob wir dies immer vorauszusetzen berechtigt sind. Häufig vorkommende Ausgänge werden in der Sprache leicht selbständig. Man gewöhnte sich so sehr an Verba auf *-εω*, *-αω*, dass man sie nach erweiterter Analogie auch aus Nominalstämmen entwickelte, in denen von Haus aus die Elemente dazu nicht vorhanden waren. Das Lateinische lässt hier, wie in der Regel, noch weniger Gleichmaass durchblicken. Die lateinischen Verba auf *-are* (*-ari*) entsprechen denen auf *-αω* und *-οω* gemeinsam, so dass nun nicht bloss von *corôna coronâre*, sondern auch von *dominus dominâri* gebildet wird. Dennoch ist es mir wahrscheinlich, dass es auch dem Lateinischen in einer älteren Sprachperiode nicht an einer der O-Declination entsprechenden O-Conjugation fehlte. Diese ist aber nur in einigen verbalen Adjectiven erhalten wie *aegrô-tu-s*, von dem es nicht fern liegt auf ein *aegro-e-re* krank machen zu schliessen, zu dem sich dann *aegrô-tu-s* verhalten würde, wie *ἱδρω-τό-ς* zu *ἱδρό-ω*. Da aber altes *o* im Lateinischen vielfach in *u* übergeht, so liegt es nahe *nâsû-tu-s*, *versû-tu-s* ebenso zu fassen und vielleicht selbst *argu-er-e* mit *argû-tu-s* einem griechischen, freilich nicht nachweisbaren *ἀργό-ω* (von *ἀργός* hell) zu vergleichen. Dies Thema ist weiter ausgeführt in meiner Abhandlung ‚Ueber die Spuren einer lateinischen O-Conjugation‘ in der Symbola

philologorum Bonnensium I S. 269 ff. Auch bei den übrigen Hauptarten der abgeleiteten Verba ist immer das Beispiel voran gestellt, welches die Norm abgibt, so namentlich bei der siebenten Abtheilung *σημαίν-ω* vom St. *σηματ*. Nach dem was früher über derartige Präsensbildungen gesagt ist, bedarf es kaum der Bemerkung, dass *σημαίν-ω* für *σημαν-jω* steht. Dabei gehört das Jod der verbalen Ableitung, *σημαν* aber ist der Nominalstamm *σηματ* in einer, wahrscheinlich älteren Form. Ebenso *ὀνομαίν-ω* vom St. *ὀνομαν* einer älteren im lat. *nōmen*, skt. und goth. *nâman* erhaltenen Stammform, die sich unter anderm auch in *νώνυμν-ο-ς* erkennen lässt. Denn hier vertritt *υ* in ähnlicher Weise das ältere ο (vgl. *ἀν-ώνυμο-ς*, *συν-ώνυμο-ς*), so dass *νη-ονυμνο-ς* auf einer Linie mit dem lat. *i-gnominu-s* dem vorauszusetzenden Stammwort von *i-gnomin-ia* steht.

Zusammensetzung. Für die Lehre von der Zusammensetzung, welche bei dem ausserordentlichen Reichthum namentlich der Dichtersprache an Compositis für das Griechische eine ganz besondere Bedeutung hat und ohne Schaden für das Verständniss der homerischen Beiwörter und zahlreicher hochpoetischer Gebilde der Tragiker im Schulunterricht nicht unberücksichtigt bleiben kann, habe ich die wesentlichsten Normen in aller Kürze zusammengestellt. Ausser den bereits mehrfach angeführten umfassenden Werken kommen für diesen Abschnitt namentlich noch folgende in Betracht: Jacob Grimm, der im zweiten Bande seiner deutschen Grammatik, namentlich S. 969 ff. ein reiches Material für das Griechische nach seinen Gesichtspunkten behandelt, Ferd. Justi Ueber die Zusammensetzung der Nomina in den indogermanischen Sprachen Gött. 1861, eine Schrift von umfassendster Gelehrsamkeit, die, wenn man auch die zu Grunde liegenden Anschauungen nicht durchweg billigen kann, doch jedenfalls den Ausgangspunkt für jede künftige eingehendere Untersuchung bilden muss, Lobeck in seinen *Parerga ad Phrynichum*, wo einige der constitutiven Compositionsgesetze des Griechischen zuerst begründet und viele Einzelheiten meisterhaft erörtert sind.

Zu §. 354.

Verbindung der Stämme.

Schon die einfache Thatsache, dass im ersten Theil des Compositums der Wortstamm als solcher erscheint, ist von grösster Wichtigkeit für eine richtige Einsicht in den Sprachbau. Hätte man dieses eine Factum zu erkennen vermocht, so würde eine Menge von Verkehrtheiten schon vor der Umbildung der neueren Sprachwissenschaft vermieden worden sein. Hier liegen die Stämme klar zu Tage, durch welche die Declination der Nomina überhaupt erst zu verstehen ist. — Auch an der Art, wie die beiden Glieder des Compositums mit einander verknüpft werden, kann man wichtige Züge aus der Geschichte der Sprache sich verdeutlichen. In dieser Beziehung zeigen die consonantischen Stämme eine starke Neigung sich mit einem Vocal zu versehen, oder mit andern Worten in die Analogie der vocalischen Stämme überzugehn. Der Vocal, um welchen sich auf diese Weise der Stamm erweiterte*), war gewiss von Anfang an das kurze *α*. Dieses *α* ist uns in einigen Wörtern noch unverändert erhalten: *κυν-ά-μυια* (Il. *Φ* 394), *ποδ-ά-νιπτρο-ν* (Od. *σ* 504), in der Regel ging es in o über: *κυν-ο-κέφαλο-ς*, *ποδ-ο-κάκη*. Und indem dasselbe o durch die Kraft einer sich nach und nach ausbildenden Analogie der regelmässige Stellvertreter auch eines *α* der A-Declination ward z. B. in *μουσο-μήτωρ* und selbst Stämmen auf *ι* und *υ* sich anhängte, ward o derjenige Vocal, der gewissermaassen überall in der Gränzsylbe der beiden componirten Stämme zu er-

*) In diesem Sinne wird für die Schulgrammatik der Ausdruck ‚Bindevocal' wohl gerechtfertigt werden können. Dass ich diesen Vocal weder als ein rein lautliches Element nach Art der Hülfsvocale, noch als ein dynamisches auffasse, wozu Jacob Grimm (Gr. II 403) neigte, indem er den ‚Compositionsvocal' für das unterscheidende Merkmal ‚echter' Composition erklärte, geht aus den Worten des Textes hinreichend deutlich hervor. — Vieles hieher gehörige ist fleissig, wenn auch mit Einmischung gewagter Hypothesen, in der Schrift von Rich. Roediger ‚de priorum membrorum in nominibus graecis compositis conformatione finali' L. 1866 aus einander gesetzt.

warten ist. Auf altes α aber, das ja nach der ursprünglichen Identität der harten Vocale (vgl. S. 27) überall als Vorstufe eines ο oder ε zu erwarten ist, führt uns bei den Compositis noch eine andre wenig beachtete Gestaltung. Die epische Poesie, in welcher sich die Wörter nach dem Maass des Hexameters strecken müssen, hat eine ganze Reihe von Zusammensetzungen, in welchen η die Stelle eines ο vertritt, und zwar nicht bloss bei A-Stämmen, in welchen das η uns wenig Wunder nimmt z. B. *μοιρη-γενής* (nur im Voc. *μοιρη-γενές* Il. *Γ* 182), sondern auch bei O-Stämmen: *νεηγενής*, *ἐλαφη-βόλο-ς* und nach consonantischen Stämmen: *αἰθρ-η-γενέτη-ς*, *εὐ-η-γενής*. Der Anlass zu dieser Abweichung liegt offenbar in dem Bestreben eine lange Sylbe zu gewinnen. Dabei ist aber nicht, wie man erwarten möchte, ω, sondern η die Länge eines ο. Dies weist aber auf einen Sprachzustand zurück, da ο und η noch in der Einheit des ursprünglichen α verbunden waren. Eben deshalb findet sich an derselben Stelle auch bisweilen ᾰ z. B. in *ἀρετᾰ-λόγο-ς*, *πολεμᾰ-δόκος* (Pind.), *σταδια-δρόμο-ς* (Inscriptt.). Insofern bestätigt also diese Thatsache der Zusammensetzung wichtige Züge aus der Lautgeschichte, zeigt uns aber zugleich wie sich im Laufe der Sprachausbildung eigenthümliche Analogien einstellen, die vom Sprachgeiste selbst, so zu sagen, nicht mehr verstanden, dennoch aber mit eigenthümlicher Zähigkeit festgehalten werden.

Was sich sonst noch an Besonderheiten findet, lässt sich hauptsächlich unter drei Hauptgesichtspunkte ordnen. Erstens nämlich gibt es eine Reihe alter Formen, in welcher jener Vocal verschmäht wird: *πυγ-μάχο-ς* (Od.), *μελαγ-χροιής* (Od.), *πυρ-φόρο-ς*. Diese Bildungen sind in §. 354 nicht geradezu als unregelmässig bezeichnet, insofern z. B. *σακές-παλος* (vgl. *ἐπεςβόλος*, *σελαςφόρος*, *φωςφόρος*) dort als Beleg für die Thatsache verzeichnet sind, dass in der Zusammensetzung die Stämme hervortraten. Sie sind nur insofern ungewöhnlich, als im Laufe der Zeit die Einführung eines Vocals zur Regel geworden. Zweitens traten allerlei Verkürzungen des ersten Wortstammes ein, so namentlich in **den** Compositis mit Sigmastämmen, in welchen

diese ganz wie O-Stämme behandelt werden: *τειχο-μαχία*, *κρεο-πώλη-ς*. *) Drittens zeigen sich Casusendungen am Schlusse des ersten der beiden zusammengesetzten Stämme; bald die des Genitivs: *οὐδενός-ωρο-ς* (Il. Θ 178), bald und zwar weit häufiger die des Dativs: *δουρι-άλωτο-ς*, *κηρεσσι-φόρητο-ς* (Il. Θ 527), *κηρι-τρεφής* (Hes.) und des ihm vielfach sehr nahe kommenden Locativs *Πυλοι-γενής* (Il. *B* 54). Insofern das eigenthümliche der Zusammensetzung gerade darin besteht, dass zwei Wortstämme sich zu einem ganzen verbinden, ohne dass ihr Verhältniss zu einander weiter bestimmt wird, nennt Jacob Grimm solche Composita mit Recht uneigentliche. Sie sind gewissermaassen Zwitterwesen, die auf der Gränzlinie der synthetischen und syntaktischen Verbindung stehen.

Zu §. 356 und 357.

Diese beiden Paragraphen enthalten die allerwichtigsten Gesetze der griechischen Zusammensetzung. „Ein Verbum kann ohne seine Natur zu verändern“ d. h. so lange es Verbum bleibt „nur mit einer Präposition zusammengesetzt werden.“ Dies ist wohl die schlichteste Fassung jenes von Lobeck so benannten *regium praeceptum Scaligeri*, welche dieser grosse Philolog zuerst in der einfachen Observation aussprach, *εὐαγγέλλω* könne kein griechisches Verbum sein. Lobeck ad Phryn. 560 ff. hat die Gültigkeit dieses Gesetzes und seine spärlichen, zum grössten Theil bloss scheinbaren Ausnahmen von allen Seiten beleuchtet. Man vergleiche auch Buttmann Ausführl. Gr. II, S. 470 ff. Das Verbum war für das Sprachgefühl offenbar etwas viel zu bewegliches, um mit einem andern Redetheil feste Verbindungen eingehen zu können. Seiner ganzen Anlage nach selbst eine uralte Synthesis von Prädicat und Subject, überdies zur Unter-

Zusammengesetzte Verba.

*) Man vergleiche die Schrift von Schoenberg ‚Ueber griechische Composita, in deren ersten Gliedern viele Grammatiker Verba erkennen‘, Mitau 1868, wo jedoch die Jagd auf S- und — das ist das Endziel — T-Stämme bis zum äussersten getrieben wird.

scheidung des Activs und Mediums, der Zeitarten, der Zeitstufen, der Modi, und zwar, wie wir sahen, nicht selten auf dem Wege der Zusammensetzung und unter der mannichfaltigsten Veränderung der Stammsylbe genöthigt, war es nicht geeignet, waren die Verbalformen nicht die Stätte, um zwei verschiedene Vorstellungen zu einem neuen ganzen zusammenzuschliessen. Nur die Präpositionen, die, ursprünglich Adverbia mit zum Theil noch deutlich erkennbaren Casusformen, den Verbalstamm seiner wesentlichen Bedeutung nach unangetastet lassen und mehr die Richtung, welcher die Handlung zustrebt, sowohl im ursprünglichen räumlichen als im übertragenen geistigen Sinne bezeichnen, können mit Verbalformen unter einen Hauptton gebracht und dadurch mit ihnen zu einem Worte verbunden werden. Aber die Lockerheit dieser Verbindung ergibt sich schon daraus, dass in der homerischen Sprache, welche in dieser Beziehung mit der der Veden übereintrifft, dies Band in jedem Augenblick wieder gelöst, dass in der so genannten Tmesis die Präposition von dem durch sie bestimmten Verbum getrennt werden kann und noch mehr dadurch, dass das Augment und die Reduplication die Verbindung allemal wieder durchbricht. Durch die Stellung dieser Elemente in *συν-έ-λαβ-ο-ν*, *προ-βέβουλ-α* deutet die Sprache so unverkennbar wie möglich an, dass der eigentliche Körper des Verbums erst hinter der Präposition beginnt. Man könnte daher auch sagen, nicht eigentlich Verbalstämme, sondern nur einzelne Verbalformen werden mit Präpositionen zusammengesetzt. Das Gesetz gilt für die lateinische Sprache wie für die griechische. So wenig ein *οἰκοδέμω*, so wenig ist *aedi-facio* oder *aedi-ficio* möglich. Dadurch aber dass die lateinische Sprache jene merkwürdigen Halbcomposita oder uneigentlichen Composita wie *cale-facio*, *bene-dico* besitzt, die sich zum Theil schon nach Accent und Vocalismus von den eigentlichen Compositis unterscheiden, tritt hier die Regel weniger scharf hervor. — Die Abneigung gegen feste Zusammensetzung theilen nun die abstracten Substantiva. Lobeck ad Phryn. 489 ff. zeigt, dass Wörter wie *μισθο-φορά*, *ἱστο-δόκη*, *νεκρο-θήκη* selten und durch ihren gewissermaassen technischen Gebrauch

Verbale Nomina.

entschuldigt sind, während im übrigen die Sprache an dem Grundgesetz festhält, dass sich zwei Begriffe nur in dem persönlichen Nomen agentis dauernd vereinigen können: *οἰκο-δόμο-ς* (vgl. *aedifex*), *λιθο-βόλο-ς*, *ναυ-μάχο-ς*. Aus diesen so zusammengeschlossenen, neu gewordenen Stämmen gehen nun erst wieder abgeleitete Verba wie *οἰκοδομέ-ω* (vgl. *aedificare*), *λιθοβολέω*, *ναυμαχέ-ω* und abstracte Nomina wie *οἰκοδομία*, *λιθυβολία*, *ναυμαχία* hervor, ähnlich wie wenn wir im Deutschen aus wahr und sagen nicht, wie es im Unterschied vom Griechischen wirklich geschieht, wahrsagen, sondern zunächst nur das Nomen Wahrsager, dann daraus etwa das Verbum wahrsagern und das Substantiv Wahrsagerei hervorgehen liessen. So kommt es, dass im Verbum und im abstracten Substantiv die Composition in der Regel nicht ohne Ableitungsendung sich zeigt. Freilich aber ist die vorausgesetzte Mittelstufe nicht immer vorhanden, sie ist oft nur in der Idee, nur für das Sprachgefühl da. — Die Bedeutsamkeit dieser Gesetze ist einleuchtend, sie lassen nach vielen Seiten hin tiefe Blicke in das Wesen der Sprache thun.

Zu §. 358.

Die hier erwähnten alterthümlichen Composita wie *δακέ-θυμο-ς*, fast ausschliesslich ein Eigenthum der Dichtersprache, habe ich in der alten Weise als Verbindungen eines Verbalstammes mit Nominalstämmen hingestellt, obgleich mir natürlich nicht unbekannt war, dass die vergleichenden Grammatiker darüber zum Theil ganz anders denken (vgl. Bopp Vgl. Gr. III 438, Justi S. 45). Aber so vielfach man es auch versucht hat in dem ersten Bestandtheil von *δακέ-θυμο-ς*, *λυσί-πονος* — worin Jac. Grimm Imperativformen sieht — Nominalstämme nachzuweisen und so beachtenswerth manche Analogien sind, welche man besonders für die zweite Art der Bildung zur Begründung solcher Auffassung beigebracht hat, es scheint mir dies noch keineswegs gelungen zu sein, und es blieb daher für die Schulgrammatik vollends nichts übrig, als bei der alten Erklärungsweise zu verharren.

Jetzt liegt über diese Classe von Zusammensetzungen die gründliche Untersuchung von W. Clemm De compositis Graecis quae a verbis incipiunt Gissae 1867 vor, welche meines Erachtens diese ältere Ansicht insofern bestätigt, als wir in den ersten Gliedern dieser Wörter Tempusstämme und zwar in den asigmatischen wie *ἐχέ-φρων*, *φυγο-πτόλεμο-ς* Praesens- oder starke Aoriststämme, in den sigmatischen wie *πλησ-ίστιο-ς*, *κλαυσί-γελως* schwache Aoriststämme annehmen dürfen. Die zweite Bildung verhält sich zur ersten wie *Λυσ-ίας* zu *Φειδ-ίας*, *πανσ-ωλή* zu *τερπ-ωλή*, *λείψ-ανο-ν* zu *δρέπ-ανο-ν*.

Zu §. 359.

Bedeutung der Composita.

Selbst auf eine Frage, welche so durchaus dem Griechischen selbst anzugehören und mit den eigensten Aufgaben der Philologie zusammenzuhängen scheint, wie die nach der Bedeutung der Composita, ist erst mit Hülfe der vergleichenden Grammatik und speciell des Sanskrit eine befriedigendere Antwort gefunden. Dass die griechischen Grammatiker die Composita überhaupt eingehender untersucht oder sich mit ihrer Bedeutung beschäftigt hätten, ist nicht bekannt. Die indischen aber haben mit dem ihnen eigenthümlichen Scharfsinn die unendliche Fülle ihrer zusammengesetzten Wörter nach dem Bedeutungsverhältniss in sechs Classen eingetheilt, eine Eintheilung, die zwar nicht in jeder Beziehung befriedigt, aber doch die wesentlichsten Unterschiede scharf hervorkehrt und deshalb nicht bloss für das Sanskrit, sondern für alle mit ihm verwandten Sprachen, ja für die Sprachforschung überhaupt im weitesten Sinne ihre grosse Bedeutung hat. Justi hat in der mehrfach genannten Schrift in einer sehr beachtenswerthen Weise versucht diese Eintheilung noch zu verschärfen und bestimmter zu gliedern. Ihm folgt in einem Hauptpunkte Ferd. Heerdegen, der in seiner Doctordissertation De nominum compositorum Graecorum imprimis Homericorum generibus Berol. 1868, die ganze Eintheilungsfrage einer scharfsinnigen und eindringlichen Untersuchung unterzieht. Von einem mehr philo-

sophischen Standpunkt aus wird die Zusammensetzung behandelt in der Schrift von Ludw. Tobler ‚Ueber die Wortzusammensetzung' Berlin 1868.

Für den Zweck der Schulgrammatik konnte es nur darauf ankommen, diejenigen Arten der Zusammensetzung, welche im Griechischen die geläufigsten geworden sind, bestimmt von einander zu sondern und deutlich zu bezeichnen. Und unverkennbar sind es drei Arten, welche als solche hervorzuheben waren. Vorangestellt habe ich die Art, welche in vieler Beziehung die einfachste ist. Da hier die Kraft der Zusammensetzung sich nur darin zeigt, dass das zweite Wort durch das erste näher bestimmt wird, so nenne ich die hieher gehörigen Composita mit Bopp *Determinativa*. Determinative Composita. Man hat diese Bezeichnung angefochten, weil sie zu weit sei, indem genau genommen in jedem Compositum das eine Wort das andre näher bestimme. Aber hier ist eben das blosse Bestimmen das wesentliche. Justi S. 87 wählt den Ausdruck „appositionell bestimmend", der freilich das Verhältniss deutlicher bezeichnet, aber sich mit der Fassung des Begriffes Apposition nicht verträgt, welche ich aus guten Gründen in der Syntax (§. 361, 12) aufgestellt habe, und überdies nicht für alle hier zu subsumirenden Fälle ausreicht. Denn schon in ὁμό-δουλο-ς Mitsklave kann man doch nicht ohne Zwang ὁμο eine Apposition zu δοῦλος nennen und in Beispielen wie παμμήτωρ (Soph. Ant. 1282 τοῦδε παμμήτωρ νεκροῦ), Δύςπαρις, ἀγα-κλειτό-ς, ἀμφι-θέατρο-ν geht dies noch weniger. Auch der von Lange für diese Classe vorgeschlagene und von Heerdegen, wenn auch in etwas andrer Anwendung, gebrauchte Ausdruck attributiv passt aus demselben Grunde nicht. Die von Lobeck (ad Phryn. p. 600) gemachte Bemerkung: *non solent Graeci substantivum cum adjectivo ita componere, ut compositorum eadem significatio sit, quae fuerat appositorum* trifft diese Classe. Das Streben der Sprache ging überall dahin durch die Zusammensetzung zweier Wörter etwas auszudrücken, was wenigstens nicht ganz durch die Nebeneinanderstellung beider erreicht werden konnte. Bisweilen freilich genügte es dem Sprachgefühl auf

diese Weise einen technischen und eben deshalb eigenthümlich umgränzten Ausdruck zu gewinnen z. B. in ἀκρό-πολι-ς, was nicht jede hochgelegene Stadt, sondern den befestigten hochgelegenen Theil, so zu sagen die Hochstadt im eminenten Sinne bezeichnet. Aehnlich in den zahlreichen botanischen Compositis mit ἀγριο-, ἀγριελαία u. s. w., die aber erst allmählich aufkamen. Andre tragen die Farbe augenblicklicher Einfälle oder absichtlich pikanter Beinamen, wie Il. Ψ 791 ὠμογέροντα δέ μίν φασ' ἔμμεναι (vgl. Od. ο 357 ἐν ὠμῷ γήραϊ θῆκεν), Αἰνόπαρις.

Attributive Composita. Den schärfsten Gegensatz zur ersten Classe bildet die zweite. Dieselben Wortgebilde geben einen ganz verschiedenen Sinn, je nachdem sie in diese oder in jene Classe gehören. Das entging selbst den byzantinischen Grammatikern nicht. Lobeck a. a. O. führt die von ihm unzweifelhaft richtig emendirten Worte des Tzetzes ad Lycophr. 731 an: καλλίπαις ἡ καλῆς παιδὸς μήτηρ καὶ ἡ καλὴ παῖς. In ersterem Sinne, nach unsrer Bezeichnung also attributiv, heisst Phädros so bei Plato p. 261 a als Vater schöner Reden. καλλίπαις, im zweiten, nach unsrer Bezeichnung determinativ, Persephone bei Eurip. Orest. 956 καλλίπαις θεά. Das eigenthümliche der zweiten Classe besteht darin, dass, wie Justi S. 118 es treffend ausdrückt, hier das Subject nicht in dem Compositum, sondern ausserhalb liegt. Dasselbe wollte ich mit meiner Bezeichnung attributiv sagen. Ich nahm das Wort attributiv nicht in dem Sinne, in welchem ich es in der Syntax anwende. Diese Composita sind nichts für sich, sie sind nur etwas als Attribute irgend eines Substantivs. Wie in künstlerischer Darstellung das Attribut dem Gotte, dem Heros oft in der freiesten Weise und ohne alle Beziehung auf die Situation beigegeben wird, in welcher der Künstler ihn uns vorführt, so diese attributiven Composita, die in der epischen Poesie einen grossen Theil der für sie so charakteristischen epitheta ornantia bilden, wie χρυσο-κόμη-ς, λευκ-ώλενο-ς, βο-ῶπι-ς, ῥοδο-δάκτυλο-ς. Indem die Sprache hier in äusserster Kürze durch die blosse Zusammenfassung zweier Wortstämme unter einen Accent ein eigenthümliches neues Gebilde schafft, dürfen wir sagen

dass diese Zusammensetzungen gewissermaassen auf der höchsten Stufe stehen und sehr mit Recht unterscheidet sie Justi von den übrigen als die „höhere Art der Zusammensetzung“. Aber eben deshalb weil es hier eines besonders energischen Acts der schöpferischen Phantasie bedarf, passt diese Gattung nicht, oder nur in geringem Umfang für das Gleichmaass der Alltagsrede. Die indischen Grammatiker nennen solche Composita *Bahu-vrîhi*, wörtlich viel-reis oder deutlicher reich an Reis nach einem Beispiel dieser Gattung welches griechisch *πολυ-ορυζο-ς* lauten würde. Bopp hat dafür die Benennung „possessive Composita“ aufgebracht, weil sie (Vergl. Gr. III, 455) „den Besitzer dessen ausdrücken, was die einzelnen Theile der Zusammensetzung bedeuten, so dass der Begriff des Besitzenden immer zu suppliren ist“. Dieser Name und diese Definition finden allerdings auf viele, aber keineswegs auf alle hieher gehörigen Bildungen Anwendung. Schon manche in der Grammatik aufgeführte Beispiele wie *πικρόγαμος* (Od. *α* 266 *πάντες κ' ὠκύμοροί τε γενοίατο πικρόγαμοί τε*), *δεκαετής* zeigen, dass der Bereich dieser Zusammensetzung ein weiterer ist. Für die Sprache der Tragiker reicht man aber vollends nicht mit der possessiven Bedeutung aus. Wenn schon für unser doppelzüngig (vgl. *ἀμφίγλωσσος* bei Eustath.) die steife und schiefe Umschreibung eine doppelte Zunge habend nicht ausreicht, so noch weniger für *πικρόγλωσσοι ἀραί* (Aesch. Sept. 768 Herm.) die Uebersetzung eine bittere Zunge habend. Thersites heisst nicht *ἀμετροεπής* weil er ungemessene Worte besitzt, sondern weil er sie vorbringt (vgl. *λιγύ-φθογγο-ς*), *οἰοχίτων* (Od. *ξ* 489) ist nicht wer bloss einen Chiton besitzt, sondern wer nur einen an sich trägt, *χειροδίκαι* heissen (Hes. *ἔργ*. 189) die welche ein Faustrecht üben, der *πολύκερως φόνος* des rasenden Ajax (Soph. Aj. 55) hat nicht, sondern trifft viele Hörner, die *λευκοπήχεις κτύποι* (Eurip. Phoen. 1356) bezeichnen das von den weissen Armen hervorgebrachte Geräusch; kurz die Verbindung eines solchen Compositums mit seinem Substantiv lässt sich keineswegs immer durch den Begriff des Habens vermitteln und ich be-

zweifle, ob sie eine bestimmtere Definition zulässt als die in der Grammatik gegebene: „der durch die Zusammensetzung entstandene neue Begriff wird einem andern Worte als Eigenschaft beigelegt." Der Versuch auf anderm Wege als auf dem der Composition dasselbe auszudrücken, gelingt auf sehr verschiedene Weise.

Abhängigkeitscomposita. Die dritte Classe der Zusammensetzung steht insofern der ersten näher als der zweiten, als auch bei ihr der eine Begriff durch den andern bestimmt wird, ohne dass er eine Veränderung, eine weitere Prädicirung erführe. Aber das Verhältniss ist hier ein andres, dort in der ersten Classe Congruenz, hier Rection. Ueberdies springt ein andrer Unterschied, die Freiheit der Stellung in's Auge. Dazu kommt, dass in der dritten Classe öfter als in den beiden früheren das zweite Wort als solches vor der Zusammensetzung gar nicht existirte, so namentlich in den zahlreichen Compositis auf *-ο-ς* im Nom., welche vorherrschend im activen und denen auf *-ης*, welche im passiven Sinne aus der Verbindung eines Nominal- mit einem Verbalstamme hervorgehen: ***μελο-ποιό-ς***, ***βουνόμο-ς***, neben dem passivischen ***βού-νομο-ς***, ***πατρο-κτόνο-ς***, aber ***θεοστυγής***, ***οἰκογενής***. Das wesentliche bleibt aber das Rectionsverhältniss. Die Verschiedenheit der Rection ist schon durch die Beispiele angedeutet. Am häufigsten sind solche Composita, die in der Umschreibung durch ein Particip oder Verbaladjectiv für das abhängige Wort das Verhältniss des Accusativs oder des Instrumentalis erfordern. Beispiele der ersteren Art sind: ***δρυ-τόμο-ς***, ***δορυ-φόρο-ς***, ***λοχ-αγό-ς***, ***ἱππό-δαμο-ς***, ***πτολί-πορθο-ς***, ***ἱππ-αγωγό-ς***, ***ἑλκε-χίτων***, der letzteren ***αἰχμ-άλωτο-ς***, ***θεό-δμητο-ς***, ***ἱππό-βοτο-ς*** ***ναυσί-πορο-ς***. Daneben finden sich aber auch alle übrigen Casusverhältnisse , so das des Locativs in *Θηβα-γενής* oder mit locativischer Form ***Θηβαι-γενής***, ***ὀρει-βάτη-ς***, das des Dativs in ***ἐπιχαιρε-κακό-ς***, ***θεο-είκελο-ς***, das des Genitivs, bei uns das häufigste, von den Griechen eher gemieden, in ***οἰκο-φύλαξ*** (Aesch.) ***ἀστυ-γείτων***, ***χορο-διδάσκαλο-ς***.

Die Zusammensetzung weiter zu verfolgen liegt uns hier fern. Es sollten nur die Hauptarten durch eine grössere Anzahl von Beispielen und einige hinzugefügte Worte deut-

licher gemacht werden. Dass auch der Schüler bei der Erklärung kühnerer Composita bei Homer und den Tragikern in diese Werkstätte der Sprache einen Blick thue, kann ihm gewiss nur förderlich sein. Der Reichthum und die weise Mässigung der griechischen Sprache nach dieser Richtung sind wahrhaft bewundernswerth.

Zweiter Theil.

S y n t a x.

Allgemeines. Die Darstellung der Syntax in meiner Schulgrammatik wird schon deswegen viel weniger der Erläuterung bedürfen, weil sie in viel geringerem Grade von der allgemein üblichen Behandlung abweicht. Für eine durchgreifende Neugestaltung fehlen hier noch die wissenschaftlichen Vorarbeiten, vor allem reiche Sammlungen des syntaktischen Gebrauchs der verwandten Sprachen, wie sie bis jetzt nur für das Lateinische und, leider unvollendet, in Jac. Grimm's viertem, auch für griechische Syntax ungemein lehrreichem Bande der deutschen Grammatik für die deutschen Sprachen vorliegen. Eine Syntax der Sanskritsprache wird leider noch immer vermisst. Für das Gebiet der slawisch-lettischen Sprachen hat Schleicher in seiner litauischen Grammatik (Prag 1856) wenigstens einen Anfang gemacht, der mir bei der Vergleichung mit griechischen Gebrauchsweisen oft lehrreich war.*) Viele treffliche Andeutungen allgemeiner Art und wichtige Zusammenstellungen für einen besondern Theil der Syntax — die Lehre von den Präpositionen — enthält der Vortrag Ludwig Lange's Ueber Ziel und Methode der syntaktischen Forschung in den Verhandlungen der Göttinger Philologenversammlung (Gött. 1852). In ähnlichem Sinne spricht sich über die an die Syntax zu stellenden Forderungen Kvíčala aus in seiner

*) Dazu kommt jetzt Miklosich's vierter Band seiner Vergleichenden Grammatik der slawischen Sprachen, von dem aber erst ein Heft vorliegt.

beachtenswerthen Recension von Bäumlein's „Partikeln" Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1863 S. 304 ff. (vgl. dieselbe Ztschr. 1864 S. 313 f.)

Nach solchen Vorarbeiten hat in neuester Zeit B. Delbrück den Anfang zu einer durchgreifenderen vergleichenden Syntax gemacht in seiner Schrift ‚Ablativ, Localis, Instrumentalis im Altindischen, Lateinischen, Griechischen und Deutschen' Berlin 1867, dem seine Schrift ‚de usu dativi in carminibus Rigvedae' Halis 1867 und die deutsche Bearbeitung desselben Thema's in Kuhn's Ztschr. XVIII, 81 ff. (Ueber den indogermanischen, speciell den vedischen Dativ) folgte und wozu die Doctordissertation von Ernst Siecke ‚de genetivi in lingua Sanscrita, imprimis Vedica usu' Berlin 1869 als Ergänzung dient. In das syntaktische Gebiet greifen auch die ‚Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens in den indogermanischen Sprachen' von Ernst Windisch im zweiten Bande der von mir herausgegebenen ‚Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik' S. 201 ff. ein.

Trotz dieser wichtigen Fortschritte, die ich freudig begrüsse, hielt ich auch bei der neuesten Auflage meiner Grammatik eine gewisse Zurückhaltung in der Darstellung der Syntax für geboten, da die erwähnten sorgfältigen Forschungen doch selbst für die Theile, auf die sie sich erstrecken, nicht als vollständig abgeschlossen betrachtet werden können und zum grossen Theil über den Standpunkt der Schulgrammatik hinaus gehen. Dass aber mit der Zeit von dieser Seite auch der praktische Unterricht Gewinn ziehen kann und wird, ist unzweifelhaft. Vorläufig blieb ich dabei, nur da wo die Analyse der Formen einen sichern Boden gewährte, oder wo die veränderte Auffassung von dem Wesen und Leben der Sprache andre Gesichtspunkte dringend empfahl, die bisherigen Wege zu verlassen. Im übrigen war mein Ziel die schlichte compendiarische Zusammenstellung des thatsächlichen Gebrauchs, wie er durch den Fleiss und Scharfsinn verdienter Philologen der letzten Jahrzehnte constatirt war. Nach Gottfried Hermann's epochemachenden Arbeiten sind in dieser Beziehung namentlich K. W. Krüger und

Madvig zu nennen. Dabei aber musste doch ein doppeltes überall erstrebt werden, einmal in positiver Beziehung die möglichste Uebereinstimmung der Syntax mit der Formenlehre sowohl in der Grundanschauung als in der Weise des Ausdrucks und zweitens negativ, das möglichste Fernhalten alles subjectiven, aller vorgefassten Meinungen oder Constructionen, wie sie leider noch immer unsre grammatischen Lehrbücher, wenn auch in gelegentlich verändertem Gewande, durchdringen. Alle jene sprachlichen Kategorien, Denkformen, Satzverhältnisse oder wie man sie sonst nennen oder genannt haben mag, auf welche von verschiedenen Seiten so viel Gewicht gelegt ist und zum Theil noch gelegt wird, beruhen im Grunde auf der Meinung, dass das Denken vor der Sprache fertig gewesen sei, dass die Sprachformen das Product scharfsinnigen Nachdenkens, die Erfindung einzelner seien, der Begründer der Sprache, der *inventores*, *constitutores sermonis*, wie man sie ehedem nannte. Diese der Anschauungsweise des vorigen Jahrhunderts entsprechende Auffassung ist nun aber namentlich durch Wilh. v. Humboldt's tief eindringende Forschungen und durch alles was seit ihm die Sprachforschung im weitesten Sinne zu Tage gefördert hat, auf das vollständigste widerlegt. Es mag in dieser Beziehung nur auf die verschiedenen Schriften Steinthal's und auf Heyse's System der Sprachwissenschaft verwiesen werden. Das Denken hat sich erst an und mit der Sprache, die Denkformen erst mit und aus den Sprachformen in durchaus volksthümlicher, instinctiver Weise entwickelt. Mithin ist auch der syntaktische Gebrauch durchaus etwas gewordenes, das wie alles auf andern Gebieten gewordene kein Einschnüren in einen logischen Formalismus duldet, sondern nur durch historische Forschung, durch richtiges Erfassen der Sprachentwicklung begriffen werden kann.

Musste also der Darstellung der Syntax zum Theil jener täuschende Reiz abgehen, welcher selbst für eine Schulgrammatik dadurch erreicht werden kann, dass die Einzelheiten an allgemeine Principien angereiht werden, war eine gewisse Trockenheit und Nüchternheit die nothwendige Folge der Wahrhaftigkeit, so brauchten doch andre geistige oder

vergeistigende Elemente nicht verschmäht zu werden. Einmal nämlich war in der Zusammenordnung der zusammen gehörigen Spracherscheinungen ein solches gegeben. Auch wo die letzten Fragen noch unbeantwortet bleiben mussten, konnten durch den Nachweis solches innern Zusammenhanges die Einzelheiten unter einander verbunden und dadurch ihr Erlernen belebt werden. Freilich aber ist einzuräumen, dass gar häufig in dieser Beziehung das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, dass viele Gebrauchsweisen sich in verschiedener Weise zusammen stellen lassen. Ich bin sehr weit von der Meinung entfernt hier durchweg das richtige getroffen zu haben. Die Gewissheit, zu welcher man auf dem Gebiete der Formenlehre gelangt, wird in der Syntax oft nicht erreicht. Ich kann aber versichern, dass meine Anordnung und Zusammenreihung immer auf reiflicher Ueberlegung beruht, und dass ich die Syntax bei meinen mehr auf andre Seiten gerichteten Studien immer sorgfältig im Auge behalten habe.

Eigenthümlicher ist für meine Darstellung der Syntax ein andres, die Anknüpfung der griechischen Gebrauchsweisen an die entsprechenden deutschen und lateinischen. Müssen wir das Leben der Sprache, wie wir sahen, mehr als ein instinctives auffassen, so folgt daraus, dass die Gebrauchsweisen der Sprache keineswegs bloss auf dem Wege der Regeln und der Definitionen, sondern ganz wesentlich dadurch gelehrt werden können, dass sie an bekannte Gebrauchsweisen andrer Sprachen, am liebsten an die dem Schüler durch Gewohnheit vertrauten der eignen Muttersprache angeknüpft werden. Das schöne Wort Wilhelm von Humboldt's, Sprache könne nicht eigentlich gelehrt, sondern nur im Gefühl des lernenden geweckt werden, bewährt sich eben dabei am besten. Auf diese Weise wird das Lehren wirklich wie bei Plato ein Erinnern, aber nicht an ein aus einem früheren Zustand der Seele bewahrtes Wissen, sondern an das jedem angeborne und anerzogene Empfinden und Vorstellen. So suche ich z. B. §. 361, 10 den weitern Prädicatbegriff der Griechen durch einige deutsche Beispiele verwandter Art näher zu bringen, erläutere ich die schein- Vergleichung.

bare Vielfachheit des griechischen Genitivs in Verbindung mit Substantiven §. 408 durch die hinzugefügten deutschen Composita, bringe für manche Verbalconstructionen mit dem Genitiv wie für den absoluten Genitiv (§§. 417, 428) ähnliche deutsche Wendungen bei. Natürlich musste in dieser Beziehung strenges Maass gehalten werden, ebenso wie auch die Vergleichungen des Lateinischen sich auf das wichtigste sowohl nach der Seite der Aehnlichkeit wie der Unähnlichkeit hin beschränken mussten. Aber so unnatürlich es sein würde, die dem Schüler aus eignem Sprachgefühl einwohnenden grammatischen Vorstellungen und Analogien unbenutzt zu lassen, so wenig wünschenswerth ist es, dass diesem seine bereits erworbenen lateinischen Kenntnisse ganz unvermittelt mit den griechischen bleiben. In Bezug auf beide Sprachen kommt es übrigens keineswegs bloss darauf an das ähnliche, sondern ebenso sehr darauf das verschiedene hervorzuheben. Die Verschiedenheit lässt sich oft nicht kürzer und treffender als durch die Uebersetzung angeben. Dies ist der Grund, warum ich auf präcise Uebersetzungen der griechischen Wendungen überall ein so grosses Gewicht lege. Diese Uebersetzungen sind bestimmt, sich mit den griechischen Beispielen dem Gedächtniss des Schülers einzuprägen. Deshalb sind sie consequent hinzugefügt und weder dem zweifelhaften Verständniss des Schülers, noch auch der Subjectivität des Lehrers überlassen. Gerade die bestimmte Form der Uebersetzung schien mir oft ebenso wesentlich, wie die bestimmte Fassung der Regeln. Ueberdies wäre, um überall eine genaue Uebersetzung in der Schule zu ermöglichen, entweder eine grosse Beschränkung in der Wahl der Beispiele oder die Angabe des Orts, wo sie sich finden, erforderlich gewesen. Denn manche Stelle gewinnt erst aus dem Zusammenhang ihr wirkliches Verständniss. Eigene Uebungen im Uebersetzen können dadurch natürlich nicht im entferntesten ersetzt werden. Aber zu diesen konnte meine Grammatik bei der Kürze der Fassung ohnehin keinen ausreichenden Stoff darbieten. Doch enthalten die neuesten Auflagen zu diesem Zweck auch überall einige unübersetzte Beispiele.

Uebersetzungen.

Mehr der Art findet man in den Uebungsbüchern, die sich dem Gange meiner Grammatik anschliessen. Unter diesen hebe ich namentlich hervor das „Griechische Elementarbuch" von Dr. Karl Schenkl (Professor an der Universität Gratz), das einen ungemein reichen, wohl geordneten Stoff enthält und durch den Umstand allein, dass es sieben Auflagen (7., Prag 1869) erfuhr, wohl hinlänglich bewiesen hat, dass es seinem Zweck entspricht. Dazu kommt das „Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen und Lateinischen in's Griechische für die Classen des Obergymnasiums von Dr. Karl Schenkl" (2. Aufl. Prag 1861) und die noch reichhaltigeren „Aufgaben zum Uebersetzen in das griechische für obere Classen von Dr. Gottfried Boehme, Prorector in Dortmund, 3. Aufl. L. 1868". Ueberdies bietet ja die Lectüre der leichten Prosaiker, mit welchen der Unterricht nach der Einübung des unentbehrlichsten grammatischen Wissens zu beginnen pflegt, auf Schritt und Tritt Belege zu den Lehren der Grammatik und dem Lehrer die vollste Gelegenheit die vorkommenden Spracherscheinungen aus der Grammatik zu erklären.

Auswahl des Stoffes.

In der Auswahl des in die Grammatik aufzunehmenden syntaktischen Stoffes bin ich sehr streng gewesen. Es schien mir das wesentlichste den normalen Sprachgebrauch in seinen wichtigsten Thatsachen zu klarstem Verständniss zu bringen. Gelingt dies dem Lehrer mit Hülfe der Grammatik und eines zu ihr passenden Uebungsbuches, ist einmal der Sinn für die Regel, ich möchte sagen für den syntaktischen Rhythmus des Griechischen geweckt, so wird es nicht schwer halten, dem Schüler vereinzelte Abweichungen und Freiheiten mit Rücksicht auf das erlernte deutlich zu machen. Es ist vielleicht sogar ein Gewinn für den Unterricht, wenn der Selbstthätigkeit des Lehrers hier vieles übrig bleibt. Man wird doch festzuhalten haben, dass der Zweck des sprachlichen Unterrichts das Verständniss der Autoren, nicht das Griechischschreiben ist. Dazu ist Auskunft über jede dem Schüler vorkommende Sprachform unbedingt nothwendig, nicht so eine Beschreibung des Sprachgebrauchs bis in seine feinsten Verzweigungen. Uebrigens ist gewiss auch in

dieser Beziehung die Gränze zwischen dem zu viel und zu wenig nicht ganz leicht zu finden. Allerdings ist mir von wohlwollenden Schulmännern hie und da der Wunsch ausgesprochen, die Syntax etwas zu erweitern; aber da von andrer Seite gerade die Kürze und Gedrungenheit der von mir gegebenen Uebersicht als ein Vorzug hervorgehoben ist, so habe ich bisher jenem Wunsche nur mit grosser Zurückhaltung entsprochen.

Cap. 16. Casuslehre.

Localismus. Bei einem grossen Theile der Gelehrten, ja selbst bei einzelnen namhaften Sprachforschern scheint noch immer die Ansicht sich vielen Beifalls zu erfreun, dass die Casus ursprünglich räumliche Verhältnisse bezeichneten und von da aus erst allmählich zur Bezeichnung der geistigeren gelangten. Diese Annahme steht auf den ersten Blick in einem gewissen Einklange mit der die heutige Sprachwissenschaft beherrschenden richtigeren Grundanschauung, welche überall vom anschaulichen im Unterschiede vom rein begrifflichen auszugehen empfiehlt. Räumliche Richtungsverhältnisse scheinen anschaulicher zu sein als die Verhältnisse der Glieder des Satzes zu einander und deshalb geeignet zu Grunde gelegt zu werden. Allein bei genauerer Betrachtung verschwindet dieser Schein und erheben sich überall Schwierigkeiten. Hätte die Sprache in der That die Handlung des Verbums als eine vom Subject aus dem Object zustrebende Bewegung aufgefasst, so müsste nicht bloss, wie viele annehmen, das wohin dieser Bewegung den Anlass zum Objectscasus, sondern offenbar auch das woher den Anlass zum Subjectscasus gegeben haben, und so bliebe eigentlich für die übrigen Casus nur ein einziges räumliches Verhältniss, das w o übrig. Consequent durchgeführt also müsste diese Annahme dahin führen, dass der Nominativ mit dem Ablativ, und falls man den Genitiv als den Doppelgänger des Ablativs nimmt, mit diesem identisch wäre.

Wer aber wird das zu behaupten sich getrauen? Der einzig sichere Ausgangspunkt für die Lehre von dem Gebrauch der Casus, freilich aber auch derjenige, welchen die Localisten am wenigsten berücksichtigt haben, ist der von den Casus f o r m e n. Der Form nach betrachtet stellt sich nun zunächst e i n e Gruppe unter einander enger verbundener Casus heraus, der Vocativ, Nominativ und Accusativ. Diese drei Casus fallen in sämmtlichen indogermanischen Sprachen beim Neutrum immer zusammen, während keiner dieser Casus je die geringste Berührung mit den übrigen zeigt, d. h. eine Vocativ-, Nominativ- oder Accnsativform tritt niemals an die Stelle einer Genitiv- oder Dativform, in der Art, wie z. B. im lateinischen Plural Dativ und Ablativ, im griechischen Dual Genitiv nnd Dativ formell zusammen fallen. Innerhalb dieser Gruppe ist der Vocativ als Casus des Anrufs ohne jedes Casuszeichen, der Stamm ohne weiteres, das Wort in einem Zustande, welcher der Casusbildung voraus ging. Der Nominativ ist unverkennbar der Subjectscasus. Die Sprachform ist bei ihm am ehesten durchsichtig. Es scheint, wie Bopp zuerst erkannte, dass das Sigma des Nominativs identisch ist mit dem Pronominalstamme *sa*, der in getrenntem Gebranche griechisch ὁ lautet. Die Sprache bezeichnete also das Subject durch ein artikelartig postponirtes demonstratives Pronomen als das hauptsächliche Wort des Satzes. Das Gegenstück des Subjects ist nun offenbar das Object. Wir durchschauen die Bildung der Accusativform nicht so wie die der Nominativform, aber wir erkannten es schon S. 57 als in hohem Grade beachtenswerth, dass bei den Neutris, das heisst in Wörtern, die ihrer Bedeutung nach nicht in dem energischen Sinne Subjecte der Handlung sein können, wie die Masculina und Feminina, der Objectscasus den Subjectscasus mit vertritt. Ist dies aber in Wirklichkeit das Verhältniss, ist *τέκνο-ν* formell betrachtet ebenso der A c c u s a t i v des Stammes *τεκνο*, wie *θεό-ν* der Accusativ des Stammes *θεο*, wie ist es da möglich, dass *τέκνο-ν* ursprünglich zum Kinde hin, auf das Kind zu bedeutete? Oder — um die Frage umgekehrt zu stellen — gesetzt *τέκνον* hätte dies ursprünglich bedeutet,

wie konnte es da je für den Nominativ und Vocativ verwandt werden? Durfte oder konnte die Sprache den Ausgangspunkt der Handlung mit dem Zielpunkt verwechseln? Es wäre das, wenn überhaupt, doch höchstens bei einem völligen Vergessen der ursprünglichen Bedeutung, durch einen langwierigen Abschleifungsprocess möglich. Aber diese vicarirende Function des Accusativs für den Nominativ ist uralt, sie ist älter als die Trennung der indogermanischen Sprachen. Folglich müsste selbst für den freilich unglaublichen Fall, dass die allerälteste Casusschöpfung wirklich von localen Begriffen ausgegangen wäre, dieser Standpunkt schon bei der Festsetzung der Sprachformen, schon vor der Sprachtrennung wieder aufgegeben sein. Daraus würde dann aber weiter folgen, dass jenes vorausgesetzte Richtungsverhältniss im Sprachgefühl schon damals völlig verwischt, mithin in keiner Weise geeignet wäre von uns dem mannichfaltigen Casusgebrauche, wie er sich offenbar erst in einer unendlich viel späteren Zeit gebildet hat, zum Grunde gelegt zu werden. Kurz am Accusativ zeigt sich so deutlich wie möglich die Unstatthaftigkeit jener localen Theorie. Hier treten auch bei der Erklärung des Einzelgebrauchs die grössten Schwierigkeiten hervor, wie denn namentlich diejenige weit verbreitete und uralte Art des Accusativs, welche ich den Accusativ des innern Objects nenne, nur mit vieler Gewaltsamkeit aus dem wohin herausgedrückt werden kann. *)

Steht es also fest, dass die Sprache zur Bezeichnung des Nominativs von durchaus andern als localen Anschauungen ausging und erwies es sich als unthunlich den Accu-

*) Weiteres über diesen Gegenstand findet man in meinem Vortrage über die localistische Casustheorie vor der Meissner Philologenversammlung (1863) S. 45 ff. der ‚Verhandlungen.' Es scheint mir beachtenswerth, dass bei dem Meinungsaustausch zwischen Lange, Ahrens, Steinthal und mir, der jenem Vortrag folgte, trotz anderweitig abweichender Ansichten, die ursprünglich locale Bedeutung des Accusativs von niemand vertheidigt wurde. Auch in meiner Schrift ‚Zur Chronologie' S. 250 ff. habe ich diese Frage wieder berührt.

sativ aus der Kategorie des wohin zu erklären, so sind jener ganzen Theorie schon wichtige Stützen entzogen. Denn gerade darin lag der Reiz derselben, dass die drei griechischen Casus obliqui sich so hübsch in diese drei bequemen Fächer des wohin, wo und woher hineinschieben liessen. Es bleibt uns jetzt noch das wo und woher. Aber für das wo hat ja die indogermanische Sprache ursprünglich einen besondern Casus, den Locativ, der wenigstens in einer Reihe von Sprachen nach Form und Bedeutung neben dem Dativ und völlig von diesem verschieden besteht. Allerdings berühren sich diese beiden Casus sonst mehrfach. Aber daraus folgt noch keineswegs ihre ursprüngliche Identität, und es dürfte sehr schwer sein die Hauptfunction des Dativs für das s. g. entferntere Object aus dem wo abzuleiten. Aehnlich steht es mit dem Ablativ und Genitiv. Man sieht nicht ein, wozu die Doppelheit, wenn beide ursprünglich nur ein und dasselbe räumliche Verhältniss ausdrückten. Auch geht hier namentlich im Plural, wo der Ablativ mit dem Dativ zusammenfällt, jeder Casus seine getrennten Wege. Und die in allen Sprachen bei weitem vorherrschende Anwendung des Genitivs zur Hervorhebung der Zusammengehörigkeit zweier Nomina, liegt dem woher sehr fern. Den weit ausgedehnten Gebrauch des Genitivs aus dieser räumlichen Kategorie erklären heisst eine unendliche Fülle von Gebrauchsweisen aus einer verschwindend kleinen Minorität deuten. Schon der lateinische Gebrauch des Dativs wie des Genitivs hätte vor dem Missgriff warnen können, hier locale Verhältnisse an die Spitze zu stellen. Denn in Wahrheit ist dazu kaum eine Handhabe gegeben. Wenn sich also bisher herausstellte, dass von den ursprünglichen acht Casus drei, nämlich Vocativ, Nominativ, Accusativ unmöglich die Durchführung der localen Deutung zuliessen, dass für zwei, den Dativ und Genitiv, dies nur mit Zwang denkbar sei, so bleibt dagegen für zwei andre den Locativ und Ablativ diese Deutung die wahrscheinliche, indem wir sämmtliche Functionen des Locativs ohne Schwierigkeit auf das wo, die des Ablativs auf das woher zurückführen können. Aber da diese beiden Casus im Griechischen abgestorben

11*

sind, so behält die locale Theorie für das Griechische höchstens insofern eine gewisse Bedeutung, als die Functionen derselben von andern Casus übernommen sind. Endlich der achte Casus, der Instrumentalis, in gewissen Anwendungen auch Sociativ oder Comitativ genannt, weil er alle die Verhältnisse ausdrückt, für welche wir uns im Deutschen der Präposition mit bedienen, ist augenscheinlich von so specifischer Beschaffenheit, dass er sich nur mit Gewalt in eins jener drei Fächer einschieben liesse. Auch bietet seine Form keinen Anlass ihn als eine blosse Variation eines Localcasus zu betrachten.

Diese wenigen Bemerkungen werden wohl genügen um zu zeigen, wie wenig Grund vorhanden ist von der localen Theorie, wie es immer noch gelegentlich geschieht, wie von einer ausgemachten Sache zu reden. Es steht damit in der That nicht so, man ist auf's vollste berechtigt, von einer so morschen Grundlage bei der Darstellung des griechischen Casusgebrauchs völlig abzusehn. Die Dreiheit der griechischen Casus obliqui, welche ihrer scheinbaren Einfachheit wegen jene beliebte Theorie wenn nicht erzeugt, doch wesentlich begünstigt hat, ist nicht eine Alterthümlichkeit, sondern vielmehr eine Entstellung des volleren im Lateinischen zum Theil, im Sanskrit vollständig erhaltenen Casusbestandes.

Spuren verlorner Casus.

Diese wichtige Thatsache muss die Grundlage für die Anordnung des griechischen Casusgebrauchs bilden. Das Griechische hat eine Vorzeit gehabt, in der alle acht Casus lebendig waren, wie denn auch von ihnen allen noch mancherlei Spuren übrig sind. Casusformen, welche in vereinzeltem Gebrauche sich von den übrigen desselben Stammes abgelöst und damit ihre Geltung als solche eingebüsst haben, nennen wir Adverbien. In den Adverbien auf *-δον*, *-δην*, lat. *-tim* ist die Accusativform, in ἑξῆς (Hom. *ἑξείης*), *ὁμοῦ* die Genitivform, in *κομιδῇ*, *παντάπασιν* die Dativform nicht zu verkennen. Die verbreitetsten Adverbien auf *-ως* sind so gut wie die lateinischen auf *ô* (für *ôd*) und *ê* (für *êd*) als Ablative erwiesen. Die lautlich mit *οὕτω* auf einer Linie stehenden dorischen Pronominaladverbien auf *ω*: *πῶ*, *τουτῶ*,

τηνῶ u. s. w. (Ahrens dor. 374) haben auch die ursprüngliche Ablativbedeutung getreu erhalten, indem sie auf die Frage woher stehen. Locative stecken nicht bloss in *χαμα-ί*, *μέσο-ι*, sondern auch in *ποῖ*, *οἷ* in *ἀμαχεί*, *ἀμισθί*. Als erstarrte Instrumentales sind aller Wahrscheinlichkeit nach zu betrachten Formen wie *ἅμα*, *πάντ-η*, *ἵ-ν-α* entsprechend dem indischen Instrumentalis auf *-â*, während andrerseits auch die epischen Formen auf *-φι* wenigstens zum Theil als eine andere Bildung dieses Casus zu betrachten sind. So weist uns also das Griechische selbst noch auf einen Sprachzustand von grösserer Casusfülle hin, und es erhebt sich die Frage, wie die Sprache den allmählich hereinbrechenden Verfall der Casus zu ersetzen vermochte. Offenbar so, dass nach und nach ein andrer Casus die Functionen des absterbenden mit übernahm. In welcher Reihenfolge dies geschah, wird mit Sicherheit freilich nicht ermittelt werden können. Aber da wir bei dem näheren Verhältniss der beiden südeuropäischen Sprachen zu einander guten Grund haben, alles was die lateinische Sprache an altem Erbgut besitzt für eine gewisse, wenn auch vorhistorische Periode auch im Griechischen vorauszusetzen, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass diejenigen Casus im Griechischen am längsten erhalten blieben, welche sich im Lateinischen erhielten, während umgekehrt diejenigen am frühesten abstarben, die auch dort nicht mehr lebendig sind. Danach dürfte zuerst der Instrumentalis gewichen sein. Die Functionen dieses Casus übernahm im Lateinischen der Ablativ, indem die Sprache das Werkzeug als dasjenige auffasste, von wo mittelbar die Handlung ausging, im Griechischen aber, wo der Ablativ auch schon früh im Rückzug begriffen sein mochte, der Dativ, dem als dem Casus der betheiligten Person die comitative Seite des Instrumentalgebrauchs am nächsten lag. Nächst dem Instrumentalis starb wahrscheinlich der Ablativ ab. Für ihn trat der Genitiv ein als Casus der Zusammengehörigkeit. Denn in dem Begriffe des Ursprungs berühren sich die Begriffe des woher und der Zusammengehörigkeit. Der Locativ endlich, dessen verhältnissmässig später Verlust durch die im Singular wie im Plural vorhandenen zahlreichen

Ersatz des Verlustes.

Ortsadverbien mit Locativform wahrscheinlich wird, ward durch den Dativ ersetzt, nachdem dieser durch die Uebernahme des Instrumentalgebrauchs sich schon beträchtlich ausgeweitet hatte. Bei solchen Erwägungen ist übrigens nicht zu übersehen, dass die Anwendung der Präpositionen in Verbindung mit bestimmten Casus wesentlich dazu beitragen musste, jede Unbestimmtheit des Ausdrucks zu beseitigen und den Casus ihre gehäuften Geschäfte gleichsam zu erleichtern. Es ergibt sich hieraus, dass im Griechischen nur der Accusativ ganz in seiner ursprünglichen Sphäre geblieben ist. Der Genitiv und Dativ sind Misch- oder wie Pott Et. Forsch. I[1], 22 es nennt, synkretistische Casus. Der Gebrauch jedes dieser Casus lässt sich gar nicht auf ein einziges Princip zurückführen. Vielmehr muss man beide offenbar nach den in ihnen zusammengeflossenen Gebrauchsweisen zerlegen und danach einen doppelten Genitiv (Genitiv und Ablativ), einen dreifachen Dativ (Dativ, Instrumentalis, Locativ) unterscheiden. Im Lateinischen, wo der Genitiv und Dativ in ihrer Sphäre verblieben sind, können wir das echte, ursprüngliche Wesen dieser Casus am klarsten erkennen. Es ist bezeichnend, dass beide hier nie in Verbindung mit Präpositionen vorkommen und dass überhaupt der alterthümlichere Bestand an Casus dem Lateinischen gestattet, vieles durch blosse Casus auszudrücken, wozu es im Griechischen der Beihülfe einer Präposition bedarf.

Mischcasus.

Bei dieser Auffassung des Casusgebrauchs derselben, welche auch Delbrück und Siecke ihren S. 155 erwähnten Schriften zu Grunde legen, *) ergibt es sich von selber, dass wir uns vor all zu scharfen Definitionen der einzelnen Casus und vor dem Wahne zu hüten haben, als bestände die Wissenschaftlichkeit der Darstellung darin, die Mannichfaltigkeit des Gebrauchs durch gewaltsame Mittel auf eine streng festgehaltene eng umgränzte Einheit zurückzuführen. Ebenso ist aber auf der andern Seite doch nicht zu verkennen, dass jeder Casus für das Sprachgefühl einer bestimmten Periode ein Individuum ist, das als solches

*) Man vergleiche auch I. Bekker ‚Homerische Blätter' S. 207 ff.

wahrgenommen und in seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten von andern unterschieden wird. Es ist auch für das Wesen der einzelnen Casus keineswegs gleichgültig, ob die Sprache drei oder sechs Casus obliqui besitzt. Wir können wohl einen Theil des Genitivgebrauchs auf den Ablativ zurückführen und gewisse Functionen z. B. den Genitiv der Trennung aus dieser Quelle ableiten, mithin als vicarirende Functionen bezeichnen. Aber es ist keine Frage, dass sich für das Sprachgefühl selbst der Unterschied mit der Zeit verdunkelte, dass sich unwillkürlich Mittelglieder bildeten, dass sich der um einen Theil des Ablativgebrauchs vermehrte Genitiv allmählich zu einem eigenthümlichen Casus von erweitertem Gebrauch auswuchs. Daraus ergibt sich nun für die Grammatik eine Schwierigkeit. Es ist bisweilen nicht leicht zu entscheiden, ob eine Gebrauchsweise zu dem Stammcapital oder zu dem späteren Erbe eines Casus gehört, und wieder bei der doppelten Erbschaft, die der Dativ übernahm, zu welchem Erbtheil; bei diesem letzteren Casus sind indess die Verhältnisse weniger verwickelt, und die Entscheidung dürfte etwa nur in Bezug auf den in §. 441 behandelten loseren Dativgebrauch schwerer fallen. Dagegen ist der Genitiv bei der grossen Ausdehnung seiner Anwendung ungleich schwieriger. Die Localisten haben hier alles aus ihrem woher herausgepresst. Und wie viel sich aus diesem Verhältniss entwickeln lässt, kann der ausgedehnte Gebrauch unserer deutschen Präposition von zeigen. Es kommt nur darauf an, die richtige Gränze zu finden. Der Genitiv des verglichenen Gegenstandes (§. 416) bei Comparativen z. B., der dem lateinischen und sanskritischen Ablativ entspricht, kann ohne Gewaltsamkeit als eine spätere vom Ablativ überkommene Function dargestellt werden. Aber unverkennbar ist es doch, dass hierfür auch der eigentliche und ursprüngliche Genitivgebrauch manche Anknüpfungspunkte bietet. Das Genitivverhältniss hat sich im Sprachgefühl zu dem der Relativität überhaupt ausgebildet. Namentlich bei den Adjectiven (§. 414) tritt dies deutlich hervor. Ist der Genitiv bei **ἄξιος**, **ἀντάξιος** sicherlich ein echter Genitiv, müssen wir von den §. 415 aufgeführten Adverbien z. B. **πρόσω**, **πρόσθεν**, **ἄνω** ebenso

urtheilen, so liegt es nicht fern den bei μείζων, μείων üblichen ebenso aufzufassen. Auch von den Verben von comparativischer Bedeutung (§. 423) lässt sich der Genitiv bei Comparativen schwer abtrennen, und es bleibt doch gewiss einfacher den Genitiv bei ἄρχειν, βασιλεύειν aus dem Begriff der Relation als aus dem des woher zu erklären.*) Mein Grundsatz war daher, beim Genitiv die ursprünglich verschiedenen Functionen nicht allzu scharf aus einander zu halten und hauptsächlich die schlichte Aneinanderreihung dessen im Auge zu behalten, was in dem Zustande der ausgebildeten Sprache sich leicht an einander schliesst.

Accusativ. Bei dieser Auffassung der Casus ward ein Uebelstand vermieden, der sich bei vielen von andern Principien ausgehenden Darstellungen bemerklich macht, der, von ganz vereinzelten zum Theil nur poetischen Gebrauchsweisen auszugehn. Vielmehr ist in meiner Grammatik überall der Hauptgebrauch eines Casus an die Spitze gestellt, derjenige, welcher für ihn die eigentliche Norm, das charakteristische abgibt. Der Ausgangspunkt für den Accusativ musste jedenfalls die Verbindung mit Verben, wie für den Genitiv die mit Substantiven sein. Bei einem jeden Casus kann man aber im Griechischen — denn das Lateinische in seiner stricteren Weise geht seine eigenen Wege — neben der Anwendung, welche er in einer Fülle von durchaus geläufig gewordenen Verbindungen findet, einen andern mehr selbständigen Gebrauch unterscheiden. Die Casus erweitern offenbar mit der Zeit ihren Gebrauch über den Bereich der ursprünglich vorhandenen Analogien hinaus. Darum unterscheide ich bei jedem Casus einen loseren oder freieren Gebrauch. Die letzte Stufe auf diesem Wege ist der adverbiale Gebrauch. Die Aufgabe des Grammatikers muss es sein durch charakteristische Beispiele den Weg der Sprachgeschichte so viel wie

*) Allerdings haben die hier in Betracht kommenden Verba ihre Analogien in dem ähnlichen Gebrauche des Sanskrit, wo z. B. *íç* Herr sein, *râǵ* regere den Genitiv bei sich hat (Siecke de genet. usu p. 57), und im lat. *potiri* c. Gen., während beiden Sprachen der Genitiv bei Comparativen unbekannt ist.

möglich zu verdeutlichen. Für den Accusativ ist in dieser Beziehung die Kategorie des innern Objects von hervorragender Bedeutung, in Bezug worauf ich Krüger's Terminologie mich angeschlossen habe. Wie sehr der Grieche geneigt ist zu jedem Verbum die in ihm liegende Vorstellung in der Form des Objects hinzuzudenken, zeigen Wendungen wie Soph. El. 1415 **παῖσον διπλῆν**, wo zu dem ausgelassenen innern Object ein Attribut hinzugefügt ist. Andre noch kühnere Wendungen der Art bespricht Haupt vor dem Ind. lect. Berol. 18$\frac{65}{66}$ p. 5. Schoemann in seiner vortrefflichen Schrift über die Redetheile (Berlin 1862) namentlich S. 148 ff., wo er vom Ursprung der Adverbia handelt, bewegt sich durchaus in derselben Anschauung, ebenso Haase zu Reisig's Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft Anm. 509 und 559. Beide heben mit Recht hervor, dass auch das Verbum substantivum den Begriff eines innern Objects sehr wohl zulässt, dass mithin auch die freieren und zum Theil ganz adverbialen Accusative wie *ἀκὴν ἔσαν* ganz ebenso zu fassen sind. *ἀκὴν ἔσαν* heisst eigentlich sie waren Ruhe d. h. sie waren ein ruhiges Sein (vgl. §. 400 c.) in demselben Sinne wie man sagen kann sie gingen einen ruhigen Gang. Ganz ähnlich steht auch im Sanskrit der Accusativ der Handlung beim Verbum substantivum in der umschreibenden Perfectbildung z. B. *içâm âsa*, oder *içâm babhûva* wörtlich *dominationem fui* d. i. ich habe geherrscht (Bopp Sktgr. §. 419). Das hohe Alter gerade dieses Accusativgebrauchs kann kaum bezweifelt werden. Die zahlreichen Adverbia von accusativischer Form, der Gebrauch des Supinums auf *-tum* im Lateinischen (*nuntiatum ire* = *ἀγγελίην ἐλθεῖν*) und vieles andre beweist dies. Auch im Lateinischen ist der weitere Accusativgebrauch keineswegs durchweg als Gräcismus zu fassen, sondern als Ueberrest einer später mehr und mehr beschnittenen Kraft dieses Casus. Dafür sprechen nicht bloss volksthümliche Wendungen wie *excubias*, *infitias ire*, die mit unserm Wache stehen sich vergleichen, sondern auch die grössere Häufigkeit von Wendungen ganz griechischer Art bei den älteren Schriftstellern z. B. Plautus Epid. IV, 1, 39 *ut alias res est impense improbus* (Holtze *Syntaxis priscorum scriptorum Latinorum I, 221*).

Inneres Object.

Genitiv. Beim Genitiv — so, nicht Genetiv, zu schreiben, wenn man deutsch schreibt, wird doch verstattet sein — kam es mir vor allem darauf an, den weiten Umfang der Verhältnisse, welche dieser Casus anzudeuten vermag, zunächst an den einfachsten Verbindungen zweier Substantiva mit einander klar zu machen. *) Alle möglichen Arten solcher Verbindung vorzuführen war überflüssig, die Aufgabe vielmehr nur die, die wesentlichsten hervorzukehren und es zur Anschauung zu bringen, dass alle jene verschiedenen Bedeutungen des Ursprungs, Besitzes, Stoffes u. s. w. eigentlich nicht durch den Genitiv ausgedrückt, sondern vielmehr nur von dem deutenden Verstande in die durch den Genitiv bezeichnete Zusammengehörigkeit hineingelegt werden. Es gibt daher Fälle, welche unter keine dieser Kategorien subsumirt werden können, und wo der Versuch dazu eine blosse Klügelei wäre z. B. Demosth. Mid. 35 *βλάβης νόμος*. Und etwa wegen Soph. Antig. 114 *πτέρυξ λευκῆς χιόνος* einen besondern Genitiv der Vergleichung anzusetzen, wäre Thorheit. Ebenso gibt es andre Fälle, welche mit gleichem Rechte unter zwei der aufgeführten Arten gestellt werden können. *ὅρκων πίστις* kann ebenso gut das Zutrauen zu einem Eide, wie das aus einem geleisteten Eide entspringende Vertrauen bezeichnen, letzteres wie *δός μοι χερὸς σῆς πίστιν* (vgl. ‚Handschlag') Soph. Oed. Col. 1632, ähnlich wie *fiducia virium* an sich durchaus unbestimmt gedacht ist, so dass der übersetzende in solche losere Verbindungen zweier Begriffe wegen des Mangels an ähnlichen losen Verbindungen in anderen Sprachen oft mehr hineinlegen muss als eigentlich darin liegt. Auch der partitive Genitiv ist natürlich nichts anderes als ein Genitiv der Zusammengehörigkeit mit einem ganzen oder, wie man es für viele Fälle richtig ausgedrückt hat, mit einer Gesammtheit. Diese Species des Genitivgebrauchs hat sich offenbar

*) Durch die mehrfach erwähnte Schrift Siecke's bestätigt sich die hier ohne die Hülfe des Sanskrit vorgetragene Ansicht fast in allen Stücken. In den indischen Namen ‚*sambandhas*' (Verbindung) oder ‚*çêshas*' (Ergänzung), die den Genitiv bezeichnen, liegt das Wesen des Genitivs als des Casus der Zusammengehörigkeit treffend bezeichnet.

im Plural zuerst entwickelt, aber von da in allen verwandten Sprachen weit verbreitet. Ich glaube daher auch nicht, dass man sie entbehren kann. In einer Verbindung wie *Θῆβαι τῆς Βοιωτίας* ist also sicherlich der Genitiv der Zusammengehörigkeit anzuerkennen, jedoch so, dass in specie die Zusammengehörigkeit des Theils zu seinem ganzen darin liegt.

Bei dem im Griechischen so reich entfalteten Gebrauch des Genitivs mit Verben habe ich es mir besonders angelegen sein lassen, überall die Beziehungen zu dem geläufigeren Gebrauch in Verbindung mit Substantiven und Adjectiven anzudeuten. Hier bietet die ältere deutsche Sprache, aber auch die indische, besonders viele merkwürdige Aehnlichkeiten. Es ist daher sehr instructiv Jac. Grimm IV, 646 ff. zu vergleichen. Gegenüber der griechischen Mannichfaltigkeit der Casusrection zeigt sich gerade in der Verbalrection bei den Lateinern die Monotonie der logischen Consequenz. Für die griechische Verbalverbindung habe ich, nicht ohne Widerspruch zu erfahren, dem partitiven Genitiv einen weiten Spielraum eingeräumt. Jac. Grimm sagt a. a. O.: „Der Accusativ zeigt die entschiedenste Bewältigung des Gegenstandes. Geringere Objectivirung liegt im Genitiv. Die thätige Kraft wird gleichsam nur versucht und angehoben, nicht erschöpft.“ Mit diesen Worten wird nur in andrer Weise ausgedrückt, dass die Kraft des Verbums sich, wenn ein Genitiv hinzutritt, nur auf einen Theil des Gegenstandes, oder nach der ursprünglichsten Auffassung auf das zu ihm gehörige, auf den Bereich desselben, bezieht. Wie weit wir nun diese Kategorie des partitiven Genitivs auszudehnen haben, kann allerdings zweifelhaft sein. Es fehlt hierfür noch durchaus an reichhaltigen, planmässigen Sammlungen, aber so viel steht doch fest: wo wir ein und dasselbe Verbum doppelt construirt finden, bald mit dem Genitiv, bald mit dem Accusativ und zwar mit dem Unterschied, dass der Accusativ den völlig bewältigten oder untheilbaren Gegenstand bezeichnet, da haben wir ein Recht den Genitiv im Unterschied von dem Accusativ für partitiv zu halten. So ist z. B. für den mit den Verben des Zielens und Strebens verbundenen Genitiv (§. 419, d) Soph. Antig. 770 bezeichnend:

Genitiv bei Verben.

τεύξεται τὸ μὴ θανεῖν. — Dagegen liegt es für die Verba des Ausschliessens allerdings nahe den Genitiv als den Vertreter des Ablativs, das ist als separativen Genitiv zu fassen, wie ja denn auch bei den entsprechenden lateinischen Verben durchweg der Ablativ steht. Dennoch ist wohl zu bedenken, dass diesen Verben die §. 414, 5 erwähnten Adjectiva entsprechen. Wenn *ἄμοιρος* und lat. *expers* sicherlich denselben Genitiv bei sich haben *) wie *ἔμμοιρος* und *particeps*, so ist es keineswegs widersinnig ein inneres Band zwischen *ἀπέχομαι, εἴργω, ἀποτυγχάνω* und *μετέχω, μεταδίδωμι, τυγχάνω* anzunehmen. Ob in den germanischen Sprachen der Genitiv die Vertretung des Ablativs übernommen hat, ist zweifelhaft, gewiss aber, dass eine Menge Verba von privativer Bedeutung (Jac. Grimm VI, 674 ff.) zumal in der älteren Sprache den Genitiv bei sich haben, bei uns noch bedürfen, ermangeln. entbehren, sich enthalten, sich begeben, erwehren u. s. w. Grimm erklärt diese aus derselben Auffassung wie die Constructionen bei den entsprechenden positiven Verben. Weil aber dessen ungeachtet auch die Deutung aus dem Ablativ möglich ist, so habe ich in den neueren Auflagen diese Classe von Verben in §. 419 b. von den früheren gesondert aufgeführt.

Loserer Genitiv.

Den loseren Genitiv habe ich überall mit den verwandten Anwendungen im festeren Gebrauch verglichen, um so einen innern Zusammenhang nachzuweisen. Dass mit dem Genitiv der Ursache §. 427 der des Zweckes, das heisst die *causa efficiens* mit der *causa finalis* verbunden ist, bedarf wohl keiner Rechtfertigung. Auch der absolute Genitiv dürfte keineswegs durchweg aus dem woher zu erklären sein. Dagegen spricht schon das Sanskrit, das keinen Genitiv des woher, wohl aber den absoluten Genitiv kennt (Delbrück Ablativ u. s. w. S. 43). Auch die deutschen Constructionen, wie: er ging eilenden Schrittes, er ritt verhängten Zügels, ihr zogt unverrichteter Sache ab, er ward verdientermaassen (mhd. auch unverdienter Dingen Grimm Gr. IV, 907) geehrt, warnen uns davor. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass schon

*) Aehnliche indische Constructionen verzeichnet Siecke S. 30.

ein Stamm ähnlicher Wendungen vorhanden war, als den Griechen der Ablativ in Verlust gerieth, dass sich der absolute Genitiv erst allmählich ganz für diesen eindrängte und dadurch nun freilich weit über seinen ursprünglichen Bereich erweitert wurde. Uebrigens ist der absolute Genitiv im Griechischen selbst erst eine werdende Construction, deren stets wachsende Verbreitung von Homer an sich beobachten lässt. Hierüber wie über viele hieher gehörige Fragen vergleiche man die schönen Untersuchungen Classen's „Beobachtungen über den homerischen Sprachgebrauch" Frankfurt a. M. 1854—56, in neuer Ausgabe 1867.

Dativ.

Bei der Anordnung des Dativgebrauchs konnten die verschiedenen Quellen desselben bestimmter geschieden werden. Namentlich sondert sich der instrumentale Gebrauch (§. 438) deutlich als eine in sich geschlossene, mehrfach gegliederte Kategorie ab. Dennoch aber schien ein vollständiges Auseinanderlegen nicht thunlich. Der Dativ der Gemeinschaft (§. 436) hat seine Quelle offenbar in der sociativen oder comitativen Anwendung des alten Instrumentalis, weshalb denn dem griechischen Dativ und dem sanskritischen Instrumentalis in solchem Gebrauch der lateinische Ablativ, auch sonst der italische Ersatzmann für den verlorenen Mitcasus, entspricht. Die Präposition *sa* mit wird im Skt. mit dem Instrumentalis, das entsprechende *ἅμα*, *ξύν*, *σύν* mit dem Dativ, *cum* mit dem Ablativ verbunden. Es liesse sich also etwas dafür sagen, diesen Gebrauch dem instrumentalen folgen zu lassen. Allein in dem factisch vorliegenden Sprachzustand ist offenbar der sociative Dativ*) dem eigentlichen, ursprünglichen Dativ verwandter als der instrumentale, er bildet überhaupt wohl das Bindeglied zwischen diesen beiden Casus, indem es nahe lag die mit einer Handlung verbundene Person oder Sache mit derselben Casusform zu bezeichnen, welche für die betheiligte Person schon üblich

*) Der Rest einer ursprünglichen weiteren Anwendung des Dativs der Gemeinschaft als Nachfolgers des Instrnmentalis ist die hesiodische Formel ‚*οὔτινι κοιμηθεῖσα*' (vgl. *μίσγεσθαι*), von wo aus man auch Soph. Antig. 862 *κοιμήματα . . . ἐμῷ πατρί* besser versteht.

war. Man denke nur an das homerische σοὶ ἅμ' ἑσπόμεθ' neben dem attischen σοὶ ἑσπόμεθα. Darum ist der Dativ der Gemeinschaft gerade an diesen Ort gestellt. Was aber den eigentlichen und so zu sagen echten Dativ betrifft, so habe ich dabei zwei Fälle unterschieden. Vorangestellt ist die Art des Dativs, von welcher der Casus seinen Namen δοτική erhalten hat. Krüger nennt diesen, der nach seiner Anordnung eine spätere Stelle einnimmt, §. 48, 7 den „objectiven Dativ des betheiligten Gegenstandes". Man nannte ihn sonst wohl den Dativ des indirecten Objects. Aber es scheint mir gerathen den Ausdruck Object in der Schulgrammatik in möglichst engen Gränzen zu halten, damit jeder Verwirrung vorgebeugt werde. Ich wählte daher bei der Erklärung lieber die Worte „die entfernter von etwas betroffene Person". Der Dativ bei transitiven Verben wie διδόναι, ἐπιτρέπειν, παρέχειν, bei intransitiven wie βοηθεῖν, δοκεῖν, πείθεσθαι, aber auch bei Adjectiven wie φίλος, πιστός, ἱκανός ist gleichsam ein nothwendiger. Die Aussage bleibt ohne Erwähnung der Person unvollständig. Dies sollen die Ausdrücke betheiligt, betroffen sagen. Verschieden davon ist dagegen der Dativ „des Interesses", wie ich ihn nenne (vgl. Krüger §. 48, 3). Dieser Dativ ist gewissermaassen ein freiwillig hinzugefügter, nicht durch eine zur Norm gewordene Verbalrection gebotener. Vielmehr wird durch Hereinziehung des im Dativ stehenden Wortes der Satz in eigenthümlicher Weise erweitert. Der s. g. *dativus commodi* und *incommodi* kann zu jedem beliebigen Verbum hinzugefügt werden. Für diese Kategorie des Dativgebrauches bringt Delbrück (Kuhn's Ztschr. XVIII, 88 ff.) eine Menge höchst instructiver Parallelen aus der Sprache der Veden bei, welche beweisen, dass dieser Gebrauch dort viel ausgedehnter war als in den classischen Sprachen. Hier wird dieser Dativ sehr oft durch andre Constructionen, namentlich mit Präpositionen ersetzt. Der Sprache ist die Wahl zwischen verschiedenen Ausdrucksweisen gegeben. Am entschiedensten tritt diese so zu sagen facultative Anwendung des Dativs bei dem s. g. ethischen Dativ hervor (§. 433), der seinen Namen eben davon erhalten hat, dass er nicht sowohl durch den

Gedanken als durch eine Beziehung des Gemüths erfordert wird. Die Wahl dagegen zwischen dem blossen Dativ, der in diesem Falle etwas persönliches an sich hat, und einer mit dem entsprechenden Casus verbundenen Präposition tritt am deutlichsten in der Verbindung mit dem Passiv hervor (§. 434). Uebrigens schienen mir in allen diesen Fällen besonders wenige Beispiele erforderlich, weil von einem griechischen Idiotismus nur in wenigen Fällen die Rede sein kann. — Dass der losere Dativ in seiner Anwendung auf Ort und Zeit seine Quelle im Locativ hat, ward schon oben berührt. Die Römer wenden eben deshalb in gleichem Sinne den Ablativ an, der bei ihnen einen Theil des Locativgebrauchs übernommen hat. Der Dativ der Art und Weise dagegen findet seine Erklärung in den ähnlichen Gebrauchsweisen des Instrumentalis (Delbrück Abl. Loc. Instr. S. 52).

Cap. 17. Praepositionen.

Auch für das Verständniss der Rection der Präpositionen ist nichts wichtiger als die unumstösslich feststehende Thatsache, dass alle Präpositionen ursprünglich Adverbia waren. Es gab also einen Sprachzustand, in welchem diese Wörtchen als solche, das heisst in ihrem eigentlich präpositionalen Gebrauch noch nicht existirten. Die Rection der Präpositionen gestaltet sich erst in der Entwicklung der Sprache immer fester. Vortreffliche Bemerkungen über das Wesen und den Ursprung dieser Wörter gibt Schömann Redetheile S. 138 ff. Als Adverbia*) können nun die Präpositionen zunächst den Genitiv bei sich haben, als den Casus der Zusammengehörigkeit. Auf diese bei der Rection der Präpositionen auch von den vergleichenden Syntaktikern nicht Rection der Präpositionen.

*) I. Bekker (Homer. Blätter S. 273) sagt treffend: „Ist doch überall bei Homer Adverbium und Praeposition nicht schärfer geschieden als Pronomen und Artikel."

gehörig beachtete Quelle der Casusverbindung verweise ich am Schlusse von §. 447, 2. *ἀντί* ist ohne Frage der Locativ eines Nominalstammes, von dem uns in *ἄντα* eine andre Casusform, der Accusativ, im lat. *ante-d* der zum Locativ gewordene Ablativ vorliegt. Der Genitiv hängt also von *ἀντί* gerade in der Weise ab wie von unserm Angesichts, laut, kraft. Ebenso steht es sicherlich auch mit *πρό*, dem der lat. Ablativ *prod* entspricht, mit *διά*, dessen aeschyleische Nebenform *διαί* das Zeichen des Locativs an sich trägt. *διά* geht gewiss auf einen Nominalstamm (vgl. *δίχα*) zurück, welcher Zweiheit bedeutete, hiess also ursprünglich bei oder mit Zweitheilung, das ist ,zwischen' (§. 458). Ebenso steht es mit *ὑπέρ* = skt. *upari*, das offenbar eigentlich an der Oberseite, wie *ὑπό* (*ὑπαί*) an der untern Seite bedeutete und mit vielen andern. Nirgends zeigt sich die Verkehrtheit der Localisten deutlicher als in dem Versuch den Genitiv hier überall auf ein woher zurückzuführen. Wenn im Lateinischen die Präpositionen *in*, *pro*, *prae*, *sub*, *super* den Ablativ bei sich haben, so ist dieser hier wie oft als Ersatz des Locativs aufzufassen. Der Genitiv aber im Griechischen hängt in dieser Anwendung im strengsten Sinne von der Präposition ab, die er neben sich hat. Die entschiedenste Bestätigung unserer Auffassung liegt darin, dass sämmtliche uneigentliche d. h. den Adverbien noch näher stehenden Präpositionen den Genitiv bei sich haben.

Der nächste Schritt aus diesem adverbialen Gebrauch der Präpositionen war der, dass sie sich ergänzend und in losem Anschluss den Verben zugesellten, namentlich zu dem Zwecke die Richtung des Verbums näher zu bestimmen. In der homerischen Sprache liegt uns dieser Zustand noch insofern klar vor, als hier die Präposition zwar oft mit dem Verbum zusammen eine Vorstellung bildet, dessen ungeachtet aber nicht bloss, was auch in der späteren Sprache verblieb, durch das Augment und die Reduplication, sondern auch durch selbständige Wörter von ihm getrennt werden kann. Die sorgfältigen Untersuchungen von Hoffmann über „*ἀμφί* in der Ilias“ und „die Tmesis in der Ilias“ (Lüneburg und Clausthal 1857—1860) zeigen recht deutlich, wie schwer es

oft ist zu entscheiden, ob eine Präposition adverbial oder in Verbindung mit einem Verbum zu nehmen ist. Indem nun die Präposition in Gemeinschaft mit dem Verbum ein begriffliches ganze bildet, kann sie in dieser Gemeinschaft einen Casus erfordern. Wenn es Od. *δ* 43 heisst *αὐτοὺς δ' εἰςῆγον θεῖον δόμον* so ist hier gewiss die ältere Stufe erhalten, auf der *εἰς-άγειν* als ganzes den Accusativ bei sich hat. Il. *I* 89 versinnlicht uns die weitere Stufe, auf der *εἰς* schon beweglich geworden ist: *Ἀτρείδης δὲ γέροντας ἀολλέας ἦγεν Ἀχαιῶν ἐς κλισίην*. Aber begrifflich ist der Accusativ hier nicht minder als dort von der vereinten Vorstellung des *εἰςάγειν* abhängig. Durch die Hinzufügung einer Präposition, welche die Richtung bezeichnet, gewinnt ein Verbum die Kraft ein äusseres Object des Ziels zu beherrschen, das nun aber als solches nicht mehr empfunden wird, sobald die Präposition sich ablöst und unmittelbar vor den Casus tritt. Wenn der Accusativ häufig das Ziel bezeichnet, so hat das hierin seinen Grund. Und auch die übrigen §. 447 verzeichneten Bedeutungen ergeben sich daraus. In ähnlicher Weise ist vielfach der Dativ als Dativ der Gemeinschaft aufzufassen, welcher von dem mit der Präposition zusammen gedachten Verbum abhängt z. B. in der homerischen Wendung *πάρ' δέ οἱ ἔστη*, *θέων δέ οἱ ἄγχι παρέστη* neben *ἑσταότες παρ' ὄχεσφιν* Il. *Θ* 565. Der Grund, weshalb dem Dativ §. 447, 3 die Kraft zugesprochen ist in Verbindung mit Präpositionen „ein mehr äusserliches Beisammensein" auszudrücken, liegt eben in diesem Gebrauch des Dativs. — Für den Genitiv werden wir allerdings wohl zugeben müssen, dass er zum Theil auch in seiner Abhängigkeit von Präpositionen der Stellvertreter des Ablativs ist, jedoch so, dass auch hier der Ablativ ursprünglich von dem Verbum sammt seiner Präposition abhing z. B. *A* 346 *ἐκ δ' ἄγαγε κλισίης Βρισηΐδα*, und dann der Genitiv als sein ursprünglich unbestimmterer Stellvertreter eintrat (§. 419 b).

Diese Bemerkungen werden genügen um anzudeuten, in welcher Weise ich den Gebrauch der Präpositionen mit Casus an den übrigen Casusgebrauch anknüpfe und um den Einwand zu widerlegen, als ob ich im Widerspruche mit

meiner Grundanschauung von den Casus für die Präpositionen von der localistischen ausginge.

Cap. 20. Tempuslehre.

Doppelte Zeitbezeichnung.

Die Lehre vom Gebrauch der Tempora bedurfte einer erheblichen Umgestaltung. Hier hatte sich in der That durch die genauere Erforschung der Sprachform ein völlig anderer Boden für den Sprachgebrauch ergeben, und ohne mich weiter auf die Theorie einzulassen als unbedingt nöthig war, suchte ich die erlangte Einsicht auf die Syntax anzuwenden. Die ältere Grammatik behandelt den Aorist durchaus, zum Theil auch das Perfect als ein Tempus der Vergangenheit. Die Analyse der Formen aber ergibt (vgl. Seite 86, 89, 96) auf das schlagendste, dass die Sprache zur Bezeichnung der Vergangenheit überhaupt gar kein anderes Mittel besitzt, als das Augment, dass mithin Bezeichnung der Vergangenheit ursprünglich nur da angenommen werden kann, wo das Augment steht, das heisst im Imperfect, Plusquamperfect und I n d i c a t i v des Aorists, mithin überhaupt n u r im Indicativ. An diesen Indicativen können wir nun aber auch am deutlichsten sehen, dass die Sprache neben der Vergangenheit in solchen Formen noch etwas ganz andres bezeichnet. *ἐ-γέν-ε-το, ἐ-γίγν-ε-το, ἐ-γεγόν-ει* unterscheiden sich untereinander durch etwas ganz anderes als *ἐγίγνετο* von *γίγνομαι, ἐγεγόνει* von *γέγονα*. Für dies etwas, was gerade an dem Stamme der Tempusformen seine Bezeichnung findet und schon dadurch als etwas haftendes, wesentliches hervortritt, bedurfte es eines Ausdrucks. Die bisherige Grammatik hatte dafür k e i n e n, selbst die künstlichsten Tempustheorien, welche von den Tagen der stoischen Grammatiker an bis in die neueste Zeit Unterschiede entwickelten, wie s i e in keiner lebendigen Sprache jemals berücksichtigt wurden, liessen diesen Punkt unberücksichtigt. Für die griechische Sprache ist nun aber unverkennbar dieser Unterschied selbst für die Schulpraxis ein ganz unent-

behrlicher. Im griechischen Sprachgefühl lag eine Dreiheit temporaler Unterscheidnng, die mit der von Gegenwart, Vergangenheit nnd Zukunft sich durchkreuzt und das ganze reiche System der Tempora, Modi und Verbalnomina durchdringt. Weil ich für jede dieser Dreiheiten einen Gesammtnamen nicht vorfand, so musste ich einen solchen erfinden. Da stellte sich nun heraus, dass die eine temporale Unterscheidung eine mehr äusserliche, die andere eine innere war. Der Unterschied zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft beruht nur auf dem Verhältniss der Handlung zu dem sprechenden. Ich nenne also diesen Unterschied, bei dem es nur auf den Standpunkt ankommt, den der Zeitstufe. Zeitstufe. Die Handlung fällt mit dem Standpunkte des redenden entweder zusammen, oder sie liegt — als Vorstufe — hinter ihm, oder — als noch zu erreichende — vor ihm. Der Ausdruck ist, glaube ich, nicht misszuverstehen. In dem gewählten Bilde liegt zugleich deutlich bezeichnet, dass der Unterschied durch blosses Fortschreiten in der Zeit ohne innere Aenderung der Handlung verrückt wird. Offenbar musste nun aber die Differenz zwischen *γενέσθαι*, *γίγνεσθαι*, *γεγονέναι* durch ein Wort bezeichnet werden, das sofort andeutet, dass es sich hier um eine innerhalb der Handlung selbst liegende Differenz, nicht bloss um das Verhältniss zu etwas ausser ihr liegendem handelt. In diesem Sinne wählte ich den Ausdruck Zeitart*), indem wir ja das Wort Art Zeitart. recht eigentlich da verwenden, wo wir specifische, innere Eigenthümlichkeiten benennen wollen. Heyse in seinem System der Sprachwissenschaft unterscheidet in ähnlichem, aber nicht gleichem Sinne subjective und objective Zeiten (S. 457 ff.). Diese Ausdrücke würden, glaube ich, jedenfalls noch vieldeutiger sein. Uebrigens gilt auch von diesen

*) Von einem „zeitlosen Tempus“ zu reden und die Lehre von den Tempora damit zu beginnen, dass man dem Schüler empfiehlt eine Anzahl Zeitformen, darunter das Futurum „zu streichen“ überlasse ich anderu. — Schoemann gebraucht für das was ich Zeitart nenne, Fleckeisens Jahrb. 1869 S. 210, das Wort ‚Entwicklungsstadien‘ oder ‚Entwicklungsstufen.‘

Kunstausdrücken was ich oben (S. 91) über die Schwierigkeit solcher Neubildungen bemerkte.

Dreifache Zeitart. Die dreifache Zeitart musste nun wiederum durch drei verschiedene Namen unterschieden werden. Zwei von diesen ergaben sich von selbst. Die Handlung des Präsensstammes ist die dauernde, die des Perfectstammes die vollendete. Aber wie sollen wir in der Kürze die Handlung bezeichnen, die im Aoriststamm ihren Ausdruck findet? Man könnte an das Wort momentan denken. Aber abgesehen von dem Fremdwort, das sich neben einheimischen übel ausnähme, gibt es zu manchen Missverständnissen Anlass. Es liegt, wenn diese Bezeichnung gewählt wird, nahe den Unterschied zwischen *ποιεῖν* und *ποιῆσαι*, *νικᾶν* und *νικῆσαι*, *ἔβαλλε* und *ἔβαλε* gleichsam nach der Uhr zu messen, während ja doch der Unterschied ein ganz andrer, viel tiefer gegriffener ist. Ob der Künstler unter sein Werk *ΕΠΟΙΗΣΕ* oder *ΕΠΟΙΕΙ* setzte, hing nicht davon ab, wie lange Zeit er darauf verwandt hatte, sondern von seiner Absicht, entweder die blosse Thatsache, dass er der Künstler sei, oder die darauf verwendete Mühe hervorzuheben. Ich zog es daher vor mich der Terminologie von Rost und Krüger anzuschliessen, welche die Handlung des Aorists

Eintretende Handlung. die eintretende nennen. Wer den Gebrauch unsres deutschen eintreten erwägt, wird darin, glaube ich, die wesentlichen Eigenthümlichkeiten der aoristischen Handlung wiederfinden. Eintreten ist zunächst durchaus verschieden von beginnen oder bevorstehen. Die eintretende Handlung hat nichts mit dem *tempus instans* zu thun, mit welchem man sie irrthümlich verwechselt hat. Eintreten hat vielmehr einen doppelten Gegensatz, einmal das Verweilen an einem Orte. Der Eintritt des Winters ist seiner Fortdauer entgegengesetzt. Ebenso verhält sich *νοσῆσαι* zu *νοσεῖν*, *βασιλεῦσαι* zu *βασιλεύειν*. Zweitens aber ist das Eintreten eines Ereignisses seinen Vorbereitungen entgegengesetzt. So verhält sich *πρᾶξαι* (bewirken, durchsetzen) zu *πράσσειν* (betreiben), *πεῖσαι* (überreden) zu *πείθειν* (zureden). Endlich wird mit dem Worte eintreten (vgl. abtreten, vortreten, herzutreten) immer und durchweg eine Handlung ausgedrückt,

die auf einen Schlag vollzogen wird, oder deren, wenn auch vorhandene einzelne Momente, nicht hervorgehoben werden sollen. Insofern scheint mir dies deutsche Wort für unsern Zweck recht glücklich gewählt. Man hat eingewandt, der Name sei mehrdeutig und unbestimmt; aber der griechische Aorist hat in der That seine verschiedenen Seiten, und gerade der Vorzug jenes Wortes liegt in einer gewissen Weite des Gebrauchs, wodurch es den verschiedenen Seiten des Aoristgebrauchs gerecht wird, während doch ein fester Kern unverkennbar ist und in unserm Sprachgefühl wahrgenommen werden kann. Es wird stets misslingen für den griechischen Aorist eine hagebüchene Definition zu finden. Die Unterscheidung der Zeitarten beruht auf einem gewissen Sprachinstinct, den wir uns nur dadurch anzueignen vermögen, dass wir uns in die Anschauung derselben versetzen, wofür ein Bild oder eine unsrer Muttersprache eigene bildliche Ausdrucksweise mehr hilft, als alle Logik*).

*) Vielleicht ist die Abneigung des französischen Geistes gegen Unterscheidungen, die über logische Distinctionen hinausgehen, der Grund, weshalb die in Deutschland so ziemlich anerkannte Ansicht vom Aorist in Frankreich auch bei denen auf Widerspruch stösst, welche sonst für die Arbeiten der deutschen Sprachwissenschaft offnen Sinn zeigen. Ein hervorragender französischer Philolog, Charles Thurot, bekämpft in seinen ‚Observations sur la signification des radicaux temporels en Grec' (Mémoires de la société linguistique de Paris Tome 1er, 2e fascic. p. 111—125) die Existenz dessen, was ich Zeitarten nenne. Der Unterschied zwischen dem Imperfect und dem Ind. Aor., zwischen dem Conj., Opt., Imp., Inf. des Praesens einerseits und des Aorists andrerseits, ja selbst der zwischen dem Praeteritum und Perfectum, so behauptet er, sei gar nicht vorhanden, es könne überhaupt beim Gebrauche der Tempora, auch der Griechischen, sich nur um ‚simultanéité, antériorité, postériorité' handeln. Da nun aber diese Kategorien z. B. beim Imperativ absolut unanwendbar sind, so meint H. Th., der Usus sei vielfach ein ebenso launenhafter wie z. B. der des Genus, warum die Redner z. B. in dem einen Falle *λέγε*, im andern *ἀνάγνωθι* gesagt, dafür sei ebensowenig ein Grund erkennbar wie dafür, weshalb *βόστρυξ* Masculinum, *λάρναξ* Femininum sei. Eine grosse Menge von Stellen aus attischen Autoren wird vorgeführt, um zu zeigen, dass die versuchten Unterscheidun-

Unter den lebenden Sprachen besitzen die slawischen ganz ähnliche feine Unterscheidungen der Zeitarten, weshalb es gebornen Slawen sehr leicht wird den Gebrauch des Aorists und seinen Unterschied von den Formen des Präsensstammes sich anzueignen. (Vgl. Kobliska üb. das Verhältniss des Aorists zu den Formen des čechischen Verbums, Königgrätz 1851, Kvíčala Zeitschr. f. d. östr. Gymn. 1863 S. 317.)

Durch die hinzugefügte Anmerkung suche ich die drei

---

gen ‚plus subtiles que satisfaisantes' wären (p. 121). ‚Il est souvent si indifférent d'exprimer ou de ne pas exprimer la durée de l'action, et d'autre part les formes synonymes du présent et de l'aoriste sont si nombreuses, qu'il faudrait que l'écrivain se fût demandé presquè à chaque membre de phrase, s'il devait choisir le présent ou l'aoriste: effort de réflexion incompatible avec la rapidité de la parole.' Als ob es bei solchen einem Volke angebornen Unterscheidungen überhaupt der Reflexion bedürfte! Ein Slawe spricht nicht langsamer als ein Deutscher, und doch macht er derartige Unterscheidungen mit der grössten Sicherheit, auch der ungebildete. Was die von Hrn. Thurot vorgebrachten Stellen betrifft, so würde es hier natürlich zu weit führen darauf einzugehen. Nur das mag bemerkt werden, dass man viele ohne jede Künstelei nach unserer Ansicht erklären kann, so gleich die erste (Xenoph. Cyrop. I, 6, 40), wo *ὅτι ταχὺ ἔφευγε, ἐπεὶ εὑρεθείη* die wiederholten Erfahrungen der Hasenjagd bezeichnet, Plato Symp. 173 a, wo *ἐπινίκια ἔθυε* die dauernde Siegesfeier im Unterschied zu dem mit *ἐνίκησε* bezeichneten Resultat des Wettkampfes hervorhebt. Dass der strenge alte Gebrauch des Perfects von Xenophon an laxer zu werden beginnt, ist auch von deutschen Gelehrten anerkannt. Man kann selbst einräumen, dass sich die fraglichen Unterschiede nicht in jedem einzelnen Falle deutlich beschreiben lassen, dass dem redenden oft die Wahl frei stand, mit alledem beweist man noch keineswegs, dass die Unterschiede nicht existirten, dass jene aus der ursprünglichen Anlage der indogermanischen Sprache ererbten Unterschiede der Tempusstämme bei den feinfühligen Griechen als nutzloser Ballast fortbestanden hätten. Wer vermag die Unterschiede sinnverwandter Wörter einer Sprache allemal zu definiren? Und doch empfindet sie jeder mit der Sprache vertrautere, vor allem der in ihrem Gebrauch aufgewachsene, und es ist Aufgabe der Wissenschaft, in dem einen wie in dem andern Falle den oft feinen und zarten Unterschieden nachzuspüren, die damit, dass sie einer reflectirenden Zeit gleichgültig oder gar störend erscheinen, das Recht da zu sein nicht einbüssen.

Zeitarten noch genauer zu bestimmen und zwar wiederum mittelst eines Bildes, diesmal eines mathematischen. Der Ausdruck Zeitpunkt ist geläufig. An ihn knüpfe ich an, wenn ich sage, dass die Handlung des Aorists einem Punkte verglichen werden könne. Dem Punkte kommt bekanntlich gar keine Ausdehnung zu, ebenso wenig kommt bei der durch den Aorist bezeichneten Handlung ihre zeitliche Erstreckung in Betracht. Und wie entfernte oder in den Hintergrund tretende Gegenstände, trotz ihrer factischen Ausdehnung im Raume, doch als Punkte erscheinen, so auch dem sprechenden die Handlungen, die er eben nur als eintretende aufführt. Dem Punkt steht nun die Linie gegenüber, welche im Gegensatz zum Punkt Ausdehnung, aber eine an sich unbegränzte hat*). Ihr entspricht mit consequenter Ausdehnung des Bildes die dauernde Handlung, deren Wesen es eben auch ist, sich zeitlich zu erstrecken, ohne in sich selbst ihren Abschluss zu finden. Das Wesen der vollendeten Handlung endlich besteht darin, dass sie in jeder Beziehung vollständig umgränzt ist. Insofern also gleicht sie einer von Linien umschlossenen Fläche.

Es liegt unsrer Aufgabe fern diese jedem Tempusstamme eigenthümliche Grundvorstellungen weiter zu verfolgen. Aber einige wenige Andeutungen mögen hier ihren Platz finden. Wir erkannten in dem Begriffe des Eintretens ein doppeltes Moment. Einmal ist die eintretende Handlung der fortdauernden entgegengesetzt, wie der Eintritt in ein Haus dem Verweilen darin, der Eintritt der Finsterniss ihrem fortgesetzten Herrschen. In diesem Sinne bezeichnet die eintretende Handlung gleichsam den Anfangspunkt einer Linie. Dem *ἐρασθῆναι* oder *ἐράσασθαι* d. i. plötzlich in Liebe gerathen (z. B. Il. *Π* 182 *ἠράσατ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδὼν ἐνὶ μελπομένῃσιν*) folgt das *ἐρᾶν*, wie dem *ἄρξαι* das *ἄρχειν*, dem *διανοηθῆναι* das *διανοεῖσθαι*. Wir können diesen Ge- **Ingressiver Aorist.**

---

*) Desselben Bildes bedient sich Pott Et. Forsch. II² 635. An dieser Stelle und weiterhin S. 667 finden sich beachtenswerthe Ausführungen der hier berührten Gegenstände und Parallelen aus entlegenen Sprachen.

brauch des Aorists den ingressiven nennen (vgl. §. 489). Hier tritt die Kraft des Aorists besonders deutlich hervor, so dass es bisweilen für die aoristische Handlung einer ganz andern Uebersetzung bedarf als für die durative. Das ἐγνωρίσθη, womit die griechischen Chronologen den Zeitpunkt bezeichnen, von dem an jemand ein bekannter Mann wurde, können die lateinischen nur unvollkommen mit ihrem *cognoscebatur* wiedergeben, das zwar den Ausdruck des Bekanntwerdens mit ἐγνωρίσθη theilt, aber den des allmählichen hineinträgt, wovon in der griechischen Form nichts liegt. Eustathius hat uns in seinem Leben Pindars (Westermann's Βιογράφοι p. 95 §. 31) ein Wort des Dichters aufbewahrt, das mehrfach missverstanden ist: ,πρὸς δὲ τὸν ἐρωτήσαντα, διὰ τί οὐ τῷ εὖ πράττοντι τὴν θυγατέρα δίδωσιν, οὐ μόνον εὖ πράττοντος ἔφη δεῖσθαι, ἀλλὰ καὶ εὖ πράξαντος.' Fassen wir hier εὖ πρᾶξαι als ingressiven Aorist, so gewinnen wir den Sinn ,er sagte, er brauche nicht bloss einen *wohlhabenden*, sondern auch einen der *wohl erworben* habe.'

Auf der andern Seite aber steht das wirkliche Eintreten den Vorbereitungen zu der Handlung gegenüber, wie das helle Auflodern der Flamme dem Glimmen, wie das Einbrechen der Nacht der Dämmerung. So kann διδόναι den blossen Versuch des Gebens, das Anbieten, δοῦναι die Ausführung des Gebens, das wirkliche Hinreichen oder Uebergeben ausdrücken, ἄγειν fortschleppen, ἀγαγεῖν wirklich abführen bedeuten, so verhält sich κτᾶσθαι zu κτήσασθαι. Man könnte diesen Gebrauch des Aorists den effectiven nennen.

Effectiver Aorist.

Der Aorist bezeichnet hier den Endpunkt einer Linie. Die durative Handlung geht ihm voraus. Dieser Gebrauch des Aorists ist es, welcher von den alten Grammatikern durch den Ausdruck συντελικῶς der mit παρατατικῶς bezeichneten Handlung des Imperfects entgegen gesetzt wurde, z. B. von Aristonicus zu Il. Λ 368 (vgl. Friedländer Arist. p. 5), wo es sich um den Unterschied zwischen ἐξενάριξεν und ἐξενάριζεν handelt. Es steht der Sprache zu, eine dieser beiden Anwendungen besonders hervorzukehren, oder, anders aufgefasst, für den hörenden entspringt aus der Grundbedeutung jedes

Verbums und aus dem Zusammenhange der Rede bald die eine, bald die andre, wenn auch häufig keine von beiden bestimmt unterschieden werden kann und nur die Vorstellung des Zeitpunktes ohne alle Rücksicht auf andere Handlungen hervortritt.

Das Bedürfniss zu ähnlichen Tempusunterscheidungen, wie sie dem Griechen gewiss schon von uralter Zeit her im Aorist geboten waren, fehlt in keiner Sprache. Auch hier also können wir an Unterschiede anknüpfen, die in unserm Sprachgefühl liegen. Dazu soll namentlich §. 485 anleiten. Der Mangel an Aoristen wird in den Sprachen vielfach durch Zusammensetzung mit Präpositionen ersetzt. Auch dazu bieten die slawischen Sprachen die merkwürdigsten Analogien. Die ingressive Bedeutung findet in deutschen Zusammensetzungen wie einschlafen, einsehen, in lateinischen wie *insonare, incitare* ihr Analogon, wo doch das ein eben nichts andres als dies besagen will, dass das Subject sich in einen Zustand begibt. Im Deutschen ist es besonders das Präfix er d. i. aus, welches der Anwendung des Aorists gleichkommt, und ähnlich lat. *ex*. Die Sprache fasst dabei wohl den früheren Zustand als dasjenige auf, aus welchem die neue Handlung hervorbricht, so in den intransitiven erklingen, erwachen, ergrimmen, erschrecken, ersterben und in den transitiven erwecken, erfinden, erregen, erkennen, erschliessen (vgl. Grimm Wörterb. III S. 694), lat. *efficere, evenire, evincere, evolare, excitare, exclamare, emori.* Wieder eine andre Anschauung liegt der Anwendung der Präposition *con* zum Grunde z. B. in *conspicere* = *ἰδεῖν*, *consequi*, im Unterschied von *sequi* dessen glücklichen Abschluss bezeichnend, *conticuere omnes* = *ἐσίγησαν πάντες*, *cohorruit* = *ῥίγησεν*, *comedere* verzehren, auf- oder, wie man in einigen Gegenden Deutschlands sagt, zusammenessen. Das *con* — man vergleiche auch ausserhalb des Aorists das griechische *συντελεῖν* — bezeichnet sämmtliche Momente der Handlung, die sich zur völligen Erreichung des Ziels vereinigen. Durchaus analog ist die Anwendung der Vorsylbe *ge* in der deutschen Sprache.*)

Ersatz des Aorists in andern Sprachen.

*) Vgl. Schleicher ,Die deutsche Sprache' 2 Aufl. S. 231 und die ausgedehnten Sammlungen über ,die Verba perfecta in der Nibelungendichtung' von Martens in Kuhn's Ztschr. XII 31 ff.

Aehnlich deutet *per* die Durchführung bis an's Ende an: *persuasit* verhält sich zu *suasit* wie *ἔπεισε* zu *ἔπειθε*. Das deutsche stehen bezeichnet ausserhalb der Zusammensetzung in der Regel einen Zustand, den der Grieche als den Abschluss des zur Erreichung desselben nothwendigen Actes mit dem Perfect *ἕστηκα*, ich habe mich gestellt, ich stehe, auffasst. In den Zusammensetzungen aufstehen, entstehen, erstehen, beistehen, abstehen, einstehen dagegen bezeichnet stehen keinen Zustand, sondern meistens einen einzelnen Act, und entspricht deshalb dem griechischen *στῆναι*. In mhd. Wendungen wie „von dem Rosse stân" ist dieselbe Bedeutung auch im Simplex zu erkennen. Es verschiebt sich also im Deutschen und Lateinischen der Gehalt eines Verbums in ganz ähnlicher Weise durch die Zusammensetzung mit Präpositionen, wie im Griechischen durch den Wechsel der Zeitarten. Aber freilich decken sich beide Erscheinungen nicht vollständig. Da das lateinische Perfect die aoristische Bedeutung mit der eigentlich perfectischen verbindet, so entspricht *conticui* nicht bloss dem griechischen *ἐσίγησα*, sondern auch *σεσίγηκα*, und in dem dem Perfect *conticui* entsprechenden Präsens *conticesco* finden wir eine Vereinigung der effectiven mit der inchoativen Bedeutung, wie sie in keiner griechischen Form vorliegt. Das deutsche erwachen verhält sich zwar zu wachen ähnlich wie hom. *ἐγρέσθαι* zu *ἐγρηγορέναι*, aber es gibt auch ein langsames Erwachen (*expergisci*, *ἐγείρεσθαι*), während *ἔγρετο* immer nur den Zeitpunkt bezeichnet, da der Schlaf verschwindet. Die Uebersetzung bleibt also immer eine unvollkommene. Hier ist übrigens noch ein reiches Feld für die Beobachtung gegeben, wie dies von etwas andern Gesichtspunkten aus auch Schoemann (Redetheile S. 139) kürzlich mit Recht hervorgehoben hat. Auch die Unterscheidung der verschiedenen Zeitarten im Griechischen ist in lexicalischer Beziehung noch so gut wie ganz unausgebeutet, während sie doch für die mannichfaltige Anwendung eines Verbums fast ebenso wichtig ist wie die zwischen Activ und Medium, welche sich der sorgfältigen Beachtung erfreut. Diese Vernachlässigung stammt aus dem *πρῶτον ψεῦδος*, Aorist und Perfect seien Tempora der Ver-

gangenheit, die Substanz der Verbalbedeutung werde von dem Unterschied zwischen dem Präsens und Aorist, zwischen dem Präsens und Perfect in nicht höherem Grade berührt als etwa von dem zwischen Präsens und Futurum.

Zu §. 496.

Mit der Auffassung der Tempora, welche sich uns hier als die richtige herausstellte, scheint es in einem gewissen Widerspruch zu stehen, dass das Particip des Aorists für früher vergangene Handlungen angewandt zu werden pflegt. Da das Particip so wenig wie die übrigen nicht augmentirten Aoristformen irgend eine Bezeichnung der Vergangenheit an sich trägt, und da die Vorvergangenheit doch immer eine Art der Vergangenheit ist, so begreift man hier nicht sofort, wie das Particip zu dieser Anwendung gelangt. Das Räthsel löst sich aber aus dem Wesen des Aorists und des Particips. Das Particip, seinem Ursprunge nach ein Adjectiv, fixirt eine Handlung in Bezug auf eine andre Handlung. Diese letztere, durch das Verbum finitum bezeichnet, ist die Haupthandlung. Sobald die Nebenhandlung neben der Haupthandlung fortdauert, muss sie (*παρατατικῶς*) im Particip des Präsens stehen; soll wiederum auf die Zukunft hingewiesen werden, so bedarf es der besondern Bezeichnung der Zukunft; für den Ausdruck einer in Bezug auf die Haupthandlung vollendeten Handlung dient das Particip des Perfects. Soll aber die Nebenhandlung ohne alle Rücksicht auf Dauer oder Vollendung, auch nicht als zukünftig, sondern rein als Punkt, als Moment bezeichnet werden, so bleibt nur das Aoristparticip übrig. Unwillkürlich fassen wir dann diesen im Bezug auf eine andre Handlung fixirten Punkt als vor derselben liegend auf. Genau genommen wird aber die Vorvergangenheit durch das Aoristparticip gar nicht bezeichnet. Durch den häufigen Gebrauch in der Erzählung freilich, vielleicht auch durch die Einwirkung des Indicativs, erklärt es sich, dass sich ganz von selbst mit dem Aoristparticip die Vorstellung der Vorvergangenheit verbindet. Deshalb durfte dies in der Grammatik nicht unerwähnt bleiben. Schon aus den

in der Anmerknng aufgeführten Beispielen ergibt sich, wie nahe sich oft im Particip das Präteritum mit dem Präsens berührt. Namentlich kann in der prädicativen Anwendung des Aoristparticips neben einem andern Aorist von einer Vorvergangenheit oft nicht die Rede sein z. B. in *εὖ ἐποίησας ἀναμνήσας με* (Plato Phaed. p. 60 c). Wenn es Herod. V, 24 heisst *εὖ ἐποίησας ἀπικόμενος*, so ist es hier besonders klar, dass das *εὖ ποιῆσαι* nicht nach dem *ἀφικέσθαι* stattfand, sondern eben im Kommen bestand (vgl. Krüger §. 53, 6 Anm. 8, §. 56, 8 Anm. 1), wie denn auch in dem Spruche *λάθε βιώσας* die beiden Handlungen auf einer Zeitstufe liegen. Aken (Grundz. der Lehre von Tempus und Modus S. 8) nennt diesen Fall passend ‚die Coincidenz zweier Punkte.‘ Ergibt sich also in jenen andern Anwendungen das vorher im Grunde nur aus dem Zusammenhang, ohne von der Sprache selbst als solches ausgedrückt zu sein, so tritt die präteritale Bedeutung des Aoristparticips ganz auf eine Linie mit der des Infinitivs und Optativs, wenn diese (§. 497) in Aussagesätzen sich auf vergangene Handlungen beziehen. In einem Satze wie *Κύκλωπες λέγονται ἐν Σικελίᾳ οἰκῆσαι* bezeichnet die Sprache die Zeitstufe eigentlich gar nicht, sondern nur die Zeitart. Insofern nur die Thatsache als solche, nicht die Dauer des Wohnens hervorgehoben werden soll, steht *οἰκῆσαι*. Man könnte, wenn es darauf ankäme einen dauernden Zustand zu bezeichnen, auch *οἰκεῖν* setzen z. B. *Κύκλωπες λέγονται τότε ἐν Σικελίᾳ οἰκεῖν* und müsste ebenso gut gewohnt haben oder wohnten in der Uebersetzung gebrauchen. Ueberall ist in diesen Fällen der Aorist zwar mit einem Präteritum zu übersetzen, aber er ist darum nicht von dem Sprachgefühl der Griechen selbst als solches empfunden. Denn unsre deutsche Sprache muss häufig die Zeitstufe bezeichnen, die der Grieche unberücksichtigt lässt. Ganz dasselbe gilt vom Indicativ des Aorists als Vertreter eines deutschen und lateinischen Plusquamperfects (§. 493). Die Vergangenheit ist hier im Griechischen ausgedrückt, aber die Vorvergangenheit bleibt unbezeichnet. Unsre deutsche Weise steht hier überall der lateinischen weit näher als der griechischen. — Manches hiehergehörige wird in dem

sorgfältigen Programm von Pfudel ‚Die indirecte Rede bei Xenophon‘ Colberg 1864 erörtert.

Zusammengesetzte Sätze.

Zu §. 519 ff.

Es kam mir darauf an die beiden Hauptgesichtspunkte, welche bei der Verbindung der Sätze unter einander in Betracht kommen, nämlich die Form dieser Verbindung und die aus ihr hervorgehende Bedeutung wenigstens anzudeuten. Zuerst ist daher in §. 519, von der formellen Seite die Rede. Schon hier ist es nicht ganz leicht bei einer compendiarischen Darstellung, wie sie einer Schulgrammatik zukommt, die Momente, welche wir über die Genesis der Satzformen aus einer historischen Betrachtung der Sprache gewinnen, mit der nothwendigen Hervorhebung der im factischen Gebrauche vorhandenen Formen zu vereinigen. In der Sprache, wie sie uns selbst schon in den homerischen Gedichten vorliegt, treten die beiden Hauptformen Parataxis und Hypotaxis als charakteristisch hervor. Es ist aber klar, dass die zweite Fügung historisch sich überall aus der ersten entwickelt hat, und davon noch viele Spuren aufweist. Die Hypotaxis war erst möglich, seitdem es ein vom Demonstrativ scharf unterschiedenes Relativ gab. Ursprünglich war aber, wie wir S. 77 sahen, dies nicht der Fall.*) Selbst bei Homer fallen Demonstrativ und Relativ noch vielfach zusammen und es steht damit im Zusammenhang, dass in der homerischen Hypotaxis noch häufig die ältere Parataxis durchblickt. Am bekanntesten ist dies in Bezug auf das δέ des Nachsatzes, das sich nur so erklären lässt. Aber auch in der vielfachen Anwen-

Satzform.

Parataxis.

*) Ausser den schon S. 155 erwähnten Untersuchungen von Windisch über den Ursprung des Relativpronomens, bei denen besonders der Begriff der ἀναφορά als Vorstufe für das letztere eingehend erläutert wird, kommen für dies Gebiet in Betracht die Quaestiones de attractione enuntiationum relativarum scr. Richard Förster Berol. 1868. Man vergleiche auch Pott Et. Forsch. II², 405.

dung einer copulativen Partikel neben der hypotaktischen Verbindung zeigt sich dieselbe Vermischung, oder richtiger die noch nicht zum Abschluss gelangte Sonderung beider Formen z. B. Il. *A*, 218 *ὅς κε θεοῖς ἐπιπείθηται, μάλα τ' ἔκλυον αὐτοῦ* (vgl. §. 624, 5). Offenbar ist die Hypotaxis auf eine doppelte Weise aus der Parataxis hervorgegangen, einmal direct, indem der eine der ursprünglich gleich unabhängigen Sätze sich in den Hintergrund schiebt. Auf diese Weise sind die relativen Neben- und Zwischensätze entstanden, wie *μῆνιν οὐλομένην, ἣ μυρί' Ἀχαιοῖς ἄλγε' ἔθηκεν.* Diese Sätze bewahren fortwährend etwas von dem losen Wesen der parataktischen Fügung, wie sie ja denn auch in durchaus parataktischer Weise fortgesetzt werden (§. 605). Eine weit

Correlation. ergiebigere Quelle für die Hypotaxis ist aber die correlative Satzverbindung, die in unzähligen Fällen das Mittelglied zwischen der Parataxis und der Hypotaxis bildet. In einem homerischen Satze wie *A*, 125 *ἀλλὰ τ ὰ (μὲν) πολίων ἐξ ἐπράθομεν, τὰ δέδασται* nehmen wir formell noch gar keine Unterscheidung wahr zwischen der Parataxis und der Correlation. Nur durch die Betonung muss das zweite Glied *τὰ δέδασται* als das wichtigere hervorgehoben sein. Wir sehen hier, wie das eine Demonstrativ sich zum Relativ abschwächte, das andre dagegen um so mehr hervortrat. Durch den Accent ergab sich im ersten Gliede die Spannung (*πρότασις*), im zweiten der befriedigende Abschluss (*ἀπόδοσις*), worin das Wesen der Correlation besteht. Je mehr auch der Form nach die demonstrativen Pronomina sich von den relativen, die demonstrativen Partikeln sich von den relativen sonderten, desto deutlicher hob sich die Correlation von der Parataxis ab. Bei Homer ist die correlative Satzverbindung schon eine reich entwickelte. Aber auch für die spätere Sprache behält diese Satzfügung schon um der hypothetischen Perioden wegen (§. 534) ihre hervorragende Bedeutung und musste daher nothwendig erwähnt werden. Die correlative Verbindung unterscheidet sich ihrem Wesen nach von der hypotaktischen ursprünglich dadurch, dass von zwei correlativ verbundenen Sätzen keiner als absolut herrschend betrachtet werden, dass also genau genommen von einer Unterordnung

noch nicht die Rede sein kann. Wie der Vordersatz erst durch den Nachsatz zum Abschluss gelangt, so umgekehrt ist der Nachsatz erst mit Rücksicht auf den Vordersatz verständlich, während wenigstens gewisse Arten hypotaktischer Fügungen von der Art sind, dass der regierende Satz sehr wohl für sich verständlich, der abhängige aber einen für das Verständniss allenfalls entbehrlichen Zusatz enthält z. B. §. 531 τοῦτ' αὐτὸ νῦν δίδασχ', ὅπως ἂν ἐκμάθω. Aus diesem Grunde hatte ich in den früheren Auflagen der Grammatik bis zur fünften die Correlativsätze als eine besondre von der Hypotaxis getrennte Classe von Sätzen hingestellt. Für eine genetische Betrachtung des Satzbaues ist das auch ganz richtig. Aber in der Gräcität, wie sie uns vorliegt, kann dieser Unterschied nicht durchgeführt und noch weniger für den Unterricht fruchtbar gemacht werden. Von Homer an ist die Sprache bemüht die correlativ verbundenen Sätze immer mehr unter einander zu verschmelzen. Schon dadurch, dass die Pronomina und Partikeln im Nachsatz häufig fortbleiben, wird das Verhältniss der Wechselseitigkeit verdunkelt. Mehr noch durch die mannichfaltige Verzwickung der Vordersatz- und Nachsatzpartikeln unter einander. So gehört ἄν und κέν eigentlich nur in den Nachsatz, wurde aber bei gewissen Schattirungen der Hypothesis proleptisch in den Vordersatz gezogen, woraus dann εἰ ἄν, ἐάν, ἤν oder εἴ κεν entstand. So ist ἐπ-εί sicherlich in ἐπί und εἰ zu zerlegen (Grundz. 366). ἐπί hier adverbial im Sinne von *darauf* (vgl. skt. *api* auch) ist ursprünglich das temporale Correlat des ebenfalls temporalen εἰ, wann, ἐπεὶ εἶδεν ἔγνω ist zusammengerückt aus εἰ εἶδεν ἔπι ἔγνω d. i. wann er sah, dann erkannte er. Aehnlich lat. *tametsi* = *tamen etsi*, *tamquam* aus *quam* (Vordersatz) und *tam* (Nachsatz), ebenso *simulatque*, *priusquam*. Nachdem nun aber durch das Streben der Sprache möglichst rasch den Hauptgedanken vorzubereiten, derartige Vermischungen vielfach eingetreten waren, verschwamm vielfach die Gränze zwischen der Correlation und der Hypotaxis. Beide treten in einen gemeinsamen Gegensatz zur Parataxis. Aus diesem Grunde habe ich die Scheidung aufgegeben. Eben deshalb ist es aber auch ganz unmöglich die correla-

tiven Sätze, welche jetzt als eine Art der hypotaktischen erscheinen, überall streng als solche herauszukehren. Dies ist nur bei den hypothetischen Sätzen (§. 534) geschehen, bei denen sich die Correlation leicht klar machen lässt. Die abhängigen Fragesätze sind unstreitig auch aus der Correlation hervorgegangen, da Frage und Antwort oder die dialogische Form, wie I. Bekker (Homer. Blätter S. 61) es nennt, als eine wesentliche Art der Correlation zu betrachten sind. In εἰπέ μοι, τίνα γνώμην ἔχεις ist der zweite Satz ursprünglich eine unabhängige Frage, die den Vordersatz zu dem Nachsatz εἰπέ bildet: welche Meinung hast du, das sage mir. Aber ich bezweifle sehr, ob es sich empfiehlt, Schülern zu dergleichen Einsicht zu verhelfen, die im Grunde wenig mit dem Lehren der griechischen Sprache gemein hat, sondern ebenso gut jede andre Sprache angeht. Es kommt hinzu, dass sich öfters über die richtige Auffassung solcher Sätze streiten lässt und dass nicht selten erst die Untersuchung über den Ursprung und die älteste Bedeutung der Conjunctionen die richtige Erkenntniss ermöglicht.

Satzbedeutung. Der zweite Punkt, der bei der Satzverbindung in Betracht kommt, ist die Satzbedeutung. Die Satzbedeutung, oder das begriffliche Verhältniss, welches zwischen dem Inhalt des einen Satzes und dem Inhalt des andern stattfindet, wird auf doppelte Weise bezeichnet, einmal durch die Modi und zweitens durch die satzverbindenden Conjunctionen. Auf den Modusgebrauch gehe ich hier nicht ein, theils weil ich glaube, dass meine Darstellung einer Erläuterung kaum bedarf, theils weil gerade hiefür eine eingehende Untersuchung vom Standpunkte der vergleichenden Syntax aus in nächster Zeit zu erwarten ist. Verglichen mit dem Einfluss der Conjunctionen ist für die Satzbedeutung die Kraft der Modi offenbar eine unbestimmtere.*) Durch die Anwendung der beiden

*) Diesen harmlosen Satz, welcher in der 1 Aufl. so lautete ‚Die Kraft der Modi ist offenbar eine unbestimmtere' reisst H. Aken in seiner ‚Schulgrammatik' S. XII aus seinem Zusammenhange und imputirt mir die Absurdität mit diesen Worten die Lehre von den Modis überhaupt abmachen zu wollen. Dies ist bezeichnend für

Modi, die man nach Analogie der casus obliqui in ihrer Anwendung bei der Satzverbindung modi obliqui nennen könnte, wird im Grunde nur angedeutet, dass der eine Satz im Vergleich zu dem andern bloss gefordert oder gedacht zu nehmen ist. Specifischer ist dagegen auf den ersten Blick die Bedeutung der Conjunctionen. Gehen wir aber tiefer ein, fragen wir nach dem Ursprung der Conjunctionen, so ergibt sich häufig, dass jene specifische Bedeutung der Conjunctionen eine Täuschung ist. Dieselbe Partikel ὡς, deren Grundbedeutung wie nicht zweifelhaft sein kann, und das davon nur unwesentlich verschiedene ὅπως begegnet uns fast in allen Gattungen von Sätzen, rein relativ, temporal, final und in Aussagesätzen. ὅτι dass und ὅτι weil, beide natürlich, wie das homerische ὅ am deutlichsten zeigt (z. B. *A* 120 vgl. I. Bekker Homer. Bl. 149) mit ὅ τι identisch, sind eins, mithin ist in der Sprache selbst ein Unterschied zwischen dem Aussagesatz und dem Causalsatz ursprünglich nicht vorhanden. εἰ war unstreitig von Haus aus ebensogut eine temporale Partikel wie unser aus wann geschwächtes wenn. Aus dieser Geltung erklärte sich oben ἐπεί, und eben daraus begreift sich die §. 547 besprochene Bedeutung von εἰ mit dem Optativ in der Bedeutung so oft. Mithin ist selbst das hypothetische Verhältniss von der Sprache ursprünglich vom temporalen nicht unterschieden. Hieraus folgt, dass alle unsre Eintheilungen der Sätze im Grunde mehr logischer als grammatischer Art sind, dass wir bei solcher Eintheilung in die Sätze mehr hineinlegen oder hineindenken, als die Sprache angibt, oder gar, was ich schon in Kuhn's Ztschr. I 266 hervorhob, durch Ausdrücke, wie Substantiv-, Adjectiv-Sätze, von einer Redeweise ausgehen, die erweislich jünger ist, als die zu erklärende Satzfügung. Dennoch war eine Unterscheidung der abhängigen Sätze ihrer Bedeutung nach zum Zweck des Ler-

Conjunctionen.

die Art seiner Polemik, einer Polemik, zu der ich, nebenbei gesagt, nie den allergeringsten Anlass gegeben habe. Dass Aken in der S. 188 erwähnten Schrift die Syntax mehrfach gefördert hat, erkenne ich gern an, wie ich es stets gethan habe. Aber sein System, worin er aus einem Tempus einen Modus macht, widerspricht den Thatsachen des Formenbaues.

nens nicht ganz zu entbehren. Aber nichts wäre verkehrter gewesen, als diese Unterscheidung dem Genius der Sprache zuwider mit rigoroser Consequenz durchführen zu wollen. Der einsichtige Lehrer wird erkennen, dass ich mich davor gehütet habe. So sind bei den Absichtssätzen §. 532 Anm. zwar die Sätze, in denen *ὅπως* mit dem Indicativ Futuri vorkommt, der Vollständigkeit wegen erwähnt, aber ausführlicher werden diese Sätze §. 553 unter den Relativsätzen besprochen und zwar unter Verweisung auf §. 500. Denn der Indicativ Futuri in einem Satze wie *σκόπει ὅπως τὰ πράγματα σωθήσεται* begreift sich nur aus der Grundbedeutung von *ὅπως* wie: sieh zu, wie, in welcher Weise der Staat gerettet werden wird. Durch einen mit dem Gebrauch des lateinischen *ut* zu vergleichenden Usus verschiebt sich die modale Bedeutung zur finalen. Auch sonst war ich bemüht, eine logisch schematische Systematik, wie sie zum Schaden lebendiger Einsicht in das Sprachleben so vielfach geübt ist, möglichst zu vermeiden und auf die zwischen scheinbar verschiedenen Gebrauchsweisen bestehenden Beziehungen und Uebergänge hinzuweisen.

Casusformen der Conjunctionen. Fragen wir, wodurch denn die Sprache selbst die Conjunctionen überhaupt unter einander und damit die durch sie eingeleiteten Sätze unterschieden hat, so werden wir auch hier wieder auf die Form zurückgehen müssen. Die Conjunctionen der Vordersätze und Nebensätze sind bis auf wenige Ausnahmen, sämmtlich aus Relativstämmen hervorgegangen. Aber sie zeigen verschiedene Casusformen. Es lassen sich namentlich vier Casusformen an ihnen unterscheiden: der Accusativ, Locativ, Instrumentalis und Ablativ. Accusativisch ist *ὅ*, das zusammengesetzte *ὅτι* (= *ὅ τι*) und lat. *quod*, vielleicht auch als Plural zu *quod quia*. *ὅτι* bezieht als Accusativ des Inhalts den Gehalt eines Satzes auf das regierende Verbum des Hauptsatzes, dient daher als Partikel von Sätzen der Aussage und Wahrnehmung. Accusativisch ist auch *ἕως* mit dem Correlat *τέως* (vgl. *quam diu* — *tamdiu*) im Sinne des temporalen Accusativs, also wie lateinisch *quantum* — *tantum temporis*. Die durch das Metrum bezeugte homerische Form

ἦος entspricht dem skt. *jâvat*, das in eben diesem Sinne neutraler Accusativ des Pronominalstammes *jâva(n)t* (*quantus*) ist. ὅ-τε erklärt sich natürlich auf dieselbe Weise (I. Bekker Homer. Bl. 150 f.). Locativisch in temporaler Anwendung (vgl. lat. *ubi*) ist εἰ, seiner Casusform nach dem lat. *si* und osk. *svai* (vgl. *Romai*, χαμαί) vergleichbar. Es hiess, wie wir schon oben S. 191 sahen, wann, aber so, dass nicht an eine Zeitdauer, wie bei ὅτε sondern nur an einen Zeitpunkt gedacht wird. Instrumentalisch ist ἵ-ν-α, vom Relativstamme *jo*, der hier zu ι verdünnt erscheint. ἵνα heisst also ursprünglich womit und ist dem lateinischen instrumentalen Ablativ *quô*, aber auch unserm deutschen damit zu vergleichen. Endlich ein Ablativ ist ὡς nebst ὅπως und den Correlaten ὥς, οὕτως. Aus dem woher hat sich die modale Bedeutung des Ablativs hier so gut wie bei den übrigen Adverbien auf ως entwickelt. Auf diese Weise liesse sich die Satzlehre an die Casuslehre anknüpfen, liesse sich aus den Sprachformen selbst ein Eintheilungsprincip für die durch Conjunctionen eingeleiteten Sätze gewinnen. Man könnte diese in Accusativ-, Locativ-, Instrumental- und Ablativsätze eintheilen. Insofern eine solche Eintheilung auf Elementen beruht, die wir in der Sprache selbst bezeichnet finden, würde sie berechtigter sein, als die bisherigen Satzeintheilungen, welche aus blossen Abstractionen hervorgegangen sind und eben deshalb sich als ungeeignet und mangelhaft erweisen, sobald wir die einzelnen Erscheinungen ihnen unterordnen. Man könnte diese vierfach gegliederten Sätze wieder unter dem gemeinsamen Namen der Conjunctionssätze zusammenfassen und diese von den Relativsätzen im engern Sinne, das heisst von den durch lebendige Casusformen des Relativpronomens eingeführten unterscheiden. Nur die Fragesätze würden dann wohl noch einer besondern Behandlung bedürfen. Es bedarf aber kaum der Erinnerung, dass eine solche Eintheilung erst in streng wissenschaftlicher Weise durchgeführt und nach allen Seiten hin durchgearbeitet sein müsste, ehe sie sich zur Aufnahme in die Schulgrammatik eignet. In dieser wird man namentlich wegen der hervorstechenden Wichtigkeit der hy-

pothetischen Sätze für die Construction der Relativ- wie der temporalen Sätze schwer umhin können, jener Classe von Sätzen einen früheren Platz als den letzteren anzuweisen.

Cap. 22. Infinitiv.

Zu §. 559 ff.

Form des Infinitivs. Auch in Bezug auf den Infinitiv ist es nothwendig von der Form desselben auszugehn. Der Infinitiv ist seinem Ursprunge nach der erstarrte Casus eines Substantivs von abstracter Bedeutung, der sich aber in vielen Stücken weit enger als alle andern abstracten Substantiva an das Verbum anschliesst. Ueber die bestimmte Casusform, welche dem Infinitiv zu Grunde liegt, ist bis jetzt nur insofern eine Uebereinstimmung erreicht, als man ziemlich allgemein die Formen auf *αι*: *εἰπέμεναι*, *γεγονέναι*, *λέγεσθαι* als die vollsten und ursprünglichsten anerkennt. Dagegen gehen die Ansichten darüber, ob diese Formen von Haus aus Locative oder Dative sind, aus einander. Ich habe in meiner Schrift de nominum formatione p. 58 zuerst die Locativform der Infinitive zu begründen gesucht. Bopp spricht sich in seiner Vergl. Gr. III, 323 ff. für den Dativ aus, ebenso Leo Meyer in seiner Schrift über den Infinitiv (Göttingen 1856), Lange in seiner Recension meiner Grammatik Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1855 S. 728 ff., Delbrück de usu dativi und Kuhn's Ztschr. XVIII 81. Von diesen Gelehrten wird namentlich der Umstand geltend gemacht, dass im Vedadialekt entschiedene Dativformen als Infinitive verwendet werden. Mit mir geht Schleicher Compend.[2] 415 vom Locativ aus, ebenso Schoemann Redetheile S. 66 und in der gleich näher zu besprechenden Abhandlung zur Lehre vom Infinitiv. Zwei Gründe namentlich scheinen mir für diese letztere Auffassung zu sprechen. Erstens nämlich kennt die griechische Sprache keine Dative auf *αι*, wohl aber wenigstens einen Locativ mit diesem Ausgange *χαμαί*, zu dem

sich nach dem vorhin bemerkten das pronominale *αι* mit der schwächeren Nebenform *ει* gesellt. Wie *χαμαί* Locativ von *χαμα* ist, so müssen die Infinitive auf *-μεναι* als Locative abstracter Substantiva auf *-μενα* gefasst werden. Wir müssen einen Nominalstamm *ἐδ-μενα* annehmen, dessen Suffix mit dem nur durch den Vocal verschiedenen von *πλησ-μονα* identisch ist. Bedeutete dies *ἐδ-μενα* das Essen, so heisst der Locativ *ἔδ-μεναι* eigentlich im Essen. Zweitens passt die Bedeutung des Locativs vortrefflich dazu, mannichfaltige Anwendungen des Infinitivs zu erklären. Der Infinitiv bezeichnet den Bereich, die Sphäre, in welcher sich die Handlung eines Verbums bewegt: *δύναμαι λαβεῖν*, ebenso das Gebiet, in welchem sich die Bedeutung eines Adjectivs geltend macht: *θείειν ἀνέμοισιν ὅμοιοι*. In diesem Sinne gebrauchen die indischen Grammatiker den Locativ um den Begriff einer Wurzel anzugeben z. B. *budh* (=gr. *πυθ*) *vêdanê* (Locativ zum Nom. *vêdana-m* das Wissen) d. i. *Ϝειδέναι*, also ganz in der Weise des Infinitivs. Doch verkenne ich nach den neueren genaueren Angaben über den Infinitiv im Vedadialekt nicht, dass syntaktisch auch aus dem Dativ der Gebrauch des griechischen Infinitivs nach Art unsers Infinitivs mit zu sich zu einem grossen Theile wohl erklären lässt. Meine Darstellung des Infinitivs stützt sich aber stillschweigend auf die Annahme, dass er, seines Ursprungs ein Locativ, von da aus sich erst allmählich zu einer weiteren Anwendung ausgebildet habe. Natürlich habe auch ich dabei vorausgesetzt, dass die Sprache selbst früh das Bewusstsein von diesem Ursprung verloren habe und mich deshalb sehr gehütet, dieser Ansicht von der Herkunft der Form allzu viel Einfluss auf die Anordnung und Erklärung des Gebrauchs einzuräumen.

Zu §. 567.

Die von mir im Anschluss an mehrere frühere Grammatiker aufgestellte Erklärung des Accusativs cum infinitivo ist in neuester Zeit von zwei höchst beachtenswerthen Seiten bestritten worden, von Schoemann, zur ‚Lehre vom Infinitiv' in Fleckeisens Jahrb. 1869 S. 209 ff. und von Miklosich Accusativ mit dem Infinitiv.

in seiner Abhandlung ‚über den Accusativus cum Infinitivo' Wien 1869. Beide erheben gegen mich den allerdings nicht unbegründeten Einwand, nach intransitiven Verben sei der Accusativ beim Infinitiv häufig nicht nach der Analogie des freieren Accusativs zu begreifen, z. B. in dem homerischen Satze οὐ γάρ πως βεβλημένον ἔστι μάχεσθαι. Ein von ἔστι in dieser Weise abhängiger Accusativ — denn dies regierende Verbum, nicht, wie Schoemann S. 221 annimmt, μάχεσθαι müsste nach meiner Ansicht die Quelle dieses Casus sein — ist natürlich unerhört. Wer aber im Sinne der historischen Methode unsrer jetzigen Sprachwissenschaft die Frage nach der Erklärung der fraglichen Erscheinung darauf richtet, wie sie geworden ist, wie sie sich im Anschluss an geläufigere, einfachere und darum gewiss ältere Gebrauchsweisen des Accusativs entwickelt hat, dem liegt doch die Annahme sehr nahe, die überaus zahlreichen Fälle, in denen diese Construction ohne jeden Zwang so erklärt werden kann, dass der Accusativ eigentlich vom regierenden Verbum abhing, hätten andre nach sich gezogen, in denen eine so deutliche Beziehung nicht mehr zu erkennen ist. Gar leicht, meine ich, konnte das Sprachgefühl mit der Zeit sich dahin verirren, dass es den häufig neben dem Infinitiv stehenden Casus als den vom regierenden Verbum getrennten, freien Begleiter des Infinitivs auffasste und daher auch nach solchen intransitiven Verben setzte, die ohne Beifügung eines Infinitivs den Accusativ verschmähen müssten. Um jedes Missverständniss auszuschliessen, habe ich deshalb in der neunten Auflage einen entsprechenden Zusatz gemacht.

Gegen solche erweiterte Analogie hat auch im Grunde Miklosich nicht viel einzuwenden. Er sagt S. 488: „ich weiss wohl, dass die Reihe der an eine Regel sich mittelst der Analogie anknüpfenden Spracherscheinungen nicht in allen ihren Gliedern der Regel gleich nahe steht," und selbst Schoemann scheint sich S. 221 mit einer solchen Annahme im Princip einigermaassen befreunden zu können. Der Grund, warum letzterer dennoch nach einer andern Erklärung sucht, ist offenbar der, dass er die hier in Betracht kommende Construction in ihrer Totalität aus dem Begriffe des Accu-

sativs deuten zu müssen glaubt. Solche Deutungen sind nun aber allerdings von denen, die wir versuchen, total verschieden. „Der Accusativ," sagt Schoemann S. 218, „ist der einzige Casus, der den Gegenstand als abhängig von einer Thätigkeit ausser ihm darstellt." Abgesehen davon, dass ein wichtiger Theil des Accusativgebrauchs, der des innern Objects, zu dieser Beschreibung nicht passt, und dass doch auch der s. g. Dativ des entfernteren Objects einen Gegenstand bezeichnet, der von einer Thätigkeit ausser ihm abhängt, bezweifle ich, dass dem Sprachgefühl, der Quelle alles Sprachgebrauchs, ein derartiger Begriff jemals vorschweben konnte, der vielmehr erst das Product der reflectirenden Verstandesthätigkeit ist. Wenn Sch. daher fortfährt „also der Accusativ ist der für den Infinitiv seiner Abhängigkeit wegen recht eigentlich geeignete Subjectscasus," so kann ich das unmöglich für eine Erklärung halten und treffe darin mit Miklosich überein.

Miklosich's Einwendungen gehen von einer ganz andern Erwägung aus. Im Kirchenslawischen und Gothischen kommt ausser dem Accusativ auch der Dativ in Begleitung des Infinitivs vor. Diesen Dativ kann man im Gothischen, obwohl M. dies nicht zugeben will, vielleicht, im Kirchenslawischen aber in vielen Fällen unmöglich aus der Rection des Hauptverbums erklären, im Slawischen um so weniger, weil dort auch abstracte Substantiva sich mit dem Dativ verbinden. Gibt es aber, so argumentirt M., einen Subjectscasus beim Infinitiv, der aus der Rection des Hauptverbums nicht zu begreifen ist, so müssen wir diese Erklärung auch für den Accusativ aufgeben und den Grund für beide Arten der Subjectsbezeichnung vielmehr in dem nominalen Ursprung des Infinitivs suchen (S. 490). Wäre dieser Schluss auch richtig, so würde er unsre Einsicht wenig fördern, denn weder der Dativ noch der Accusativ hat einen geläufigen adnominalen Gebrauch, das Ziel also, für die ganze Erscheinung wo möglich einen Ausgangs- und Anknüpfungspunkt an deutliche Gebrauchsweisen zu finden, bliebe dennoch unerreicht, wie dies auch M. selbst S. 505 unverhohlen andeutet. Indessen sehe ich auch keinen zwingenden Grund zwei Casusverbin-

dungen, die nur äusserlich ungefähr ähnlich sind, deshalb ohne weiteres für innerlich verwandt zu erklären. Im Griechischen findet sich bisweilen ein Dativ bei abstracten Substantiven, der mit jenem slawischen Gebrauche grosse Aehnlichkeit hat z. B. *οἱ ἄνθρωποι ἓν τῶν κτημάτων τοῖς θεοῖς εἰσίν* (Plato Phaed. 626), *διάστασις τοῖς νέοις ἐς τοὺς πρεσβυτέρους* Thuc. VI 18. Der Dativ bezeichnet hier so gut wie beim Verbaladjectiv und dem lateinischen Gerundiv das logische Subject, ebenso im altlateinischen: *quid tibi hanc tactio est?* Der Accusativ aber könnte doch leicht auf einem ganz andern Wege zu einer einigermaassen ähnlichen Function gelangt sein.

Was mich bestimmt an meiner Auffassung festzuhalten ist vor allem der deutsche Gebrauch. Unser Sprachgefühl verknüpft in Sätzen wie ‚*ich höre ihn reden,*‘ ‚*ich heisse sie kommen,*‘ ‚*ich lasse euch gehen*‘ den Accusativ ganz in derselben Weise mit dem regierenden Verbum wie wenn kein Infinitiv dabei steht. In der älteren Sprache gibt es einen viel ausgedehnteren von Jacob Grimm Gr. IV 115 ff. verzeichneten Gebrauch des Accusativs beim Infinitiv. Wollen wir dabei auch das Gothische ausser Betracht lassen, weil dort eine solche Construction möglicherweise auf Nachahmung des griechischen Originals beruhen kann, so zeigen doch Constructionen wie ahd. ‚*er sih saget kot sîn*‘ (dicit se esse deum), mhd. ‚*ich hôrt in wol den êrsten sîn,*‘ wie weit der Sprachgebrauch ging. Haben wir nun ein Recht diesen weiteren Gebrauch von dem uns allein noch geläufigen engeren für wurzelhaft verschieden zu erklären? Wer beweist denn, dass ‚*ich heisse dich gehen*‘ mit *κελεύω σὲ ἀπιέναι* und *jubeo te abire* gar nichts gemein hat? Auch im Deutschen, wo doch der Zusammenhang des fraglichen Accusativs mit dem regierenden Verbum dem Bewusstsein nie völlig entschlüpft zu sein scheint, verbindet sich der Acc. c. inf. einzeln mit intransitiven Verben z. B. ahd. mit *chund ist* (notum est), *nôt ist* (necessarium est). Erst das Neuhochdeutsche in seiner mehr logischen Weise, aber, wie ich glaube, in richtiger Ahnung des ursprünglichen Verhältnisses, hat mehr und mehr den Gebrauch beschränkt, der sich in der älteren dreister

wagenden Zeit viel weiter ausdehnte. Unser Sprachgefühl leitet uns richtig befragt hier, wie oft, glaube ich, weit sicherer als alle fein zugespitzten philosophischen Combinationen.

Cap. 23. Particip.

Während der griechische Gebrauch des Infinitivs im ganzen einfach ist und hauptsächlich nur in Bezug auf die Verbindung mit Casus der weiteren Ausführung bedurfte, bietet das Particip eine grosse Fülle eigenthümlicher Gebrauchsweisen. In der Gliederung dieser Gebrauchsweisen bin ich wesentlich K. W. Krüger gefolgt, ohne jedoch in der Reihenfolge mich ihm anzuschliessen. Der Ausdruck „attributiver Gebrauch" ist wohl ohne Erläuterung verständlich. Der „appositive Gebrauch" schliesst sich an die §. 361, 12 gegebene Definition der Apposition an. Wie ich unter Apposition einen Zusatz loserer Art verstehe, welcher in der Regel synonym mit einem beschreibenden Zwischen- oder Nebensatz ist, so entsprechen die appositiven Participien als kürzere, losere und deshalb auch weniger bestimmte Ausdrucksweisen wesentlich demselben Zwecke, der in festerer Weise durch relative und Conjunctionssätze erreicht wird. Classen in seinen oben (S. 173) erwähnten Beobachtungen über den homerischen Sprachgebrauch nennt den von mir appositiv genannten Gebrauch prädicativ. Ich verkenne nicht, dass sich auch diese Bezeichnung rechtfertigen lässt, insofern als das appositive Particip, unterschieden vom attributiven, allerdings eine aussagende, prädicirende Kraft besitzt, die am entschiedensten in den absoluten Participialconstructionen hervortritt. Allein es scheint mir doch gerathener, den Ausdruck prädicatives Particip mit Krüger auf denjenigen Gebrauch zu beschränken, bei welchem das Particip zur E r g ä n z u n g eines verbalen Prädicats dient (§. 589 bis 594) und als solches einen wesentlichen Theil der Aussage bildet. Dieser weit verzweigte und in der griechischen

Arten des Particips.

Prädicatives Particip.

Sprache mit besondrer Vorliebe gepflegte Gebrauch, ist für das Verständniss des Schülers von hervorragender Wichtigkeit. Das prädicative, oder, wie man genauer sagen könnte, das mitprädicirende Particip ist ohne Zweifel aus dem appositiven entstanden. **λανθάνω τι ποιῶν** heisst eigentlich ich bleibe verborgen, indem ich etwas thue. Aber durch den Usus verschiebt sich das Particip so sehr, dass die eigentliche Aussage oft in ihm ruht: **ἴσθι λυπηρὸς ὤν**. Und deshalb, zumal da in Verbindung mit abhängigen Casus der Gebrauch ein weit mannichfaltigerer wird, ist ein besondrer Name dafür unbedingt erforderlich. Hierbei wie bei der Erörterung des Particips überhaupt liess ich es mir besonders angelegen sein, die griechischen Wendungen durch Vergleichung entsprechender deutscher minder fremdartig erscheinen zu lassen.

Anhang.

Zum Schulgebrauche der Curtius'schen griechischen Grammatik.

Von H. Bonitz.

(Abgedruckt aus der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1852.)

Bei dem Erscheinen der ersten Auflage von Curtius griechischer Grammatik veröffentlichte in der damals von mir mitredigirten „Zeitschrift für die österreichischeu Gymnasien“ (1852, S. 617—632) ein erfahrener und hochverdienter Schulmann eine Recension derselben, welche, bei unverhohlener und auf Einsicht beruhender Anerkennung der eigenthümlichen Verdienste dieses Werkes, doch gegen die Anwendung desselben beim Unterricht Bedenken aussprach. Ich konnte diese Bedenken nicht theilen, und indem ich durch die bald nachher in derselhen Zeitschrift (1852, S. 768—779) abgedruckten „Gelegentlichen Bemerkungen über den Unterricht in der griechischen Formenlehre, mit Rücksicht auf die vor kurzem erschienene griechische Schulgrammatik von G. Curtius“ dieselben zu beseitigen versuchte, verband ich damit einige Vorschläge über die Art und Weise, wie nach meiner Ueberzeugung die Curtius'sche Grammatik zweckmässig in dem griechischen Elementarunterrichte anzuwenden sei. Diese Bemerkungen trugen dazu bei, dass bei den meisten Lehrercollegien der österreichischen Gymnasien die Bedenken gegen die Curtius'sche Grammatik schwanden, und meine Vorschläge wurden von vielen, nach derselben unterrichtenden Lehrern in der von mir gewünschten Weise beachtet, nicht wie eine zweifellose, unabänderliche Norm, sondern als überlegte, auf principiellen Gesichtspunkten beruhende Vorschläge, die man bei dem eigenen Entwerfen des Lehrganges im Einzelnen berücksichtigen möchte. Bei der Herausgabe der ersten Auflage der „Erläuterungen zur griechischen Grammatik“ (1863) wünschte mein verehrter Freund G. Curtius jene „gelegentlichen Bemerkungen“ als Anhang seiner Schrift abdrucken zu lassen, und ich würde es für unrecht gehalten haben, diesem ehrenden Wunsche zu widerstreben. Dagegen musste ich, als bei dem Erscheinen dieser zweiten Auflage mein verehrter Freund denselben Wunsch wiederholte, besorgen, ich könnte durch Zustimmung

zu demselben einen unberechtigten Werth auf aphoristische Bemerkungen zu legen scheinen, welche, durch ihre specielle Veranlassung entschuldigt, den erheblich veränderten Verhältnissen nicht mehr entsprechen. Allerdings kommt es auch jetzt noch vor, dass gegenüber der Curtius'schen Behandlung der griechischen Formenlehre von einer „traditionellen“ Schulgrammatik gesprochen und ihr „Recht gegenüber den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung“ vertheidigt wird. Aber weit aus überwiegend gelangt doch die Ueberzeugung zur Geltung, dass durch die Curtius'sche Schulgrammatik nicht eine principiell neue Behandlungsart eingeführt, sondern die schon vorher übliche wesentlich verbessert und in strenger Gewissenhaftigkeit durchgeführt ist. Schon mit dem Beginn des griechischen Schulunterrichtes in Deutschland hat die Natur des Gegenstandes und der Bildungsstand der Lernenden dazu geführt, dass die Schulgrammatiken sich nicht auf ein geordnetes Registriren der sprachlichen Thatsachen beschränkt, sondern zugleich versucht haben, durch Erklärung der Entstehung der Formen ihre Auffassung zu befestigen und Zusammenhang in die Mannigfaltigkeit der Formen zu bringen, welche die griechische Sprache in ihren Literaturdialekten gleichzeitig und nach einander darbietet. Dasselbe Verfahren hat Curtius eingeschlagen, nur mit dem wichtigen Unterschiede, dass er sich jede Erklärung versagt hat, welche als bloss zufällige Hypothese nicht wissenschaftlich gerechtfertigt und sichergestellt ist, und dass er unter den so begründeten Erklärungen sich auf diejenigen beschränkt hat, welche dazu dienen können, die sichere Auffassung der Formen zu unterstützen. Curtius hat sich mithin bei Bearbeitung seiner Schulgrammatik dasselbe Gesetz vorgezeichnet, welches auf andern Gebieten, z. B. dem der Naturwissenschaften, selbst für das elementarste Schulbuch längst als selbstverständlich betrachtet wird. So weit die eben angedeutete Ueberzeugung verbreitet ist, richtet sich die Discussion über das Verhältniss der Curtius'schen Grammatik zu den Forderungen der Schule vielmehr auf die einzelnen Punkte in der Anordnung und in dem Maasse des Aufgenommenen und Ausgeschlossenen; man kann daher von einer Erörterung über den Schulgebrauch der Curtius'schen Grammatik jetzt mit Recht erwarten, dass sie auf diese Einzelfragen genau eingehe.*) In solchem Sinne meine „gelegentlichen Bemerkungen“ umzuarbeiten gebricht mir nicht nur bei den Anforderungen, welche andere Arbeiten an mich stellen, die Zeit, sondern es entgeht mir auch die nicht füglich zu entbehrende Bedingung, dass ich einmal Gelegenheit gehabt hätte, den Schulgebrauch der Curtius'schen Grammatik unmittelbar bis ins Einzelste durchzuführen oder zu beobachten. Meine Bemerkungen gehen nur im Wesentlichen auf einen Punkt, nämlich auf das Verhältniss, welches im Unterrichte

---

*) Viele der hieher gehörigen Fragen sind in einem interessanten Aufsatze von Director Dr. Stier behandelt „Ueber Recht und Unrecht der ‚traditionellen Schulgrammatik' gegenüber der sprachvergleichenden Richtung, besonders für das Griechische,“ in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“ 1869, S. 97—134.

zwischen dem Einprägen der Wortformen und der Erklärung ihrer Entstehung einzuhalten ist. In dieser Hinsicht steht mir principiell fest, dass für den Unterricht das feste Erlernen der wirklichen Wortformen (Paradigmen), nicht der blossen Bildungsendungen u. s. w. vorausgehen, die Erklärung, welche die Gesetzmässigkeit in dem Erlernten nachweist und dadurch das Erlernte festigt, erst nachfolgen muss, natürlich nicht dem Abschlusse des Erlernens, sondern jedem einzelnen Schritte desselben. Aus diesem Grundsatze ergibt sich, dass die Zeitfolge des Unterrichtes in manchen Fällen von der systematischen Ordnung des Lehrbuches sich unterscheidet; die meisten derselben sind bereits durch die Druckeinrichtung der Grammatik bezeichnet, auf einige andere weisen die von mir bezeichneten Vorschläge hin. Die Darlegung dieses Grundsatzes ist es, die in meinen Augen den erneuten Abdruck eines Auszuges aus jenen Bemerkungen rechtfertigen kann, da derselbe keineswegs in allgemeiner Anerkennung steht. In einem didaktischen Werke, welches ebenso sehr durch seinen gediegenen Inhalt wie durch die begründete Autorität seines Verfassers schnelle Verbreitung gewonnen hat, finde ich für den griechischen Elementarunterricht den entgegengesetzten Weg empfohlen; Nägelsbach, dem gewiss niemand doctrinäre Verstiegenheit oder Mangel an Unterrichtserfahrung beimessen wird, will in seiner Gymnasialpädagogik S. 136 f. das erste Erlernen der Formen selbst durch die Erklärung ihrer Entstehung vermitteln lassen. Gegenüber dieser Schrift, deren Werth ich hochschätze, wird es vielleicht als gerechtfertigt erscheinen, den bestimmten Ausdruck der gegentheiligen Ueberzeugung zu erneuern.

— — In der Recension von Curtius griechischer Schulgrammatik (im vorigen Hefte dieser Ztschr. S. 619) findet sich die sehr beachtenswerthe Bemerkung:

„In der Schule kommt es, wie ich hier ein für allemal erkläre, hauptsächlich darauf an, dass die Schüler zur Kenntniss des concreten ohne Umwege gelangen. Denn so wie beim naturhistorischen Unterrichte zunächst mit Recht gefordert wird, dass die Jugend sich durch Anschauung zuerst des Stoffes bemächtige und nach vielfacher Aufspeicherung des Materiales erst die systematische Sichtung kennen lerne, so sollen auch in sprachlicher Beziehung auf dem kürzesten Wege die gangbaren Flexionsformen eingeprägt werden, ehe dergleichen noch so sehr begründete Synkopirungen und Lautveränderungen besprochen werden, wenn sie nicht mehr in der Sprache selbst lebendig erscheinen.“

An der Richtigkeit dieser Bemerkung wird schwerlich jemand zweifeln, der über den natürlichen Gang des Unterrichtes überhaupt und des sprachlichen Unterrichtes insbesondere nachgedacht oder die Erfolge verschiedener Wege durch Erfahrung erprobt hat. Und wenn jene Bemerkung allgemeine Giltigkeit hat, so ist doch mehrfacher Grund vorhanden, sie in Betreff der griechischen Formenlehre vornehmlich zu betonen. Indem uns die griechische Sprache noch in einer reichen Entwickelung nach Verschiedenheit der Zeiten und der Dialekte vorliegt, so wird uns dadurch in höherem Maasse der Blick in die Entstehung der Formen geöffnet, als etwa bei einer Sprache, welche in Betreff ihrer Formen ähnliche Mittel nicht bietet; dazu kommt, dass die Mannigfaltigkeit und der Reichthum der griechischen Formen selbst in jeder einzelnen der angedeuteten Entwickelungsstadien dazu antreibt, das mannigfaltige durch Aufsuchen des Gesetzes in seiner Bildung und Entstehung leichter zu beherrschen. Aus diesen Umständen erklärt es sich wohl hauptsächlich, dass die griechische Formenlehre auch in ihrer Bearbeitung für den Schulgebrauch eine merklich andere Gestalt angenommen hat, als z. B. die der lateinischen Grammatik. In den lateinischen Grammatiken findet man fast durchgängig nach den nothwendigsten Bemerkungen über die Buchstaben und ihre Aussprache, über Accent und Quantität, sogleich die Flexionslehre begonnen; in den griechischen Grammatiken dagegen, auch in den für den Schulgebrauch bestimmten, findet man ebenso allgemein vor die Flexionslehre, nach dem in einer wissenschaftlichen Grammatik nothwendig einzuhaltenden Gange, eine Lautlehre mit mehr oder weniger Vollständigkeit oder Ausführlichkeit abgehandelt, also die Darlegung der Gesetze, nach welchen Vocale und Consonanten durch die Flexion im engeren Sinne und durch die Wortbildung Veränderungen erleiden; und von diesen Gesetzen wird dann in den einzelnen Fällen der Declination, Motion, Conjugation u. s. w. Anwendung gemacht. Diese Gestaltung der Grammatik wirkt nun wieder auch ihrerseits darauf hin, dass bei dem Unterrichte in der griechischen Formenlehre sich mit der Einprä-

gung der Formen theoretische Erklärnng über ihre Entstehung in reicherem Maasse verbindet, als es bei anderen Sprachen, als es namentlich bei der lateinischen der Fall zu sein pflegt. — Durch diess alles wird indessen die Wahrheit des Satzes nicht beeinträchtigt, dass es zunächst auf feste Einprägung, auf ein freies Beherrschen der Formen ankommt, alles Erklären über Entstehung der Formen, alles Zurückgehen anf Lautgesetze nur in dem Maasse und in derjenigen Ordnung einen Anspruch hat, in den Schulunterricht aufgenommen zn werden, als es das Erreichen des bezeichneten Zweckes, der Herrschaft über die Formen, erleichtert und sichert. Aber diess richtige Maass und die zweckmässigste Ordnung zu treffen, darin liegt die Schwierigkeit, und selbst beim Einverständniss über den allgemeinen Grundsatz werden sich bedeutende Differenzen im einzelnen zeigen. Als einen Erfahrungsbeweis hierfür kann man die zahlreichen Elementargrammatiken der griechischen Sprache betrachten, welche die deutsche Schulliteratur der letzten Jahre nns aufweist. Alle sind hervorgegangen ans dem Bestreben, die Einprägung der griechischen Formen zu erleichtern und zn sichern, und zu diesem Zwecke ans dem reichen Materiale der Formen und von den dasselbe beherrschenden Gesetzen nur dasjenige Maass auszuwählen, zum Theil auch es genau in derjenigen Anordnung zu geben, wie es sich für den ersten Unterricht eigne; aber bei dieser Gleichartigkeit des Zweckes und der Mittel zeigt sich doch eine nicht geringe Verschiedenheit der Ausführung im einzelnen.

Ist es aber überhanpt in jeder Hinsicht vortheilhaft für den Anfang des griech. Unterrichtes den Schülern eine blosse Elementargrammatik in die Hände zu geben? Ich verstehe darunter eine solche Grammatik, welche in der Auswahl des grammatischen Lehrstoffes streng das Maass einhält, welches für den Anfang des Erlernens, etwa für die beiden untersten Classen des Griechischen, angemessen ist, und diesen Stoff vielleicht sogar in diejenige Ordnung stellt, welche im Unterrichte am zweckmässigsten erscheint, aber welche nicht für den ganzen Gymnasialunterricht ausreicht, sondern voraussetzt, dass in den

höheren Classen ein zweiter Cursus derselben Grammatik hinzukomme, oder eine andere Grammatik in Gebrauch genommen werde. Dass gewisse Vortheile mit dem Gebrauche einer solchen, nur dem Anfange dienenden Grammatik verbunden sind, dass dem Lehrer und dem Schüler der Anfang des Unterrichtes damit erleichtert wird, ist durchaus nicht zu verkennen; wäre diess nicht der Fall, so würden gewiss nicht tüchtige und erfahrene Schulmänner sich der Bearbeitung solcher Bücher unterzogen haben. Der Schüler findet in einer zweckmässigen Elementargrammatik nur dasjenige, was er jetzt zu lernen hat, ohne durch Bemerkungen, die für seinen jetzigen Standpunct noch nicht gehören, gestört oder zerstreut zu werden, und er weiss andrerseits sicher, dass er von alle dem, was in dieser Grammatik steht, nichts unbeachtet lassen darf, dass er alles fest wissen muss. Der Lehrer ist nicht nur der keineswegs leichten Mühe überhoben, aus dem reicheren Materiale einer für das ganze Gymnasium ausreichenden Grammatik dasjenige auszuwählen, was für den Anfang angemessen ist, sondern, was noch höher angeschlagen werden muss, wenn etwa der Unterricht in den mit der Formenlehre beschäftigten Classen gleichzeitig von verschiedenen Lehrern ertheilt wird, oder nach einander in verschiedene Hände gelangt, so weiss der Lehrer der höheren Classe mit voller Sicherheit, was er bei den aus der niederen übergetretenen Schülern als gewusst vorauszusetzen, was er von ihnen zu fordern hat, und die für den sicheren Fortschritt des Unterrichts so gefährliche Entschuldigung, dass diess oder jenes bisher im Unterrichte noch nicht vorgekommen, noch nicht gelernt sei, kann gar nicht vorgebracht werden. Wer den letzterwähnten Punct in seiner vollen Bedeutung würdigt und aus Erfahrung weiss, wie schwer es ist, über die Abgrenzung des Lehrstoffes im einzelnsten unter zwei auf einander folgenden Classen volle Einigung zu erreichen und das Ergebnis derselben constant zur Ausführung zu bringen, der wird hiernach den didaktischen Werth einer Elementargrammatik, die nicht für den ganzen Gymnasialunterricht ausreicht, nicht zu gering anschlagen. Doch darf die Erwägung dieser Vortheile den Blick nicht

gegen die daran unvermeidlich sich knüpfenden Nachtheile verschliessen lassen. Wo eine Elementargrammatik, wie z. B. die Kühner'sche, nicht nur das Maass, sondern auch die Ordnung des ersten Unterrichtes vorzuzeichnen beabsichtigt (dass die Kühner'sche Grammatik diesen Gedanken nicht ganz durchgeführt hat, beweisen die mit † bezeichneten, einer späteren Betrachtung vorbehaltenen Paragraphe), muss von der durch die Natur des Gegenstandes selbst gegebenen Ordnung mehr oder weniger abgewichen werden; die unvermeidliche Folge ist, dass es den Schülern trotz mehrfacher Register sehr schwer fällt, sich in der Grammatik zu orientiren und über einen Punct, über den sie eben unsicher sind, Auskunft zu finden; die Erfahrung hat diess bei der Kühner'schen Grammatik schon hinlänglich bewiesen. Aber wenn auch nicht die Ordnung, sondern bloss das Maass des Lehrstoffes für den ersten Unterricht durch die Elementargrammatik bezeichnet ist, so ist man doch genöthigt, später einen zweiten Cursus oder eine andere Grammatik hinzuzunehmen. Durch diese Vertheilung der Aufmerksamkeit an verschiedene Lehrbücher wird es dem Schüler erschwert, sich in jedem derselben so einheimisch zu machen, wie er es in seiner Grammatik durchaus sein soll; von der Elementargrammatik weiss der Schüler schon, er wird sie in einer der nächsten Classen wieder aufzugeben haben, was gewiss nicht zu einer festeren Orientirung beitragen wird; und in der für die höheren Classen eingeführten Grammatik wird er deshalb schwerer einheimisch, weil er sie nicht schon zu der Zeit gebrauchte, als er beim Erlernen der Elemente am meisten an die Grammatik angewiesen war. Man wird diesen Uebelstand nicht unterschätzen dürfen; denn bei dem griechischen Unterrichte ist die Stundenzahl im Verhältnisse zu dem Umfange der Lectüre, dessen wirkliche Erreichung diesem Unterrichte erst seinen vollen Bildungswerth verleiht, und zu der nothwendig zu erreichenden Sicherheit in der Formenlehre und den syntaktischen Elementen nur nothdürftig ausreichend bemessen, so dass man um so mehr jedes äussere Hinderniss mit grösster Vorsicht vermeiden muss.

Es sei erlaubt, von diesen allgemeinen Bemerkungen die Anwendung auf die specielle Frage des Schulgebrauches der Curtius'schen Grammatik zu machen. Die Bedenken, welche die erwähnte Recension gegen die Einführung der Curtius'schen Grammatik in die Schule geltend macht, — — gehen hauptsächlich aus einem Grunde hervor, den wir im allgemeinen dahin zusammenfassen können, dass in der Erklärung der Formen aus allgemein linguistischen, vornehmlich durch Sprachvergleichung gewonnenen Gründen nicht das für die Schule gehörige Maass eingehalten sei.*) Diese Aeusserung eines erfahrenen, der Förderung des griechischen Unterrichts mit ganzer Seele ergebenen Schulmannes ist sehr beachtenswerth; wir sehen darin die Besorgniss, es möchte auf Anlass der Curtius'schen Grammatik statt griechischer Formenlehre alles mögliche andere getrieben werden, und danach die Schüler, wenn sie in die oberen Classen aufrücken, zwar manche interessante Einzelnheit der sprachlichen Erklärung und Vergleichung sich gemerkt haben, aber nicht die wirklichen griechischen Formen sicher verstehen und geläufig bilden. Indessen diese Gefahr droht doch nur dann, wenn der Lehrer die Curtius'sche Grammatik unmittelbar als Leitfaden seines Unterrichts verwendet — wogegen sich der Hr. Vf. in der Vorrede verwahrt — und nicht vielmehr sich die Aufgabe stellt, dem Standpunkte seiner Schüler gemäss auszuwählen und anzuordnen, und die feste Einprägung der Formen unabänderlich als Zweck festhält, zu dem jede andere Bemerkung zunächst nur als Mittel zu dienen hat. In dieser Hinsicht muss der Lehrer, welcher die Curtius'sche Grammatik für den Elementarunterricht gebrauchen will, sich einen festen Plan vorzeichnen, und wo verschiedene Lehrer in den mit der Formenlehre beschäftigten Classen unterrichten, müssen sie über die Abgrenzung ihres Gebietes sich genau verständigt

*) Ein beachtenswerther Beitrag zur Beseitigung dieses Vorwurfes liegt in der ziffermässigen Vergleichung, welche Stier in dem oben S. 204 erwähnten Aufsatze S. 130 zwischen der Curtius'schen und Buttmann'schen Grammatik angestellt hat.

haben. Schon die äussere Unterscheidung im Druck deutet die anfänglich zu treffende Auswahl an, und einige beachtenswerthe Winke sind dazu überdiess in der Vorrede gegeben; indessen jene Bezeichnung durch den Druck reicht nicht vollständig aus, und diese Andeutungen sind nur allgemeiner Natur, ohne einen vollständig durchgeführten Plan zu enthalten; vielleicht ist es für Lehrer, welche die Curtius'sche Grammatik zu gebrauchen gedenken, nicht unerwünscht mit demjenigen Plane der Auswahl und Anordnung, den sie sich selbst zu entwerfen haben, einen fremden Vorschlag vergleichen zu können; in diesem Sinne, weit entfernt von dem Gedanken, in allem das angemessenste zu treffen oder dass nur eine Art der Auswahl zulässig sei, will ich im folgenden wenigstens für einen Theil der Formenlehre zu bezeichnen versuchen, wie ich die Curtius'sche Grammatik als Schulbuch für den Elementarunterricht verwenden würde.

Das erste Capitel „von der griechischen Schrift" §§. 1 bis 23 ist in der Schule vollständig durchzunehmen, an dieses sind sogleich anzuschliessen die Bemerkungen über Quantität und Betonung aus dem vierten und fünften Capitel, also über Quantität §§. 74—78, über Accentuation §§. 79—86, §§. 91—95, §. 97. Hierdurch gelangt man dahin, den Schülern zu zeigen, wie die griechischen Worte richtig und genau zu lesen sind mit Beobachtung der Bemerkungen über Aussprache der Consonanten, Vocale, Diphthongen, mit gleichzeitiger Beachtung von Quantität und Accent. Es versteht sich, dass der Lehrer hiernach einiges, am besten aus dem Anfange des neben der Grammatik gebrauchten Uebungsbuches, langsam und in strengster Genauigkeit selbst vorlese, und von den Schülern in einer folgenden Stunde, nach gehöriger häuslicher Vorbereitung und Uebung, Stellen aus dem von ihm vorgelesenen Abschnitte lesen lasse; das Wissen der in den bezeichneten Paragraphen enthaltenen Regeln findet eben seinen wesentlichen Ausdruck in einem richtigen Lesen des Griechischen; aber natürlich werden sich an das Lesen eines jeden Satzes Fragen knüpfen, auf welche über die zu Grunde liegenden Regeln Rechenschaft zu ge-

ben ist; schon die Lesefehler der Schüler werden dem genau aufmerkenden Lehrer die bestimmteste Weisung geben, wonach er zu fragen habe. Es kann bei diesem Abschnitte des Unterrichtes nicht die Absicht sein, schon eine Geläufigkeit des Lesens zu erreichen, welche nur die Frucht längerer Beschäftigung sein kann, vielmehr nur die Forderungen an ein richtiges und genaues Lesen den Schülern zu bestimmtem Bewusstsein zu bringen und die allgemeinen Grundsätze der Betonung und der Vereinigung von Accent und Quantität ihnen eigen zu machen.

Auslassen würde ich nach der Andeutung im vorigen das zweite Capitel über die Laute und das dritte über die Lautverbindungen und Lautveränderungen. Die Unterscheidung der Consonanten nach verschiedenen Gesichtspuncten ist da vorzunehmen, wo sich zuerst Anlass dazu findet, also namentlich bei der dritten Declination; von Gesetzen der Lautverbindung und Lautveränderung wird es schwerlich jemandem einfallen, Schülern etwas vorreden oder ein Lernen zumuthen zu wollen, ehe sie die Formen, aus welchen diese Gesetze abstrahirt sind, geläufig und in gehörigem Umfange kennen. In derjenigen systematischen Folge, in welcher sie im dritten Capitel dargelegt sind, haben sie, so lange der Schüler noch mit dem Erlernen der Formen selbst beschäftigt ist, gar nicht vorzukommen. Sie stehen aber darum nicht unnütz in der Grammatik, und der Schüler wird bald ihren Werth und auch die Zweckmässigkeit der getroffenen Anordnung kennen zu lernen Gelegenheit haben. Wo man nämlich in der Flexionslehre zu Fällen gelangt, in welchen sich Veränderungen und Verbindungen der Laute nach allgemeinen Gesetzen richten, wird man, nachdem das betreffende Paradigma als solches gelernt und eingeprägt ist, bei den erklärenden Bemerkungen über die Entstehung der darin vorkommenden Formen auf dasjenige allgemeine Gesetz, das gerade in diesem Falle sich zeigt, die Schüler aufmerksam machen und es an der Stelle des dritten Capitels nachsehen lassen; so gibt z. B. die erste Declination durch ihren circumflectirten Gen. Plur. Anlass, einen Fall der Contraction zu erwähnen,

die zweite Declination bringt einige andere zur Sprache; einen ungleich mannigfaltigeren Anlass, auf Veränderungen von Consonanten und Vocalen hinzuweisen, bietet die dritte Declination und dann das Verbum. Indem man nach der Erlernung der Formen in jedem dieser einzelnen Fälle die Aufmerksamkeit auch auf das darin sich kundgebende Lautgesetz hinlenkt (durch die rückweisenden Citate der Grammatik ist diess sehr erleichtert), bei jeder folgenden Anwendung desselben Gesetzes, z. B. derselben Contraction, derselben Verbindung, Ausstossung etc. von Consonanten, von den Schülern selbst die gleichartigen, vorher schon vorgekommenen Fälle angeben lässt, so bildet sich mit dem Erlernen der Formen insoweit eine Kenntniss der sie beherrschenden Lautgesetze, als diese dazu dient, die Kenntniss der Formen zu erleichtern und zu befestigen. Und nur in dieser Beschränkung und Bedeutung, nicht an sich, ist die Kenntniss der Lautgesetze Aufgabe der Schule. Selbst nach Beendigung der ganzen Formenlehre, würde ich das dritte Capitel nicht zu einer eigentlichen Lehraufgabe, sondern einmal zur Grundlage einer mündlichen Repetition der Formenlehre selbst machen, welche man ja nicht müde werden darf, nach den verschiedensten Richtungen hin immer von neuem zu durchwandern; nämlich in der Weise, dass zu jedem der in der Grammatik dargelegten Lautgesetze die Schüler aufgefordert werden, andere als die dort aufgeführten Beispiele aus ihrer eigenen Kenntniss der Formen anzugeben; hierdurch wird, ohne dass man die Lautgesetze als solche zu einer eigentlichen Aufgabe des Lernens macht, so viel und diejenige Einsicht in diese Gesetze entstehen, als man allein wünschen kann, die Kenntniss des allgemeinen Gesetzes nämlich an den einzelnen Fällen und durch überblickende Zusammenfassung der einzelnen Fälle.

Ferner habe ich aus der Lautlehre den Abschnitt §§. 70 bis 73 über die Sylbenabtheilung auszulassen vorgeschlagen; das wenige, was hierüber zu merken ist, wird angemessener und mit mehr Erfolg da zur Sprache gebracht, wo beim Lesen und beim Schreiben des Griechischen Sylbenabtheilungen wirklich vorkommen. Man hat dann die

unmittelbare Anwendung der Regel, mit welcher sich die Regel selbst ganz anders einprägt.

Ueber den Accent ist es allerdings nothwendig, die allgemeinsten Gesetze den ersten Leseübungen und der dann vorzunehmenden Flexionslehre vorauszuschicken, aber eben nur die allgemeinsten Gesetze; diejenigen dagegen, welche sich auf die Aenderung des Tones durch Flexionen beziehen, also §. 87—89, gehören im Unterrichte nicht vor die Flexionslehre, sondern an diejenigen Stellen der Flexionslehre, wo sich jede einzelne derselben zuerst in ihrer wirklichen Bedeutung zeigt. Ueberhaupt ist ja die Accentlehre, abgesehen von jenen wenigen und leicht aufznfassenden Grundsätzen, durchaus nicht als ein von der übrigen Flexionslehre unterschiedener Gegenstand zu behandeln, sondern als ein integrirender Theil der gesammten Flexionslehre; bei jeder Form, welche der Schüler kennen lernt, muss er sich auch ihre Betonung einprägen, mag diess nun eine solche sein, welche sich für ihn auf allgemeine Gesetze zurückführen lässt, und darauf zurückgeführt wird, oder mag sie eben nur positiv als für diesen Fall in der Sprache vorhanden gemerkt werden. Dadurch, dass kein Wort gelesen oder geschrieben werden darf ohne genaue Beachtung des Accentes, dass keine Form als gewusst betrachtet werden darf, wenn man nicht auch ihre Betonung sicher weiss, dadurch prägt sich ohne besondere Mühe der Accent dem Schüler unveräusserlich ein: jede irgend ausführlichere Behandlung der Accentlehre als eines eigenen, aus der Flexionslehre abzusondernden Gegenstandes, und vollends gar die Besprechung der durch die Flexion sich ergebenden Accentänderungen vor der Flexionslehre, bringt der Sache nicht allein keine Förderung, sondern vielmehr ein Hinderniss schon dadurch, dass man dem Schüler etwas als schwer erscheinen lässt, was eben nur durch diese Form der Behandlung schwer wird. — Die Inclination des Accents wird allerdings nach ihren wichtigsteu Grundsätzen (§. 93) vor dem Beginne der Flexionslehre zu erklären und so lange bei jedem im Lesen und Schreiben vorkommenden Falle in Erinnerung zu bringen sein, bis volle Fertigkeit

erreicht ist; das Auswendiglernen der sämmtlichen Enkliticä würde ich aber nicht rathen schon im Anfange zu erfordern; es genügt, anfänglich nur wenige, besonders häufig zunächst vorkommende von diesen Wörtern merken zu lassen, und das vollständige Lernen derselben, welches durchaus nicht unterbleiben darf, bis dahin aufzuschieben, wenn in Lectüre und Flexionslehre schon die Mehrzahl derselben wirklich in Anwendung gekommen ist. Der Atona dagegen sind so wenige und sie sind so leicht zu merken, dass es am angemessensten sein dürfte, sie sogleich bei der ersten Besprechung dieser Erscheinung sämmtlich lernen zu lassen, natürlich mit ihren Bedeutungen, denn ohne diese darf nie ein Wort der fremden Sprache gelernt werden.

Wenn man auf die angedeutete Weise in der Lautlehre sich streng auf dasjenige beschränkt, was den Schülern zur Einführung in das Erlernen der griechischen Sprache wirkliche Förderung bringt, so werden wenige Stunden hinreichen, um diesen Abschnitt zu beendigen und zur Flexionslehre übergehen zu können.

Dass in der Flexionslehre die Declination der Conjugation vorausgehe, ist, von andern Gründen abgesehen, für den Unterricht in griechischer Sprache schon dadurch sicher gestellt, dass die Declination bei weitem einfacher in ihren Erscheinungen ist, als die Conjugation. Eingeübt werden aber muss, nach einem gar nicht mehr in Zweifel zu ziehenden Grundsatze, auch schon die Declination durch Uebersetzen von ganzen Sätzen, da nur in ihnen sich die Casus sogleich auch in ihrer Bedeutung zeigen, also nur so die Kenntniss der Form und der Bedeutung sogleich vom Anfange an in die nothwendige enge Verbindung treten kann. In den Sätzen nun, welche man zur Einübung der Declination aus dem Griechischen und in das Griechische übersetzen lässt, die Verbalformen den Schülern in jedem einzelnen Falle einfach zu übersetzen und anzugeben, scheint mir aus leicht begreiflichen Gründen nicht angemessen; besser man beschränke sich in den zur Einübung der Declination bestimmten Sätzen auf den Gebrauch eines engen Kreises von Verbalformen, diese aber lasse man die Schüler sogleich beim

Beginne der Flexionslehre lernen. Es hat diess, da die Schüler schon das lateinische Verbum vollständig kennen, wenig Schwierigkeit, und dass das dazu erforderliche Paradigma an einer andern Stelle der Grammatik steht, ist ebenfalls gleichgiltig. Wie viel von den Verbalformen vorauszunehmen sei, lässt sich nicht mit unbedingter Sicherheit bestimmen, aber man muss sich hüten, diesen Kreis ohne Noth zu weit zu nehmen. Neben der Curtius'schen Grammatik wird der Lehrer nothwendig ein Uebungsbuch den Schülern in die Hand geben müssen. Hat der Lehrer unter den vorhandenen zahlreichen Uebungsbüchern eines zum Gebrauche der Schüler ausgewählt, so ist nachzusehen, welchen Umfang von Verbalformen dasselbe für die Einübung der Declination voraussetzt und hiernach dieses vorläufige Erlernen einiger Puncte der Conjugationslehre abzumessen. Manche Uebungsbücher suchen sich mit den Formen *ἐστίν*, *εἰσίν*, *ἦν*, *ἦσαν* zu begnügen, andere nehmen, was zu mannichfaltigerer Uebung und zu unmittelbarer Einsicht in die Bedeutung der Casus vortheilhafter ist, den Indicativ Präs. Act. und Passivi, vielleicht auch das Imperfect hinzu; merklich weiter ist gewiss nicht zu gehen, in keinem Falle darf eine solche Verbalform schon vor der Declination vorausgenommen werden, in welcher die Verschiedenheit des Verbalstammes Einfluss auf die Bildung hat. Dieses wenige, was vom Verbum vorauszunehmen ist, wird den Unterricht nicht erschweren, es wird an den Klang des Verbums schon in der Weise gewöhnen, dass sich Verständniss damit verbindet, es wird den Hauptgrundsatz in der Accentuation des Verbums für die Schüler feststellen, und so die spätere vollständigere Erlernung des Verbums angemessen vorbereiten und erleichtern.

Innerhalb der Declinationslehre wird man dem wohl überlegten, sachgemässen Gange der Curtius'schen Grammatik ohne wesentliche Aenderung zu folgen haben; nur auf einige Puncte glaube ich hinweisen zu sollen, welche ich im Unterrichte theils zunächst auslassen, theils an andrer Stelle vornehmen würde.

Die Unterscheidung von Stamm und Endung (§. 100)

musste in einer systematischen Anordnung natürlich an die Spitze der Declinationslehre gestellt werden, für den Unterricht erhält sie einen eigentlichen Werth erst bei der dritten Declination. Lässt man, wie ich vorschlagen würde, die ersten beiden Declinationen lernen ohne von diesem Unterschiede zu reden, den man dort noch sehr gut entbehren kann, so hat man, wenn man bei der dritten Declination ihn zur Sprache bringt, den Vortheil, dass man ihn an dem Beispiele der den Schülern bereits geläufigen ersten beiden Declinationen erläutern, und dadurch zugleich sowohl die Einprägung der beiden ersten Declinationen befestigen, als das Verständniss jenes Unterschiedes erleichtern kann.

Bei der ersten und zweiten Declination sind in der Curtius'schen Grammatik die Casusendungen nicht abgesondert den Paradigmen vorausgestellt, bei der dritten Declination ist es geschehen, §. 141, mit einer nur scheinbaren Inconsequenz, da der Unterschied dieser Declination diess Verfahren vollkommen begründet. Aber im Unterricht ist darum bei der dritten Declination nicht anders zu verfahren als bei den ersten beiden. Weder Casus noch Personenendungen hat man den Schülern zuzumuthen selbstständig vor der Declination oder vor der Conjugation zu lernen. Diese Formen existiren nicht selbstständig, sie haben eine Bedeutung für den, der mit der Sprache bereits bekannt ist, indem er unwillkürlich sich Wortstämme, wie sie ihm im reichsten Maasse vorschweben, vor die Endungen gestellt denkt; sie haben noch reichere Bedeutung für den sprachvergleichenden Forscher, welchem zugleich der Ursprung dieser Endungen, ihre ursprüngliche Bedeutung, ihre Umgestaltung in andern Sprachen u. s. w. vorschwebt; sie haben keine Bedeutung für den Schüler. Die Erlernung der Declination oder der Conjugation bei den Schülern dadurch erreichen wollen, dass man die so nicht existirenden Endungen mit dem so ebenfalls nicht existirenden Stamm nach den Lautgesetzen verbinden lässt, ist eine ganz nutzlose Verzögerung, eine ganz überflüssige Qual, welche man in den Unterricht hineinwirft, um sich selbst die angenehme Täu-

schung beizubringen, dass die Schüler durch solche Synthesis von Stamm und Endungen declinirten und conjugirten. Die Schüler merken doch die Endungen erst sicher an dem Paradigma: aus dem Paradigma in seiner Uebereinstimmung und Abweichung von anderen erkennen sie Stamm und Endung; an das Paradigma schliessen sich leicht und mit Nutzen diejenigen Bemerkungen über Lautgesetze an, welche dem Schüler dienen; das Paradigma lernt der Schüler leicht und mit Erfolg als wirklich vorhandene Sprachform, die theilweise Uebereinstimmung mit anderen verwandten Paradigmen (z. B. in den verschiedenen Classen der Wörter der dritten Declination) wirkt zur Erleichterung des Lernens schon ohne alles weitere Zuthun, ohne vorgängige Heraushebung der Endungen, nach allgemeinen unausweichlichen psychologischen Gesetzen; die Abstraction hat hier, wie in der Regel, erst der Kenntniss des Concreten zu folgen und auf diese sich zu stützen. — Für die Declination würde aus diesem Gesichtspunkte zunächst folgen, dass §. 141 im Unterrichte nicht dem wirklichen Erlernen der Paradigmen dieser Declination vorauszugehen hat; es ist leicht zu ersehen, dass sich daraus ähnliche Folgerungen für die Conjugation ergeben.

Die Curtius'sche Grammatik unterscheidet richtig und consequent die Nominativform eines Nomens von seinem Stamme, und behandelt überall die Frage, wie aus dem Stamme der Nominativ gebildet ist. Für den Unterricht ist diese Frage nicht unbedingt nothwendig und könnte möglicherweise den Erfolg sogar gefährden; in allen Fällen, wo der Nominativ allein noch nicht über den Stamm entscheidet, also vornehmlich für alle Wörter der dritten Declination, hat der Schüler mit dem Nominativ eines Wortes zugleich ein für allemal den Genitiv zu merken, und auf eine Frage nach dem Worte mit dem Nominativ zugleich auch den Genitiv zu antworten; aus dem Genitiv erkennt der Schüler theils unmittelbar theils durch leichte Vermittelung den Stamm, insoweit er ihn für die wirkliche Declination gebraucht. Hiernach würden im Unterrichte zu übergehen sein

die §§. 115, 121 erster Absatz, 145, 147, 151, 155, 160, 163, 165.*)

Das Zurückgehen auf die ursprünglichen Formen §§. 119, 122, 128 kann bei dem ersten Einprägen der Formen mehr hindern als fördern; man wird es daher lieber bis dahin übergehen, wo die Lectüre Homers einen näheren Anlass zu Bemerkungen dieser Art gibt und zwischen den zuerst gelernten attischen und den epischen Formen die Verbindung vermitteln hilft.

In Ansehung der Regeln über das Genus der Nomina, insoweit dasselbe aus den Endungen zu erkennen ist, wird man wohlthun, bei den Ausnahmen der zweiten Declination und bei den Regeln der dritten Declination, also §. 127, 137—140, sich zunächst auf diejenigen Worte der zweiten

---

*) Die im Obigen bezeichneten Vorschläge zur Beschränkung gehen aus der Absicht hervor, gewiss nicht der Erklärung der Formen und ihrer Entstehung einen zu weiten Raum zu geben auf Kosten ihrer festen Einprägung. Um über meine Vorschläge einigermassen ein Erfahrungsurtheil kennen zu lernen, befragte ich vor sechs Jahren, bei dem Erscheinen der ersten Auflage dieser ‚Erläuterungen', einen früheren Schüler von mir, von dem ich weiss, dass er als Lehrer an einem geachteten Gymnasium Wiens durch seinen Unterricht eine anerkannte Sicherheit und Geläufigkeit in den griechischen Formen erreichte. Dieser erklärte mir, er sei, als er das erste Mal den griechischen Elementarunterricht durchgeführt habe, genau meinen Vorschlägen gefolgt und das mit gutem Erfolge. Bei den wiederholten Malen, da er diesen Unterricht geführt, sei er dem Grundsatze unbedingt treu geblieben, dass das Lernen und Einüben der Formen dem Erklären und Zurückführen auf Sprachgesetze voraus zu gehen habe; diess stehe auch ihm als Grundsatz fest. Aber in dem Maasse der den Schülern zu gebenden Erklärungen sei er bei meinen Vorschlägen nicht stehen geblieben, sondern habe sich erfahrungsmässig überzeugt, dass manches, was ich in zu grosser Aengstlichkeit ausgeschlossen habe, sich unter der Voranssetzung schon erreichter sicherer Einübung mit gutem Erfolge vornehmen lasse, so z. B. die von mir zum Uebergehen bezeichneten §§. 115 ff.—165. Ich darf der Versicherung dieses sehr tüchtigen Lehrers vollen Glauben schenken, dass er auf diesem Wege sowohl Sicherheit in den Formen als Interesse für die Einsicht in die Gesetze und Befestigung der Formenkenntniss durch die Anfänge einer solchen Einsicht erlangt habe.

Declination zu beschränken, welche sehr häufig vorkommen, und in der dritten Declination nur die am leichtesten aufzufassenden und am weitesten durchgreifenden Regeln einzuprägen. Die weitere Ergänzung ergibt sich mit besserem Erfolge bei den schriftlichen und mündlichen Uebersetzungsübungen, als sie durch ein ursprünglich vollständiges Erlernen dieser Regeln erreicht werden kann.

Vergleichungen unter den Erscheinungen der verschiedenen Declinationen sind namentlich insofern interessant, als sich darin die gleiche Grundlage für die gesammten Declinationen kundgibt; für den Unterricht hat es zunächst gewiss geringeren Nachtheil, wenn die verschiedenen Declinationen wie ganz ausser einander liegend aufgefasst werden, als wenn eine Vergleichung, ehe die Formen jeder einzelnen ein unveräusserliches Eigenthum des Schülers geworden sind, zu irgend welchen Verwechslungen Anlass gibt. Darum würde ich die interessanten Zusammenstellungen von §. 134 und 173 beim Unterrichte in der Formenlehre zunächst übergehen.

Um noch ein paar Einzelheiten hinzuzufügen, so versteht es sich wohl von selbst, dass man §. 142 die Regel über den Accent der einsylbigen Wörter der dritten Declination erst dann vornehme, wenn die Flexion einsylbiger Wörter wirklich vorkommt, dann aber diese Regel genau feststelle und auch sogleich oder bald nachher die Ausnahmen derselben vollständig einpräge. Die Uebersicht der Stämme bei den Wörtern der dritten Declination §. 143 wird besser nach Beendigung der dritten Declination vorgenommen, und zugleich mit §. 172 zu einer Repetition verwendet werden, bei der es darauf ankommt, die Schüler zugleich den gesammten Reichthum an Worten, deren Kenntniss sie sich bei der dritten Declination erworben haben, ins Gedächtniss zurückrufen zu lassen.

Mit diesen wenigen und nicht bedeutenden Abweichungen, welche den eigentlichen Gang des Buches kaum treffen, würde man nach meiner Ueberzeugung für das Gebiet der Declination die Curtius'sche Grammatik passend dem Unterrichte zu Grunde legen können; es sind der Modificationen nicht mehr, als jede Grammatik dieser Einrichtung sie

nöthig macht; und selbst diejenigen Grammatiken, welche dem Lehrer den methodischen Gang vorzuzeichnen beabsichtigen und dadurch die Uebersicht der Sache vielfach erschweren müssen, befreien nicht ganz von der Nothwendigkeit solcher Modificationen. Uebrigens sind für den Unterricht in der Formenlehre überhaupt das wichtigste die Paradigmen in der Grammatik und das Uebungsbuch; die Richtigkeit und angemessene Gruppirung der Paradigmen hat das feste Einlernen derselben zu erleichtern, an sie knüpft vor allem das Wort des Lehrers so viel Erklärung, als den Schülern wirklich frommt; mit Hilfe des Uebungsbuches ist diese Kenntniss zu vollem Eigenthume der Schüler zu machen und zugleich auf den dabei zu erwerbenden Wortvorrath anzuwenden.

Die folgenden Capitel 7, 8, 9 über Adjectiv, Pronomen Numerale, geben fast gar keine Veranlassung zu einer Abweichung von der in der Grammatik gewählten Anordnung oder zu einer nicht schon durch den Druck der Grammatik selbst bezeichneten vorläufigen Auslassung; inwiefern im einzelnen etwas anders vorzugehen und jede Erklärung über die Genesis der Formen nur als Mittel zu ihrer sicheren Kenntniss zu betrachten ist, bedarf nach dem bisher erörterten keiner besondern Erwähnung.

Nachdem ich in Betreff der Declinationen ausführlich besprochen habe, inwiefern der Gang und die Auswahl des Unterrichtes von dem zu Grunde liegenden Lehrbuche abzuweichen habe, darf ich bei der Lehre vom Verbum nicht durch eine gleiche Ausführlichkeit die Leser ermüden; aus einigen allgemeinen Bemerkungen werden sich die Folgerungen für das einzelne leicht ergeben.

Bei der Erlernung der Conjugation der Verba auf *ω*, denn nur über diese scheinen einige Bemerkungen erforderlich, geht man sonst in der Regel so zu Werke, dass man an einem Paradigma möglichst alle Formen bilden und dieses erlernen lässt. In der Auswahl des Paradigma zeigt sich ein nicht geringer Unterschied, je nachdem man darauf ausgeht, eines zu wählen, dessen Bildung die einfachste ist (*βασιλεύω*, *λύω* u. dgl.), oder ein solches, an welchem sich

möglichst alle Tempora darstellen lassen (z. B. τύπτω); auch bei dem Erlernen dieses Paradigma selbst treten wesentliche Verschiedenheiten ein, denn einige Lehrer suchen durch die Einprägung von Tempuscharakter, Bindevocal, Personalendung u. s. w. dem Schüler die einzelnen Formen entstehen zu lassen, — dass ich solcher Erlernung der abstracten Schemen, um aus ihnen das Concrete werden zu lassen, nicht beistimme, habe ich schon früher ausgesprochen, — andere lassen das Paradigma selbst in ruhiger Allmählichkeit fest lernen nnd einüben und knüpfen daran die nöthigsten und das Behalten erleichternden Erklärungen über dessen Bildung. Aber wie auch die Erlernung dieser Paradigmen in verschiedener Weise vermittelt werde, das Wissen dieser Paradigmen und die Flexion des unmittelbar dadurch beherrschten Gebietes von Verben bildet die Grundlage, auf welche dann das übrige, als eine durch die Verschiedenheit des Stammes u. s. w. bedingte Abweichung aufgebaut wird. Anders ist Curtius zu Werke gegangen. Er scheidet die gesammten Formen des Verbums in sieben Gruppen (Präsensstamm, starker Aoriststamm u. s. w.), und behandelt jede derselben sogleich für alle Classen der Verba auf ω. Der Vortheil dieser Anordnung ist unverkennbar; es wird dem Schüler nicht auf einmal der ganze Reichthum der Formen eines Verbums dargeboten, der, wenn man ihn auch natürlich in verschiedene Lehraufgaben theilt, doch leicht eine zerstreuende und erschwerende Einwirkung ausübt, sondern seine Aufmerksamkeit wird immer nur auf ein engeres, leicht übersehbares Gebiet concentrirt, für dieses aber in der Weise, dass er damit jedes ihm vorkommende Verbum beherrschen kann. Einen Nachtheil, der aus dieser Anordnung leicht hervorgehen könnte, wird die Behandlungsweise des Lehrers zu entfernen suchen; es verbinden sich nämlich bei dieser Anordnung nicht so unmittelbar die sämmtlichen Formen desselben Verbums in einen Ueberblick, man wird daher mit unermüdlicher Consequenz bei den einer späteren Gruppe angehörigen, eben neu gelernten Formen eines Verbums immer auf die schon früher gelernten, den vorherigen Gruppen zugehörenden Formen desselben Verbums zurück-

gehen, man wird am Schlusse der Lehre vom Verbum Uebungen, wie sie durch die zwischen §. 301 und 302 gesetzte ‚Uebersicht über die Formen der Verba etc.' bezeichnet sind, in reichlichem Maasse anstellen, um das einzelne in verschiedenen Gruppen nach und nach erworbene wirklich zur Einheit eines zusammenfassenden Ueberblickes zu verbinden.

Die Curtius'sche Grammatik gibt, ihrer gesammten Einrichtung gemäss, die Personalendungen vor dem Paradigma der ersten Gruppe der wirklichen Verbalformen; wie ich hierüber denke, habe ich schon oben ausgesprochen. Aus denselben Grundsätzen aber folgt, dass ich nicht die in der Curtius'schen Grammatik bezeichneten Tempusstämme von den Schülern würde lernen lassen, sondern die wirklichen Tempusformen selbst. Man kann für diese didaktische Forderung in gewisser Weise die Curtius'sche Grammatik selbst als Beleg anführen. Curtius findet es für nöthig, die blossen Stämme von den wirklichen Wortformen dadurch zu unterscheiden, dass er jene ohne Accent schreibt. Dieser Unterschied besteht nur für das Auge, er verschwindet, sobald man die Stämme ausspricht, da sie dann doch mit irgend einer Betonung gesprochen werden müssen, mithin ihr Erlernen und Einprägen die Gefahr bringt, dass blosse hypothetische Formen mit den wirklichen Formen unterschiedslos zusammenfliessen. Lernen also lasse man vielmehr die wirklichen Tempusformen; was man von den Tempusstämmen zu sagen passend findet, gehört in die erst nach vorhergegangener Erlernung der betreffenden Formen folgende Erklärung, wobei in Rücksicht des Maasses solcher Erklärung und der einzuhaltenden Gesichtspuncte dieselben Grundsätze gelten würden, welche oben bei der Declination zur Anwendung kamen.

Dass bei dem Augmente (§§. 234—242) zunächst sichere Auffassung der Hauptsachen, §§. 234—238, erreicht werden, und Einzelheiten wie §§. 239—242, erst wenn diese erreicht ist vorzunehmen sind, und so ähnliches in allen Partieen der Conjugationslehre, trifft die Curtius'sche Grammatik nicht in anderer Weise, wie fast eine jede andere, und bedarf daher keiner weitern Ausführung.

Indem ich hiermit diese gelegentlichen Bemerkungen schliesse, erlaube ich mir nur nochmals an die Absicht zu erinnern, in welcher sie niedergeschrieben wurden. Was mir durch Erfahrung im griechischen Schulunterrichte und durch Nachdenken über die Gründe dieser Erfahrungen zur Ueberzeugung geworden ist, versuchte ich auf die Curtius'sche Grammatik für ihren Schulgebrauch anzuwenden, und bitte die Lehrer, welche diese Grammatik ihrem Elementarunterrichte zu Grunde legen werden, meine Vorschläge mit ihrem eigenen Plane vergleichen zu wollen.